

Nr. 37 • JAHRGANG 14 • MÜNCHEN, 10. SEPTEMBER 1961 • 1 H 5730 C • 60 PF. • Schweden: skr 1,00 inkl. oms

Neuer Bericht:

Trompete und weißes Gift

Das dramatische Schicksal von Chet Baker

Straßen-Musik

Ein Roman der Großstadtjugend von Manfred Gregor

In diesem Heft zu lesen:
Familie Armstrong-Jones freut sich auf ihr Baby, aber der Hof hat

Immer Ärger mit Margaret!

QUICK-Leser sagen ihre Meinung

Das Geheimnis der schwarzen Venus

● **Nur Banausen** konnten gegen eine Mitwirkung der Negerin Grace Bumbry bei den Festspielen in Bayreuth protestieren. Das deutsche Publikum reagiert ganz anders auf farbige Künstler. Dafür gibt es genug Beweise. Camilla Williams, die zusammen mit Erna Berger und Fischer-Dieskau in der Bundesrepublik aufgetreten ist, Muriel Rahn, Gast bei den Städtischen Bühnen Frankfurt, die Pianistin Philippa Schuyler, Leontyne Price, der Sänger William Warfield, sein Kollege Thomas Carey — sie alle lieben das Publikum in Deutschland, von dem sie überall gefeiert wurden.

Dr. Heinrich Mergner, Konstanz

● **Das Wutgestammel** einiger Altgermanen, die gegen das Auftreten der farbigen Sängerin Grace Bumbry bei den Bayreuther Festspielen protestierten, ist rasch verstummt — und ins Gegenteil umgeschlagen. Die aus Missouri stammende „schwarze Venus" erhielt nach der ersten Vorstellung ganze Stöße von begeisterten Zuschriften, in denen Wagner-Freunde die anfangs verfemte Negersängerin beglückwünschten. Und von dem amerikanischen Impressario Sol Hurok kam postwendend ein Millionenvertrag über fünf Jahre. Hat sich der „Tannhäuser" also doppelt gelohnt für die charmante Amerikanerin.

Helma Ketterer, Fulda

● **Es ist nichts Neues,** daß eine farbige Sängerin Ressentiments begegnet. In Amerika mußte fast jeder Neger-Künstler das Leid und die Demütigungen erfahren, die das Schicksal für die Farbigen bereit hält. Marion Anderson, die als erste Negerin an der Metropolitan Opera in New York auftrat, die in Moskau vor Stalin und in Washington vor Roosevelt sang, wurde abgewiesen, als sie sich in Philadelphia bei der Musikakademie anmelden wollte. Ella Fitzgerald bekam von der Polizei Auftrittsverbot, als sie zum erstenmal öffentlich in New Orleans sang. Mahalia Jackson, die berühmte Gospelsängerin, fand mehr als einmal verschlossene Türen — weil sie eine Negerin ist.

Helmut Marker, Hannover

Ganz langsam kam der Tod



● **Bergstrecken** und ähnlich „absturzgefährliche" Straßen müssen, ebenso wie Brücken, durch massive Brüstungsmauern aus Stahlbeton oder durch Stahl-Leitplanken gesichert sein. Sind diese Mauern aus Naturstein, verstärkt man sie durch ein 25 mm starkes Drahtseil, das mit eingebaut wird. Darüber hinaus werden diese Sicherheitsmaßnahmen gewöhnlich durch bauliche Verbesserungen verstärkt. Zum Beispiel: Man rauht die Straßendecke auf, verbreitert besonders die Kehren, verringert zu starkes Quergefälle, hebt abgesunkene Straßenränder, markiert die Fahrbahnen in der Mitte und an beiden Seiten deutlich, sichert die Außenseiten der Kurven zusätzlich durch hohe Böschungen. Nur so können schwere Unfälle auf gefährlichen Alpenstraßen vermieden werden.

Ministerialrat Röthlein, Oberste Baubehörde, Bayerisches Staatsministerium des Innern, München

● **Auf Seeufer-Straßen,** die landschaftlich schönen Ausblick bieten, wird häufig schlecht und gefährlich gefahren, weil die Fahrer die Landschaft betrachten und nicht auf den Verkehr achten. Sie fahren dann nicht mehr scharf rechts oder beginnen zu schleichen. Das Ergebnis: Der Verkehr in beiden Richtungen wird behindert und gefährdet. Deshalb lautet die Forderung: Wenn ein Kraftfahrer die Landschaft ansehen will, dann nur von einem Parkplatz oder Haltestreifen aus. Da es aber an schönen Seeufer-Straßen selten oder überhaupt keine Parkmöglichkeiten gibt, richten wir den Wunsch an die Bauverwaltung, landschaftlich reizvolle Straßen mit ausreichenden Parkplätzen zu versehen — als Beitrag zur Verkehrssicherheit und zur Erholung der Kraftfahrer.

Dipl.-Ing. Kopp, ADAC, Abteilung Straßenwacht, Technik und Verkehr, München

Schund aus Germany?

● **Der Qualitätsabfall** der deutschen Arbeit liegt im Akkordsystem begründet. Ein Beispiel: Wenn ein Arbeiter für 100 gefertigte Stücke eines Artikels zunächst zehn Stunden bezahlt bekommt, dann stellt bestimmt bald ein „Zeitnehmer" mit der Stoppuhr fest, daß besagte 100 Stücke auch in acht Stunden fabriziert werden können. Also wird der Arbeiter nur für acht Stunden bezahlt. Da er sich aber keinen Lohnausfall erlauben kann, stellt er eben in 10 Stunden 125 Stück her. Nur so kann er sein Lohnniveau halten. Das Produkt aber muß darunter leiden. Mit anderen Worten: Man läßt dem Arbeiter keine Zeit mehr, so sorgfältig zu arbeiten, wie er gern möchte.

Heinz Borstel, Wiesbaden

● **Faulheit und Gleichgültigkeit** der Arbeitnehmer sind an der schlechten Qualität schuld. Wenn man heute zehn Bestellungen aufgibt, wird kaum eine zur Zufriedenheit ausgeführt. Vertreter sind meist vor neun oder zehn Uhr morgens überhaupt nicht anzutreffen. Engagiere ich für meinen Mittelstandsbetrieb einen Arbeiter zum Stundenlohn von fünf Mark, bekomme ich als Gegenwert eine Leistung, die vor zwanzig Jahren ein Lehrling im zweiten Lehrjahr geliefert hat. Arbeitnehmer und Großindustrie genießen das Wirtschaftswunder, die „Melkkuh Mittelstand" aber hat man abgeschrieben. Die Folgen werden nicht ausbleiben.

Heinrich Kümmel, München

Auto-Schluss-Verkauf



● **Interessant** sind die Beobachtungen von Fachleuten nach der Borgwardkrise. Sie stellten nämlich eine verblüffende Tatsache fest: Die Arbeitsleistung pro Mann und Tag stieg in branchenähnlichen Betrieben Bremens in der letzten Zeit sprunghaft bis um 20 Prozent an. Soviel Mehrleistung muß doch einen Grund haben? Ganz recht: Verschiedenen Leuten wurde nämlich plötzlich klar, daß es in der Wirtschaft keine

Sicherheit um jeden Preis gibt. Und noch eines brachten die Massenentlassungen mit sich: Konkurrenten. Man mußte plötzlich wieder für den Arbeitsplatz arbeiten! *Horst Leiten, Bremen*

● **Dr. Johannes Semler** hat seinerzeit nicht die Henschel-Werke in Kassel saniert. Semler war nur ganz kurze Zeit in Kassel tätig. Seine geplanten Maßnahmen wurden nicht durchgeführt. Die Sanierung bei Henschel wurde von Dr. Fritz-Aurel Goergen, dem jetzigen Mitinhaber des Unternehmens, durchgeführt.
Dr. Leps, Presseabteilung Henschel-Werke, Kassel

Der ganz offene Brief

Liebe Quick!

Der amerikanische Meteorologe Willett behauptet, daß unser Wetter in den nächsten zehn Jahren schlecht bleiben wird. Diese Prognose allein würde genügen, uns das Wasser in die Augen zu treiben, das uns bereits bis zum Halse steht. Aber nicht genug damit: Dieser rührige Tief-Beobachter posaunt aus, daß bis zu einem Umschwung zu wärmerem Klima ein ganzes Jahrtausend vergehen wird. Der Wunsch, die nächsten tausend Jahre zu überbrücken, ist also durchaus verständlich. Ich möchte deshalb die rührige Konserven-Industrie auffordern, eine dem Einmachen ähnliche Konservierungsform für lebende Menschen zu entwickeln. Die heute so beliebten Frischhalte-Beutel scheinen mir dafür eine solide Ausgangsbasis zu sein. Ich zweifle nicht daran, daß unseren Nahrungs-Chemikern und Verpackungs-Spezialisten eine wirksame Lösung einfallen wird. Das



Einmachen von Menschen für einen auf tausend Jahre beschränkten Zeitraum müßte natürlich auf freiwilliger Basis und mit schriftlichem Einverständnis des Schönwetter-Abwarters erfolgen, um jeden Mißbrauch auszuschließen. Die zuständigen Behörden könnten Dauerschlaf-Unbedenklichkeitsbescheinigungen ausstellen, die natürlich nicht nur an Beamte ausgegeben werden dürften. Ein soziales Gesetz müßte die Weiterbeschäftigung der, wenn ich so sagen darf, aus dem Verkehr gezogenen Mitbürger auf ihrem alten Arbeitsplatz garantieren, wenn sie in tausend Jahren erwachen. Ein derartiges gesetzgeberisches Versprechen würde mir in der Wahlzeit gar nicht übertrieben erscheinen.

Herzlichst Dein

MANFRED SCHMIDT



S 7/07 F

Wieviel schöner ist ein Weiß, das strahlt ...

... ein Weiß, dem man die Pflege ansieht!

Dieses strahlende Weiß spricht für die Umsicht und Sorgfalt einer guten Hausfrau. Jedem Laken, jedem Tischtuch, jedem Oberhemd sieht man die Pflege an. Erleben Sie an all Ihrer Wäsche, was die milde, himmelblaue Lauge vermag ... wie sanft sie Flecke und hartnäckige Schmutzränder löst.

Waschen Sie auch in der Waschmaschine mit Sunil - auch da beweist sich: was das Weiß so strahlend macht, tut auch der Wäsche gut! Wie strahlend weiß Sunil wäscht, sehen Sie jetzt auch an Ihrer Nylon- und PERLON-Wäsche. Selbst vergrautes Nylon wird genauso strahlend weiß wie Ihre andere weiße Wäsche!

Sunil bringt alles Weiß zum Strahlen!

Die Berlin-Krise bringt es an den Tag:

Bonn „verkauft" uns schlecht

Die Anzeichen mehren sich, daß Berlin im Herbst vor die Vereinten Nationen kommt. Der Stacheldraht quer durch die deutsche Hauptstadt — jene grausame Dornenkrone unseres Volkes — wird dann zum Gegenstand eines hochpolitischen Weltgesprächs. Und am Ende der Debatte werden die Vertreter von neunundneunzig Staaten abstimmen.

Wie würde eine solche Abstimmung ausgehen? Von 33 Staaten weiß man schon jetzt, wie sie stimmen werden. 23 von ihnen gehören dem „Westblock" an, 10 dem „Ostblock". 66 Nationen aber sind neutral. Sie werden bei einer solchen Abstimmung den Ausschlag geben. Wie werden sie sich entscheiden?

Alarmierende Nachrichten aus den letzten Wochen und Tagen haben die Diplomaten des Bonner Auswärtigen Amts erschrocken hochfahren lassen. Nkrumah und Nehru, zwei der profiliertesten Vertreter der neutralen Nationengruppe, haben erkennen lassen, daß sie keineswegs hundertprozentig auf unserer Seite stehen.

● Nkrumah, Staatspräsident von Ghana, billigte in Moskau die sowjetische Absicht, die Berlin-Frage zu „regeln".

● Nehru, Premierminister Indiens, erklärte in Neu-Delhi: Der freie Zugang nach Berlin sei kein Recht der Westmächte, sondern beruhe auf einer Konzession Moskaus.

Freilich: Beide Äußerungen wurden später durch „Dementis" und „präzisere Auslegungen" vernebelt. Aber der Schaden war nicht völlig wiedergutzumachen.

Der Bundesbürger fragt sich bestürzt: Wie kann ein kluger, kritischer, weiser Mann wie Nehru die Argumente unserer Gegner gebrauchen? Warum denken die jungen Nationen Afrikas und Asiens nicht wie wir? Warum fühlen sie nicht mit den gefangengehaltenen Bewohnern der Zone — sie, die doch für ihre eigene Freiheit, ihr eigenes Recht auf Selbstbestimmung zu sterben bereit waren?

Die Antwort: Weil Bonn unsere Sache schlecht „verkauft".

■ Ein Zehntausend-Mann-Heer von Propagandaspezialisten — jeder einzelne mit sechsjähriger Sonderausbildung — macht seit Jahren bis ins letzte afrikanische Dorf Stimmung für die Politik des Ostens. Bonn schickte in aller Hast wenige Dutzend Journalisten in die Welt hinaus. Sie tun, was sie können. Aber es ist zu wenig.

■ Die Sowjets verunglimpfen die Politik des Westens als „imperialistisch", „kolonialistisch" und „kriegstreiberisch". Das ist gelogen. Aber es trifft mitten ins Gefühl der Menschen, die eben erst ihre Unabhängigkeit erhalten haben und jetzt für ihren Aufbau so nötig Ruhe und Frieden brauchen. Bonn dagegen erreicht mit dem Ruf nach Wiedervereinigung bei den Vertretern Asiens und Afrikas nur höflich verborgenes Gähnen. Denn die Wiedervereinigung, die uns Deutschen so sehr am Herzen liegt — der Afrikaner sieht sie als einen Teil des Ost-West-Konflikts, aus dem er sich am liebsten heraushalten möchte.

■ Der Osten ist wacher. Wenige Tage nach der Tragödie von Berlin kamen in der indischen Hauptstadt Neu-Delhi zwei prominente Vertreter des Ulbricht-Regimes an, um Premierminister Nehru ihre Argumente zur Berlin-Krise vorzutragen. Aus Bonn kam niemand.

Was kann geschehen?

Erstens: Mehr Geld — vor allem aber mehr Persönlichkeiten für die Aufklärungsarbeit im Ausland!

Zweitens: Die Strategie unserer Aufklärungsaktionen muß besser geplant, muß sorgfältiger auf die Herzen und Hirne der Menschen in anderen Ländern abgestimmt werden.

Drittens: Die Bundesregierung muß künftig noch schneller reagieren, damit Chancen besser wahrgenommen, Scharten besser ausgewetzt werden können.

Vor allem aber gilt es den „Goebbels-Komplex" loszuwerden und aufzuhören, jede Art von Aufklärungsarbeit für ein Übel zu halten. Nicht die brillante, überzeugende Idee ist unmoralisch. Unmoralisch ist nur die Lüge.

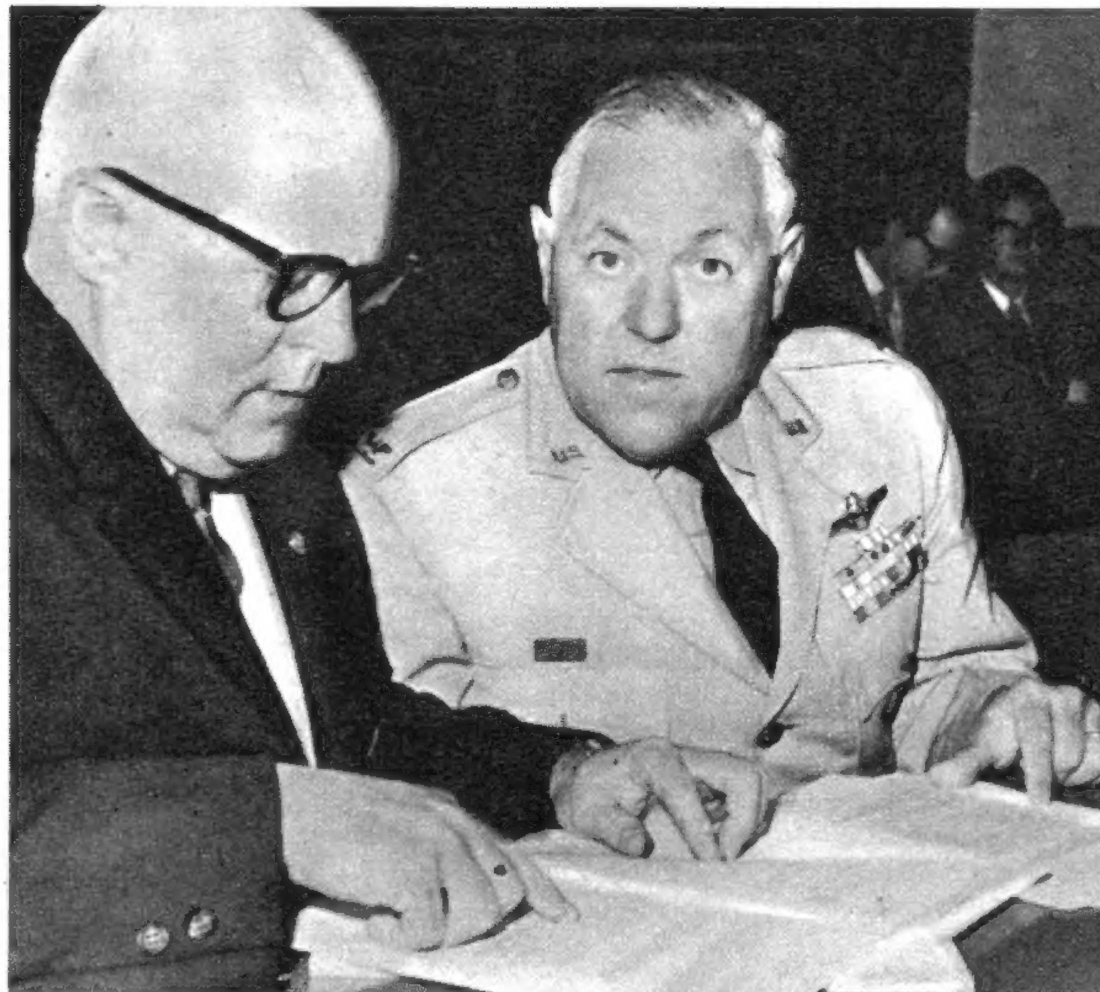
In wenigen Tagen wird eine neue Bundesregierung gewählt. Ganz gleich, welche Partei siegen wird — sie wird ihre besten Leute daransetzen müssen, ihre Sache, die unser aller Sache ist, in der Welt so gut wie möglich zu „verkaufen".

Zum Titelbild



Prinzessin Margaret von England wird Mutter. In zwei Monaten soll die glückliche Stunde schlagen. Aber schon jetzt wirft das Baby seinen Schatten voraus: Unterhaus und Königshof nahmen das bevorstehende Familienglück im Buckingham-Palast zum Anlaß einer hochpolitischen Debatte. Der Sonderbericht „Es geht um Margarets Baby" beginnt auf Seite 30.

Vor Gericht: der Kommandant der versunkenen Radar-Insel



Unter zwei große QUICK-Reportagen setzte dieser Tage ein amerikanisches Militärgericht den Schlußpunkt. Die erste erschien in Heft 51/1960. Darin erzählte QUICK-Redakteur Benno Wundshammer vom harten, gefahrvollen Leben der Männer auf den „Texas-Türmen" — den stählernen „Radar-Inseln" vor der Küste Amerikas. Und er berichtete, daß eine dieser Inseln, „Texas-Turm 4", in einem Wirbelsturm übel zugerichtet worden sei. Die zweite Reportage, ebenfalls von Benno Wundshammer, erschien in Heft 6 dieses Jahres. Sie schilderte eine Tragödie: Der schwer beschädigte „Texas-Turm 4" war in einem neuen Sturm mit 28 Mann versunken. — Vor dem Militärgericht in Newburgh bei New York mußte sich jetzt der Kommandant aller „Radar-Inseln", Oberst William Banks (Bild) für den Tod seiner Männer verantworten. Urteil: Freispruch.

In Kürze ein Weltstar



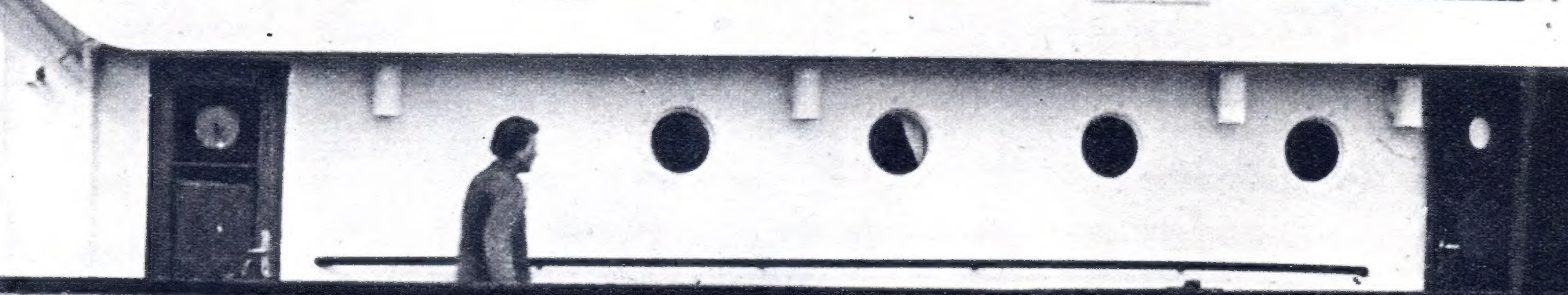
Die QUICK-Leser kennen diese junge Dame schon. Sie heißt Claudia Cardinale, spielt im Film und ist unaufhaltsam auf dem Weg nach oben. Sie wird allerdings energisch geschubst. Und zwar von dem italienischen Filmproduzenten Franco Cristaldi, wie bereits im QUICK-Bericht „Das Mehrzweck-Mädchen" (Heft 24/1961) verraten wurde. Cristaldi hat erkannt, daß der europäische Film dringend Ersatz braucht. Ersatz für die in zwölf Filmjahren „verbrauchte" Gina Lollobrigida, für die nicht mehr ganz frische Brigitte Bardot und für die auf dem Höhepunkt ihrer Karriere allzu teuere Sophia Loren. Diesen Ersatz zu stellen, ist Franco Cristaldi ohne Rast bemüht. Sein jüngster Riesenerfolg: das „nabelfreie" Cocktailkleid, mit dem „CC" dieser Tage bei Filmfestspielen in Italien Furore machte.

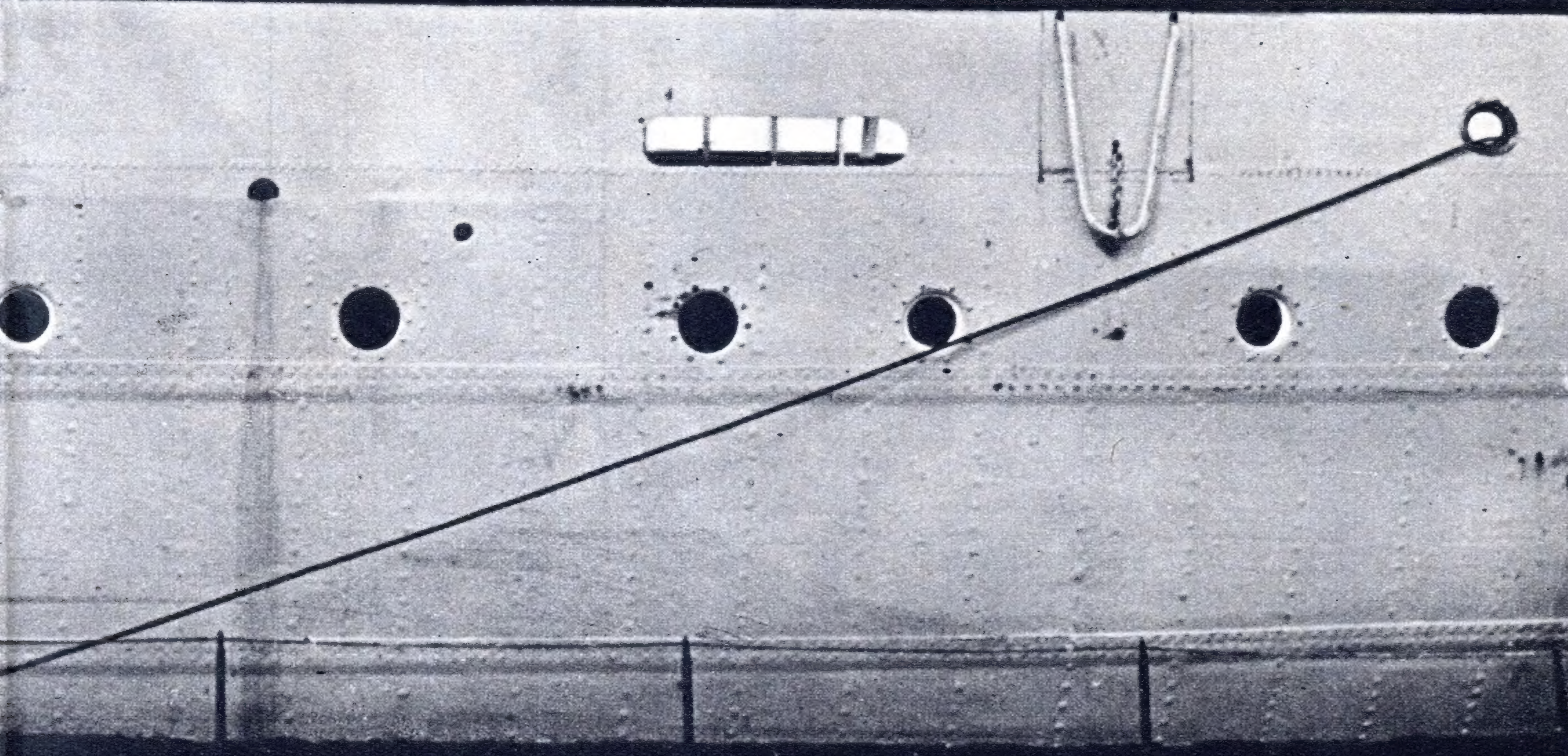


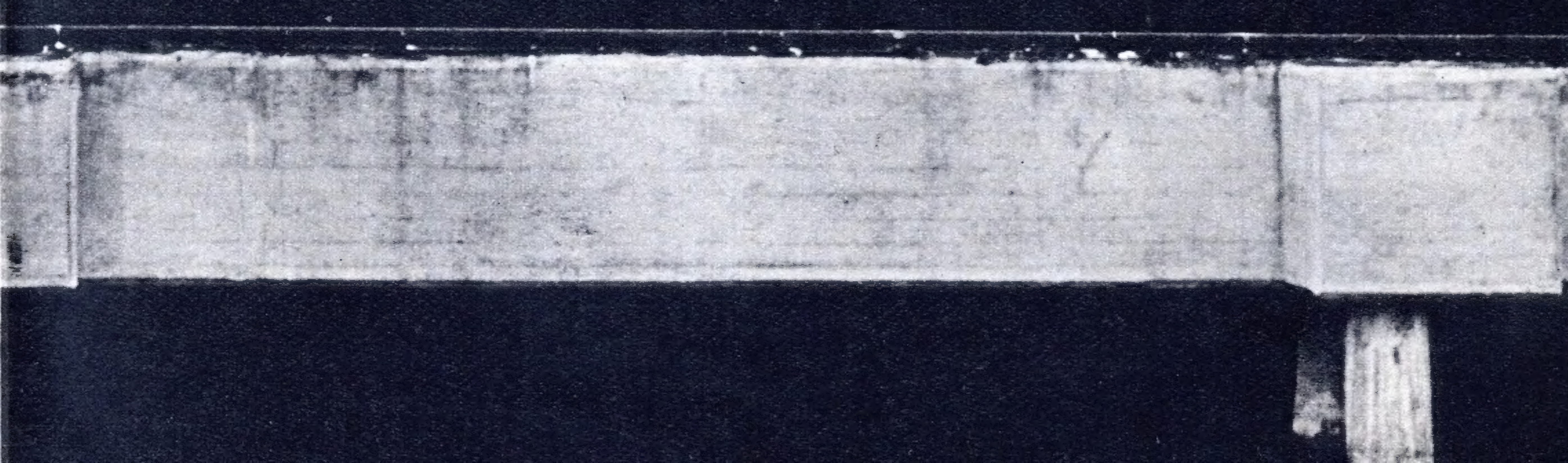
Schiffe haben für Mörder den Nachteil, daß sie zu schwimmenden Fallen werden können. Nur die Polizei wußte, daß sich auf dem Frachter „Wickede" und dem Fischdampfer „Falkenstein" zwei ebenso gefährliche wie beschränkte Burschen befanden: die Hamburger Taxigangster. Als die beiden Schiffe im Hafen festmachten, kam die Kripo an Bord...

„Hier!" rief der Mörder

Die Falle schnappte zu als der Frachter „Wickede" im Lübecker Hafen festmachte. Noch während die Besatzung das Schiff vertäute, stiegen Kriminalbeamte an Bord. Sie gingen auf eine Gruppe Matrosen am Vorderdeck zu und fragten: „Wer ist Jürgen Binder?" Der Bursche, der „Hier!" rief, wurde im Polizeigriff abgeführt (Kreis): Er hatte am 16. Juli den Hamburger Taxifahrer Heinz Achtenhagen erschossen. Mit der Pistole seines Komplicen Peter Treptow. Und Treptow war wenige Stunden zuvor an Bord eines anderen Schiffes im Hamburger Hafen verhaftet worden. Er hatte seinen Freund, den Mörder, verraten. Und der Mörder verriet sich selbst.









Am Grabe des Opfers weinten nicht nur Frau und Mutter. 1500 Taxifahrer hatten sich in stummer Trauer um ihren ermordeten Kollegen versammelt. Achtenhagen war in einem Hamburger Vorort durch Genickschuß getötet worden. Die einzige Spur war die Kugel. Fünf Wochen später übergab der Kapitän eines Fischdampfers der Polizei eine Pistole, mit der der Matrose Treptow an Bord zum Vergnügen auf Flaschen geschossen hatte. Es war die Mordwaffe.



Der Mörder legte noch auf dem Weg zur Vernehmung ein Geständnis ab, ebenso wie sein Komplice: die beiden 19jährigen Seeleute hatten ihre Heuer in St. Pauli vertrunken. Um sich Geld zu beschaffen, überfielen sie in der gleichen Nacht den Taxifahrer. Die Beute betrug 400 Mark. Damit setzten sie das Gelage auf der Reeperbahn fort. Dann musterten sie auf verschiedenen Schiffen an. Als sie in ihre Häfen zurückkehrten, kam die Polizei . . .

Millionen-Streit

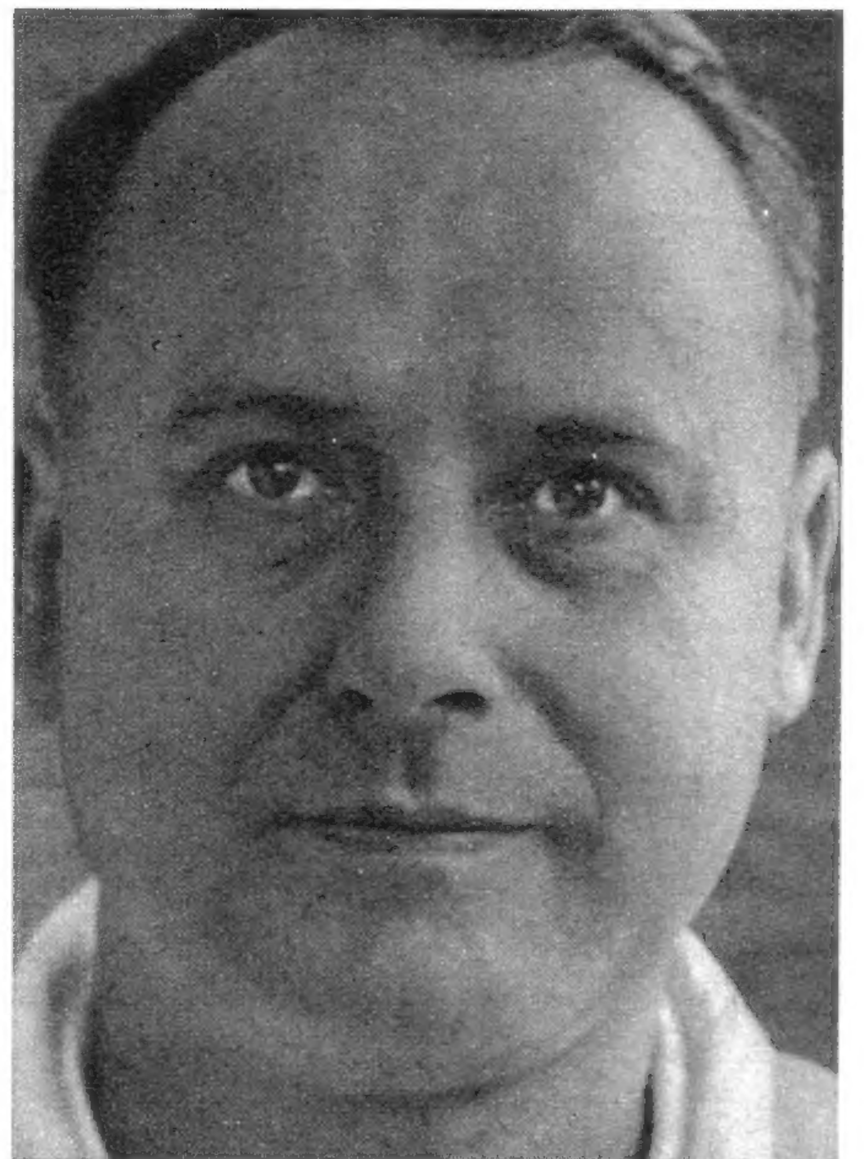


Fröhlich präsentieren auf der Hollywood-Schaukel drei junge Damen ihre Absätze. Daß um die dünnen Konstruk-

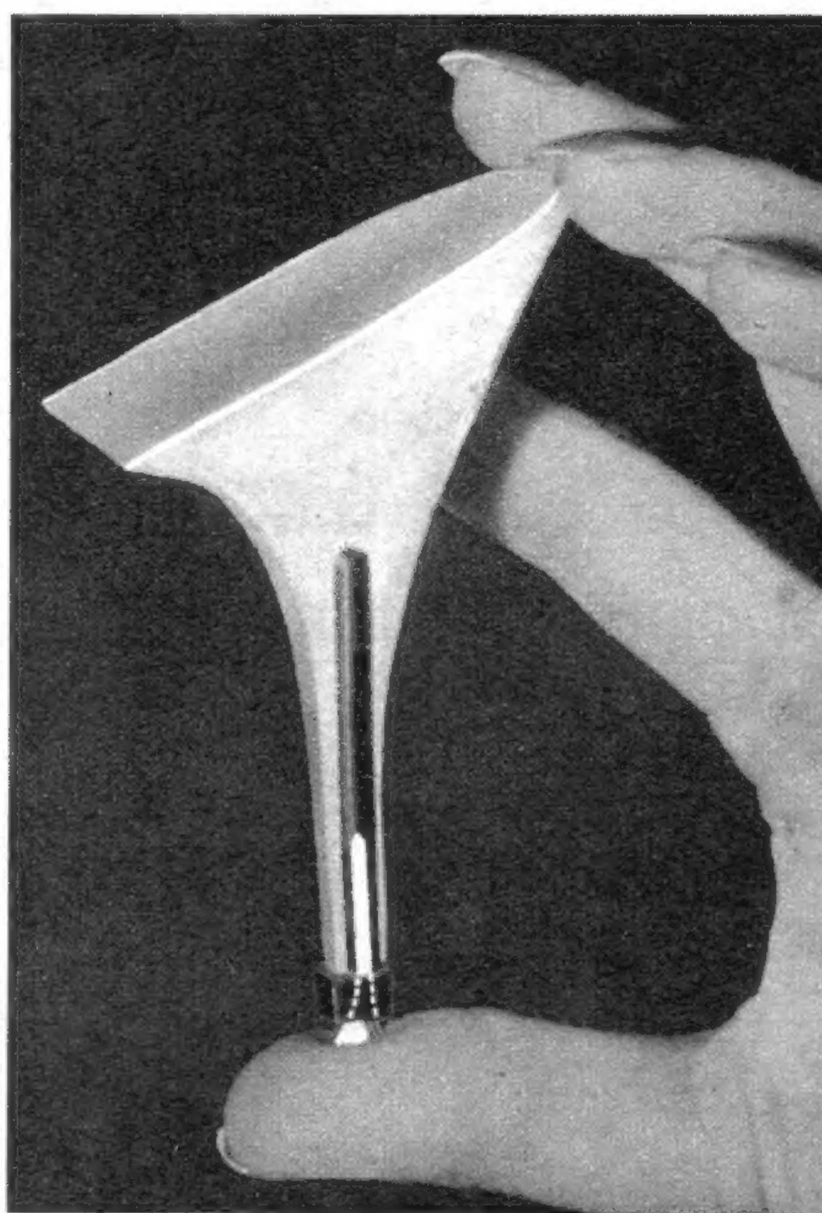
um Pfennig-Absätze

tionen ein Patentstreit tobt, ist ja nicht ihre Sorge . . .

Durch eine glückliche Idee über Nacht schwerreich zu werden — dieser Traum wurde für Franz Katzer wahr. Er ließ sich eine Erfindung patentieren, deren Wert kaum schätzbar ist: den Damenschuh-Absatz mit auswechselbarer Sohle. Aber bevor Katzer kassieren kann, muß er prozessieren.



Das Streitobjekt dient Millionen schlanken Mädchenbeinen als elegante Stütze: der Pfennig-Absatz. So heißt er, weil seine Sohlen — die „Deckflecke" — nicht größer als ein Pfennig sind. Mit hundert Kilo Druck und mehr knallen sie aufs Pflaster. Entsprechend robust muß der Absatz sein. Und entsprechend leicht müssen die Deckflecke auszuwechseln sein. Denn sie halten den Zwei-Zentner-Druck bestenfalls zwei, drei Wochen aus. Beide Probleme löste der mainfränkische Fabrikant Franz Katzer mit ein und derselben Erfindung. Er konstruierte den hölzernen „Spannhülsen-Absatz", dem ein Röhrchen aus besonders gehärtetem Stahl besondere Festigkeit gibt. Das Röhrchen dient zugleich als Hülse für einen Messingstift, der den „Deckfleck" hält. Ist der Deckfleck verschlissen, sind für die Absatz-Reparatur nur wenige Handgriffe nötig: Der Messingstift wird mit einer Zange aus der Hülse gezogen, mit einem neuen „Deckfleck" versehen und wieder in die Hülse zurückgeschoben. — Am 14. August 1958 wurde diese Erfindung patentiert. Aber statt die goldenen Früchte seiner Idee in Ruhe genießen zu können, mußte Katzer kämpfen. Eine Firma aus Pirmasens — die Firma Kömmerling — verkündete nämlich in Fachzeitschriften, *ihr* sei in jahrelanger Arbeit die Entwicklung des „Stahlhülsen-Pfennig-Absatzes" gelungen. Katzer schrieb an die Kunden der Firma Kömmerling Briefe, in denen er auf seine Patentrechte hinwies. Jetzt ging's vor das Gericht. Katzer klagte gegen Kömmerling auf Unterlassung des Nachbaus seiner Absätze. Kömmerling betrieb beim Patentamt die Löschung des Katzerschen Patents. Der Streit wogt hin und her. Ein Ende ist noch nicht abzusehen. Bisherige Gerichtskosten: über hunderttausend Mark. Dem Sieger in diesem Streit winken freilich weit höhere Summen: Der Jahresumsatz an Pfennig-Absätzen liegt schon jetzt bei zehn Millionen Mark. ●



Das Streitobjekt heißt im Fachjargon „Spannhülsen-Absatz". Auf diesem Bild sind alle Einzelheiten deutlich zu erkennen: das Röhrchen aus gehärtetem Stahl, der Messingstift, der in dem Röhrchen steckt und das verbreiterte Ende des Stifts, an dem sich die Sohle — der „Deckfleck" — leicht auswechselbar befestigen läßt.



Ruinierte Herzen, zerrissene Sehnen und verkrümmte Knochen sind der Preis vieler Sportrekorde:

Jubel, Ruhm und Krankenschein

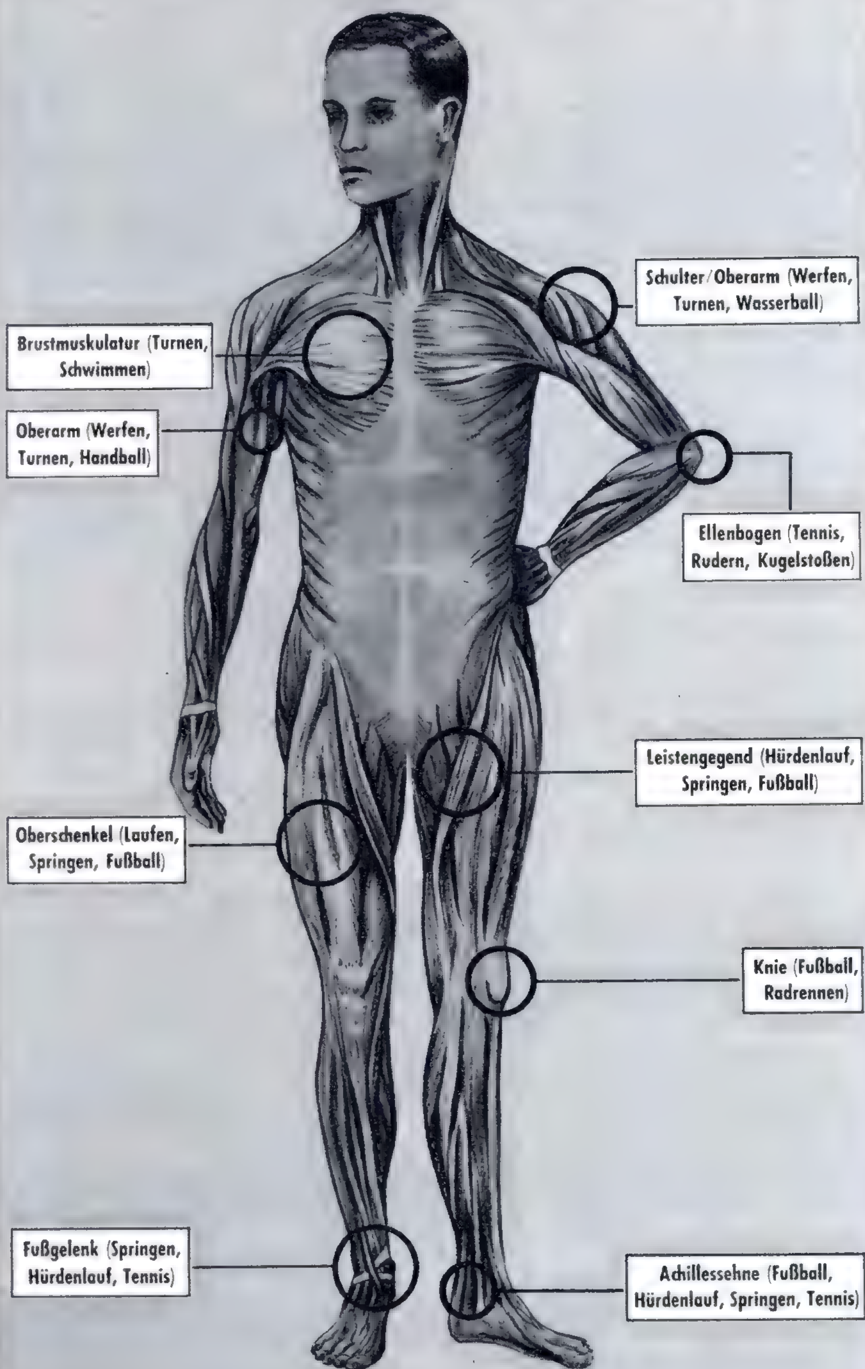
Jeden Sommer opfern so manche unserer Spitzensportler ein Stück Gesundheit. Auf den Jubel im Stadion, auf den Ruhm der Siegerehrung folgt der Krankenschein. Denn auch Weltklasse-Athleten sind Menschen. Und der Mensch ist von Natur nicht dafür bestimmt, zehn Kilometer in einer knappen halben Stunde zu laufen, mehr als zwei Meter hoch zu springen oder in 13 Sekunden über eine 110 Meter lange Hürdenstrecke zu jagen.

Martin Lauer gehörte noch vor einem Jahr zu den umjubelten Helden der Aschenbahn. Heute ist seine Sportlerlaufbahn zu Ende. Der Weltrekordmann im 110-m-Hürdenlauf (13,2 Sekunden) wird nie wieder in Meisterschaftsläufen starten können. Seit Monaten liegt der 24jährige Kölner im Krankenhaus, das linke Bein bis zur Hüfte eingegipst: Der Fuß seines „Landebeins" war den enormen Belastungen des Hürdenlaufs nicht gewachsen. Zehnmal bei jedem Lauf mußte er die Wucht des springenden, vorwärtsjagenden Körpers auffangen. Das Sprunggelenk erlitt Schäden, Lauer ließ sich Spritzen geben, es kam zu einem Abszeß, einer Blutvergiftung — und knapp entging der Sportler einer Amputation seines Beines. Dem jungen Studenten gehört das Mitgefühl aller Sportfreunde, doch sein tragisches Schicksal ist zugleich eine Mahnung für seine Kameraden.

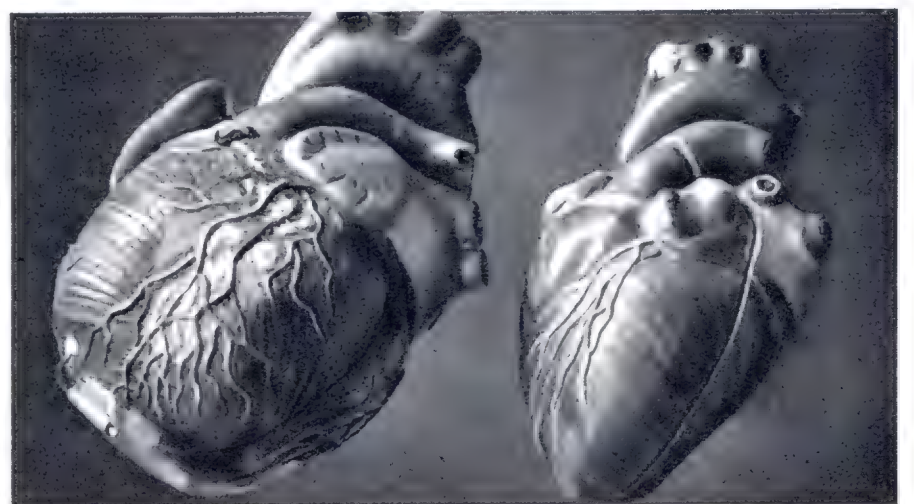


Jubel, Ruhm und Krankenschein

Die Maschine Mensch wird im Rekordsport bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit beansprucht — und oft darüber hinaus. Längst ist der Athlet zum Objekt der Wissenschaft geworden. Sie bietet ihm alle technischen Hilfsmittel, um das Letzte an Energie aus ihm herauszuholen, aber auch, um ihn vor Gesundheitsschäden zu bewahren. So ist das Fahrrad-Ergometer (rechts) der „Motorprüfstand" für den Läufer. Während der Sprinter die mit Gewichten beschwerten Pedale tritt, werden gleichzeitig Atmung, Puls und Blutdruck gemessen. Das Ergebnis der Prüfung ist oft eine ernste Warnung an den Sportler.

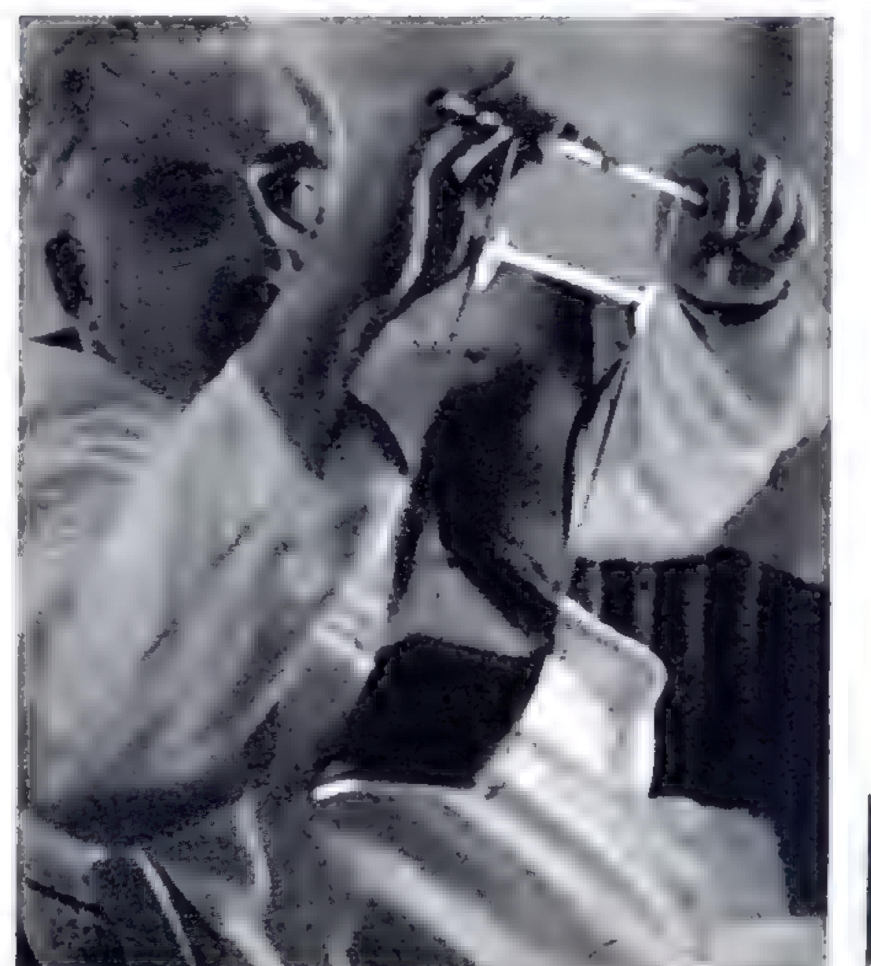


Der Sportinvalide braucht kein Veteran des Kampfsports wie Boxen oder Eishockey zu sein. Auch die Aschenbahn, der Tennisplatz, die Ruderstrecke und der Fußballrasen fordern ihre Opfer. Auf der Jagd nach den Rekorden bleibt oft die Gesundheit auf der Strecke. Ein gnadenloses Training und immer höhere Leistungsanforderungen unterwerfen den menschlichen Körper buchstäblich einer Zerreißprobe, der die Muskeln, Sehnen und Gelenke in vielen Fällen nicht standhalten. Fast alle Verletzungen, die der Sportarzt behandeln muß, sind Überlastungsschäden des sogenannten Muskel-Sehnen-Ansatz-Apparats, das heißt jener Partien, an denen die Muskulatur mit dem Knochengerüst verbunden ist. Denn auf diese Stellen konzentriert sich die höchste Anspannung während der Muskelarbeit: genau wie bei einer in die Länge gezogenen Spiralfeder, wo auch der Ansatzpunkt die höchste Belastung auszuhalten hat. Überschreitet die Spannung ein bestimmtes Maß, kommt es zu Verletzungen. Die Skala dieser Schäden reicht vom verhältnismäßig harmlosen Riß der Muskelfasern über den Riß der Sehne bis zum Knochenabriß (wenn die Sehne am Ansatzpunkt vom Knochen abreißt). Jede Sportart kennt ihre typischen Gefahrenstellen, je nachdem, welche Körperpartien am meisten beansprucht werden (siehe Skizze). So hat am Riß der Achillessehne der Fußball mit 20 Prozent den größten Anteil, gefolgt vom Hürdenlauf mit 13 Prozent. Gefährlich werden die meisten Verletzungen jedoch erst, wenn der Sportler entgegen dem Rat des Arztes sein Training nicht bis zur vollständigen Heilung unterbricht. Dann kommt es meist zu nicht mehr heilbaren Dauerschäden.

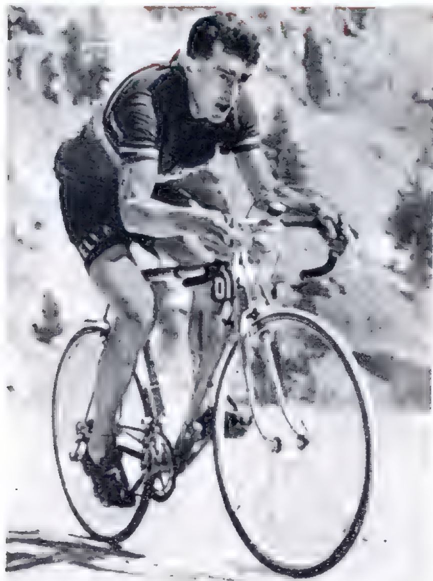


Das Sportherz ist den Ärzten längst eine vertraute Erscheinung geworden. Es kann bei Dauersportlern wie Langstreckenläufern und Radrennfahrern fast die doppelte Größe eines normalen Herzens erreichen (links). Denn wie jeder Muskel wächst auch das Herz mit dem Training und der Beanspruchung. Von der „Pumpstation" des Blutkreislaufs hängt die Energieleistung des Körpers entscheidend ab: je größer das Herz, um so größer das Schlagvolumen und um so größer die Leistung des menschlichen Motors. Umgekehrt schlägt das Sportherz im „Schongang" langsamer als ein normales Herz, da es eine größere Menge Blut befördern kann. Zwar gilt das Sportherz nicht als krankhaft, doch es kann zur Gefahr werden, wenn das Training plötzlich abgebrochen wird.

Der Sportarzt ist heute für den Hochleistungssportler so unentbehrlich geworden wie die Spikes für den Sprinter. Professor Herbert Reindell von der Universität Freiburg (rechts), der die deutsche Olympiamannschaft im vergangenen Jahr in Rom betreute, kennt die Nöte seiner Schützlinge und die Gefahren des Sports aus einer 25jährigen Praxis. Kategorisch lehnt er die Zufuhr von chemischen Präparaten zur Leistungssteigerung ab. Ebenso energisch wendet er sich dagegen, einem verletzten Sportler Spritzen zu verabreichen, um ihm die weitere Teilnahme am Training oder Wettkampf zu ermöglichen. „Sport ist die beste Medizin zur Verhinderung von Zivilisationskrankheiten", meint er, „aber Sport kann das Gegenteil sein, wenn vom Körper mehr verlangt wird, als er leisten kann."



Jubel, Ruhm und Krankenschein



Der Radrennfahrer Louison Bobet siegte dreimal hintereinander in der mörderischen „Tour de France" — und wurde damit Millionär. Doch der Rennsattel forderte seinen Tribut. Frankreichs Sportidol mußte sich einer schweren Darmoperation unterziehen, die ihn für lange Zeit auf das Krankenlager warf.



Der Sprinter Charles Tidwell (USA) zählte noch im letzten Jahr zu den schnellsten Männern der Welt. Er lief 100 Meter in 10,1 Sekunden. Aber seine Beine hielten auf die Dauer den Spurt nicht aus. Der „schwarze Blitz" wurde durch Muskelrisse im Oberschenkel aus dem Feld der Läuferelite geschlagen.



Der Speerwerfer Al Cantello eroberte 1959 mit 86,04 Metern einen neuen Weltrekord für Amerika. Und wie so oft in der Sportgeschichte folgte dem Ruhm der Krankenschein. Eine schwere Sehnenscheiden-Entzündung im Wurfarm zwang den Marineinfanterie-Offizier zur Aufgabe des aktiven Sports.



Der Langstreckenläufer Wladimir Kuz stieg wie ein Komet am Sporthimmel auf. 1956 und 1957 lief der Russe Weltrekorde über 5000 und 10 000 Meter. Kurz darauf verschwand er von der Aschenbahn. Die Anstrengungen hatten ein nervöses Magenleiden so verschlimmert, daß er nicht mehr starten konnte.



Der Zehnkämpfer Sepp Hipp (oben beim Kugelstoßen), jahrelang Spitzenklasse in der deutschen und europäischen Leichtathletik, brach 1959 nach dem Training tot zusammen. Die Ärzte stellten Koronar-Thrombose, eine Verstopfung der Herzkranzgefäße, fest. Hipp hätte nicht mehr Sport treiben dürfen.

Der Fußballer Otto Laszig war als „Stopper" einer der Stars, die 1958 für Schalke 04 die Deutsche Meisterschaft erkämpften. Bald darauf sahen ihn seine Freunde mit einem Knieverband auf dem grünen Rasen: Laszig war das Opfer eines klassischen Fußballschadens geworden: der Meniskusverletzung. Das Kniegelenk hatte der starken Belastung nicht standgehalten. Bald wurde der Spieler zu immer größeren Ruhepausen gezwungen, und schließlich mußte er die Jagd nach dem Ball endgültig aufgeben — im besten Alter von 26 Jahren. Er teilte das Schicksal vieler Kameraden. Denn was für die Zuschauer auf den Tribünen nur Freude am sportlichen Wettkampf ist, bedeutet für die Männer auf dem Fußballplatz wie auf der Aschenbahn härtesten körperlichen Einsatz. Für sie steht mehr auf dem Spiel als Sieg oder Niederlage: Auch ohne Unfall riskieren sie ihre Gesundheit.

Vertrauenerweckend



ist es, wenn Ihnen ein bestimmtes Tonbandgerät vom seriösen Fachhändler besonders empfohlen wird. Ihr Vertrauen ist aber erst recht dann begründet, wenn eine Weltmarke - wie der Name GRUNDIG - dahintersteht. GRUNDIG ist der größte Tonbandgeräte-Hersteller, den es gibt. Bitte bedenken Sie, welch außergewöhnlicher Erfahrungsschatz jedem einzelnen Tonbandkoffer einer solchen Marke zugute kommt. Drei neue Vierspur-Tonbandgeräte hat GRUNDIG für Sie entwickelt: das TK 40, TK 42 und TK 45. Altbewährte Technik verbindet sich darin mit den neuesten Erkenntnissen der GRUNDIG Laboratorien zu Hochleistungsgeräten in vorbildlicher Form. Bei diesen Tonbandkoffern heißt es mit Recht: jeder Zoll ist Qualität. Bitte, lassen Sie sich diese Geräte einmal unverbindlich bei dem Fachhändler Ihres Vertrauens vorführen. Sie werden von dem überzeugenden Klang und der vielseitigen Verwendbarkeit ehrlich begeistert sein.

Preise: von DM 628,- bis DM 798,-

GUTSCHEIN

Kostenlos und unverbindlich erhalten Sie gegen Einsendung dieses Gutscheins von der GRUNDIG Werbeabteilung, Fürth/Bay., die für Sie reservierte 56seitige GRUNDIG Revue, reich illustriert mit allen Konzertschränken, Rundfunk-, Fernseh- und Tonbandgeräten des Hauses GRUNDIG

62

Name: ______________________

Wohnort: ______________________

Anschrift: ______________________

Die Aufnahme urheberrechtlich geschützter Werke der Musik und Literatur ist nur mit Einwilligung der Urheber oder deren Interessenvertretungen, wie z. B GEMA, Schallplattenhersteller, Verleger usw., gestattet



Locker zum Ball



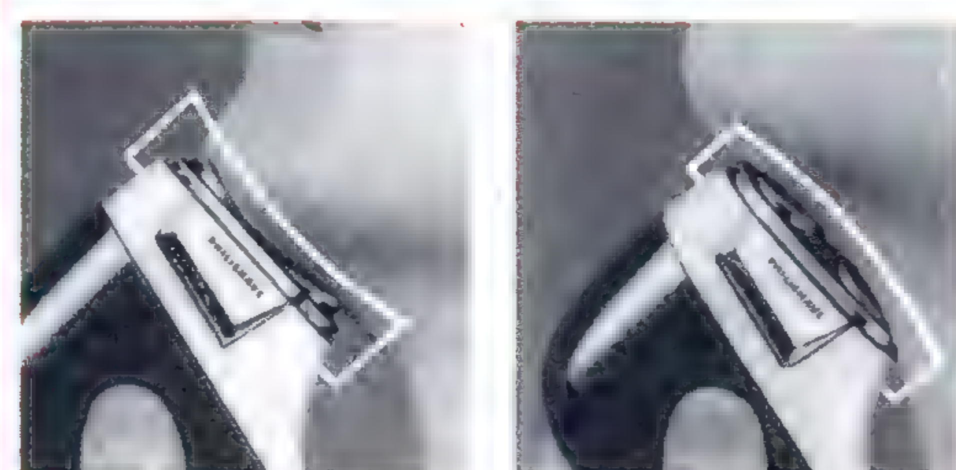
In den Ateliers des Pariser Modehauses Ricci werden die Ballkleider der kommenden Saison entworfen. Sie überraschen nicht nur mit neuen Schnitten — ihr Clou ist der Stoff: Chemiefasern!



Wer ist die Schönste? Kritisch mustert Modeschöpfer Robert Ricci seine Mannequins. Noch einmal gleitet sein Blick über die Kurven der neuen Linie: Locker fließende Stoffbahnen, schräg geschnittene Toga-Schleppen, die Taille wieder leicht betont. Er ist zufrieden. Es stört ihn nicht, daß sich die beiden Kleider wie Zwillingsschwestern gleichen. Denn im Grunde sind sie doch nicht miteinander verwandt. Höchstens wie Großmutter und Enkel. Ricci hat sein Lieblingsmodell, ein Ballkleid aus lindgrünem Duchesse, kopiert. In schwarz-goldenem Brokat, wie man auf den ersten Blick glauben könnte. Aber der Schein trügt. Das Kleid, das die Blonde trägt, ist aus federleichter Chemiefaser gewoben, aus Dralon. Auch das Material der weißen Spitzen-Robe (Bild links) kommt aus der Retorte. Modeschöpfer Robert Ricci empfiehlt den jungen Damen in Stoff und Schnitt: Locker zum Ball!







Am Kinn, wo Rundungen und Vertiefungen in kurzen Abständen wechseln, passen sich die gelenkigen Scherköpfe automatisch an.

Die sehr empfindliche Halspartie wird durch die gelenkigen Scherköpfe gleichmäßiger und hautschonender ausrasiert - ohne Rötung.

Durch gelenkige Scherköpfe:

schärfer rasieren

Revolution der Rasur! Federnd gelenkige Scherflächen - unabhängig voneinander allseitig beweglich - ermöglichen endlich die automatische Anpassung an jede Gesichtsform. Die gesamte Scherfläche des Philishave 800 folgt den natürlichen Rundungen und Vertiefungen des Gesichts. Jede noch so schwer erreichbare Bartpartie wird mühelos ausrasiert. Die Rasur wird schärfer und schneller - ganz gleich, bei welcher Bartstärke!

PHILISHAVE 800

Federnd gelenkige Scherköpfe, das millionenfach bewährte Prinzip der rotierenden Messer und die Garantie für Präzision und Qualität beweisen: Philips war von Anfang an auf dem richtigen Weg. **DM 84,–** mit Etui

PHILIPS Fortschritt für alle



....nimm doch **PHILIPS**







Aus den Höhen des Ruhmes glitt Chet Baker ins Verderben. Gestern noch Star unter den vergötterten Jazz-Musikern unseres Jahrzehnts, heute verarmt, mit seinen 30 Jahren beinahe schon zerbrochen. In seinem Gesicht, das einst Energie und Kraft ausstrahlte, gruben sich die Zeichen seelischen und körperlichen Ruins ein: die Spuren des weißen Gifts.





In ihrer Hand liegt seine Zukunft. Die englische Revue-Ansagerin Carol Jackson beschloß, den Kampf gegen Chets Sucht aufzunehmen. Sie schwor, ihn nie mehr zu verlassen. Sie wird am Gefängnistor warten. Schon einmal war ihre Liebe stärker als seine Sucht...

Seine Frau verließ ihn. Fünf Jahre harrte Halima Halit (oben) aus, versuchte, ihn zu retten. Aber die Ehe mit Chet Baker hatte alle ihre Kraft verbraucht. Trotzdem versorgte sie ihn mit Rauschgift. Deswegen stand sie mit ihm vor Gericht. Doch — sie wurde freigesprochen...

Trompete und weisses Gift

Millionen kennen den Namen Chet Baker. Für Millionen ist er der beste weiße Jazz-Trompeter der Welt. Junge Fans hören verzückt seine Schallplatten vor der Musikbox. Und die Reichen feierten ihn in exklusiven Nachtklubs als den großen Star — bis zum 26. August 1960. An diesem Tag verschwand Chet hinter Gefängnismauern ... Wie es zu dieser Tragödie kam, erzählt unser Bericht.

Trompete und weisses Gift



Carols Eltern (rechts) erfuhren in England, daß ihre Tochter an einen Süchtigen geraten war. Besorgt eilten sie nach Rom. Chet gestand, was bisher war: Marihuana, Haschisch, Heroin. Aber sie sahen auch die große Liebe zwischen den beiden. Und sie schwiegen...





Unzertrennlich waren Carol und Chet. Mailand, Rom, Bologna und Neapel waren die Stationen ihres Glücks. Am Tag Sonne, Sand, blaues Meer. Am Abend die Musik. Wo Chet auch spielte, Carol war immer dabei. Auch in jener Stunde, da seine Trompete verschwand — der Beginn ihres Unglücks.

Ist es nicht romantisch? fragte die Trompete. Isn't it romantic . . .? Sanfte, getragene Töne, die jäh abreißen in einer grellen Dissonanz. Genauso jäh, so grell ist der Mißklang zwischen der Musik und dem Ort, an dem sie erklingt: Die Jazztrompete singt hinter dicken Klostermauern, und es tut nichts zur Sache, daß die Fenster der einstigen Mönchszellen heute vergittert sind, daß aus dem Kloster ein Gefängnis geworden ist.

Jazz im Gefängnis. Im Gefängnis der toskanischen Provinzstadt Lucca. Jazz, der aufsteigt zum unwahrscheinlich blauen italienischen Himmel. Jazz eines Ausgestoßenen, eines Verfemten ...

„Die Engelsstimme", so nannten die Jazzfans aller Erdteile in glücklichen Tagen den Mann, der hier seine Trompete bläst. Es ist die „Engelsstimme" eines Menschen, der durch tausend Fegefeuer gegangen ist, bis sein Weg im Gefängnis von Lucca ein vorläufiges Ziel gefunden hat. Sein Name ist Chet Baker — und einst war er der beste weiße Trompeter der Welt.

Seit dem 26. August 1960 ist er Untersuchungsgefangener. Er hat das Musikpodium der eleganten Nachtklubs mit der vergitterten Gefängniszelle vertauscht, die Luxusappartements internationaler Hotels mit der harten Pritsche und dem rohgezimmerten Tisch. Nur seine Trompete hat man ihm gelassen: seinen Gott und seine Hölle. Denn diese Trompete ist schuld daran, daß er jetzt, Anfang April 1961, vor den Schranken des Gerichts stehen wird — angeklagt, weil er sich gegen die Rauschgiftgesetze vergangen hat.

Der Gerichtssaal von Lucca ist überfüllt. Kaufleute, Beamte und Bauern sitzen erwartungsvoll auf den Bänken. Jung und alt. Frauen und Mädchen wispern und tuscheln. Ob sich, was gestern geschah, wiederholen wird?

„Rauschgift? Nun ja. Viele putschen sich auf. Wenn einer es tut, schadet er sich selber. Aber das andere! Madonna mia!" Wie sie sich alle entrüsten, hier in der Provinz.

„Das andere", das ist die Sünde wider die Ehe. Chet Baker hat Frau und Kind verlassen. Um eines schönen Mädchens willen. Nur das bewegt die einfachen Gemüter. Nur das interessiert die Kleinbürger in Lucca.

Gestern, am Schluß des ersten Verhandlungstages, küßte der weltberühmte Trompeter seine Frau Halima auf der Anklagebank. Denn auch sie ist seit acht Monaten Untersuchungshäftling im ehemaligen Kloster. Als Chet Bakers Komplicin.

Die spontane Umarmung gewann dem „Engelstrompeter" alle Sympathien des Volkes. „Ihr werdet es erleben, sie verlassen Hand in Hand das Gefängnis!" prophezeiten sie.

Das war gestern. Heute aber ist die zwanzigjährige Revueansagerin Carol Jackson als Zeugin geladen.

Die Geliebte!

Als sie den Gerichtssaal betritt, geht ein Raunen durch die Reihen der Zuschauer. Die Männer zwinkern sich zu, stecken die Köpfe zusammen, betrachten Carol voller Bewunderung. Die Mädchen pressen die Hände vor den Mund und kichern. Aus dem Getuschel und Geflüster der Frauen spricht keine Sympathie — nur Neid.

Carol Jackson ist schön. Sie trägt ihr pechschwarzes Haar kunstvoll frisiert. In dem betont einfachen, hochgeschlossenen Kleid tritt sie mit sicheren Schritten vor den Richtertisch. Eine attraktive junge Frau, die es großartig versteht, ihren Auftritt zu inszenieren: auf dem Parkett der Nachtklubs, in der Halle teurer Luxushotels, auf den Brettern der Revuebühne — und selbst hier, in der Provinz, unter den verbundenen Augen einer höchst puritanischen Göttin Justitia.

Carol wird vereidigt. Sie setzt sich. Und Blicke begegnen sich. Versinken ineinander. Sehnsüchtig und voller Liebe.

Chet Bakers Gesicht bekommt Farbe. Er preßt die Finger in seine Augenhöhlen. Dann hebt er den Kopf, lächelt Carol schmerzlich zu. Sie antwortet mit einem zärtlichen Leuchten in den Augen.

Das mögen die Zuschauer nicht. Denn Chets Ehefrau Halima sitzt im Gerichtssaal. Auch den Richter schockiert das offensichtliche Glück vor dem Tribunal.

„Ziehen Sie Ihren Rock über die Knie, Signorina Jackson!"

Carol gehorcht. Die Seide ihres Kleides knistert. Und eine knisternde Spannung liegt über dem Zuschauerraum. Die Neugierde nach Intimitäten.

„Sie heißen Carol Jackson —?"

„Ja, Euer Ehren."

„Sie sind in Surrey in England geboren. Das ist auch Ihr ständiger Wohnsitz?"

„Ja, Euer Ehren. Bei meinen Eltern."

„Und Sie sind", der Vorsitzende blättert in den Akten, „zwanzig Jahre alt. Welchen Beruf üben Sie aus?"

„Ich war zuletzt als Revueansagerin tätig. Im ,Olimpia' in Mailand."

„Und warum haben Sie dort aufgehört?" Die Frage des Vorsitzenden ist nicht ohne Hintergedanken.

„Ich wurde vertragsbrüchig..."

„Aha!" Der Vorsitzende spürt die Abwehr in Carols Augen. Er lehnt sich erwartungsvoll zurück.

„Nun erzählen Sie mal der Reihe nach, Signorina Jackson. Wann und wo haben Sie den Angeklagten kennengelernt?"

„Es war im Februar 1960. Ich traf meinen Mann —"

„Wen trafen Sie?" unterbricht der Richter hart, fast böse.

„Meinen Freund", verbessert Carol ohne die geringste Verlegenheit. Was weiß der Diener der Justiz, was wissen die Männer, die Frauen im Saal von ihr und ihren Gefühlen! Von Chet und seiner Liebe! Was kann ein Mensch von der Seele seines Nachbarn wissen?

„Ich traf Chet Baker in Mailand..."

Carols Stimme — kein Oxford-Englisch — wird leiser. Der Übersetzer bemüht sich. Die Zuschauer spitzen die Ohren. Nur der angeklagte Jazztrompeter Chet Baker versteht jedes Wort mühelos.

Liebe braucht keinen Dolmetscher...

Begegnung mit dem Schicksal

Februar 1960. Über Mailand hängt der Nebel. Dick und milchig wie der berüchtigte Londoner „fog". Carol Jackson, die englische Ansagerin der „Shirley-Bassy-Show", hat die letzte Nummer des Programms angekündigt: das berühmte Nouvelle-Eve-Ballett aus Paris.

Seit zwei Wochen ist sie nun schon in dieser Stadt. Jeden Abend erzählt sie den Besuchern des „Olimpia", was für Attraktionen sie auf der Bühne erwarten. Und seit vierzehn Tagen und Nächten ist Carol Jackson einsam.

Das Programm ist zu Ende. Die Zuschauer an den dreihundert Tischen applaudieren. Sie trinken ihren Wein, trinken Asti Spumante. Im Schein von sechs riesenhaften Kronleuchtern schimmern die bunten Wände.

Die Artisten, die Sängerinnen, das

PEER EXPORT

eine deutsche Qualitätscigarette
für den Weltmarkt



made in
Germany

Inlandspreis
20 Stück
DM 1,75

CK

Fotografiert für PEER EXPORT:
Santiago de Chile



Ein Erzeugnis der Cigarettenfabrik Kristinus

Neu und einmalig: Eine deutsche Export-Cigarette – original in der internationalen 20-Stück-Packung – zum Inlandspreis von DM 1,75. Bestimmt für den weltoffenen Raucher diesseits und jenseits der Grenzen:
PEER EXPORT – ihr Feld ist die Welt!

Trompete und weisses Gift

Ballettcorps haben das „Olimpia" bereits verlassen. Auch Carol Jackson könnte nun nach Hause gehen.

Nach Hause?

Ihr Hotel, das „Principe Amedo" in der Nähe des Bahnhofs, ist modern und teuer. Carols Zimmer im dritten Stock hat Television und Telefon. Das Bad ist schwarz gekachelt. Aber ist das alles ein Zuhause?

Carol verschläft den größten Teil ihrer Freizeit. Das schlechte Wetter deprimiert sie. Und wohin sollte sie auch gehen? In Italien schickt es sich nicht für eine Frau, allein auszugehen.

„Hallo, Carol!" Ein Tänzer, einer der wenigen Kollegen, mit denen sie hin und wieder ein paar Worte gewechselt hat, steht vor ihr. „Wollen wir zusammen den ‚Santa-Tecla-Club' heimsuchen?"

„Ich hab keinen Hunger."

Der Mann lacht. „Aber vielleicht haben deine hübschen Ohren Appetit. Chet Baker spielt im ‚Santa Tecla'. Ich kenne ihn. Komm mit!"

Chet Baker? Carol horcht auf. Sie kennt den Namen des berühmten Trompeters. Sie besitzt ein Dutzend seiner Schallplatten. Und sie liebt seinen Cool-Jazz.

„Also — auf eine Stunde. Aber länger bestimmt nicht."

Mit diesen acht Worten reicht Carol Jackson ihrem Schicksal die Hand. Einem Schicksal, das ihr grenzenloses Glück bringen wird — und ebenso grenzenloses Leid.

Der Tänzer und die Revueansagerin treten in das Halbdunkel des Nachtlokals: Ein Restaurant mit ungedeckten Tischen und Holzstühlen — das ist der teure „Santa-Tecla-Club". Auf einer Art Balkon, gegenüber der Bar, vor rauchdunklen Bildern nehmen die beiden Platz.

„Isn't it romantic?" fragt die Trompete Chet Bakers vom Podium her. „Ist es nicht romantisch?" fragen die drei anderen Instrumente der Band, das Klavier, das Schlagzeug, der Baß.

Chet nickt Carols Begleiter zu und setzt die Trompete an die Lippen. Und Carol, kurz vorher noch müde vom Bühnenbetrieb im „Olimpia", ist mit einem Male hellwach ...

Sie hat sich Chet Baker ganz anders vorgestellt. Dieser berühmte Jazztrompeter sieht ja wie ein braver, bescheidener Junge aus. Er bläst sein Instrument mit einer geradezu trunkenen Hingabe an die Musik. Sein Spiel drückt Poesie und Leidenschaft aus. Schwermut und Sehnsucht. Und nicht nur sein Spiel . . .

Sinnende, träumerische Blicke sendet Chet Baker durch das kleine Nachtlokal zu Carol. Unausgesprochene, fragende, werbende Worte. Unaufdringlich, geheimnisvoll . . .

Und Carol? Was empfindet die bisher so beherrschte junge Engländerin in diesen Augenblicken?

Sie selber sagt es später: „Als ob ein Blitz aus heiterem Himmel mich mitten ins Herz getroffen hätte! So war das damals, in der Februarnacht . . ."

In der Pause kommt Chet Baker an den Tisch. Etwas linkisch, ein bißchen verlegen. Carols Begleiter erhebt sich.

„Carol, darf ich dir Chet Baker vorstellen? Das ist meine Kollegin Carol Jackson!" Er weiß nicht, was er damit anrichtet.

Chet reicht dem Mädchen mit den pechschwarzen Haaren die Hand. Er sagt kein Wort. Nur seine Augen sprechen. Carol stammelt irgend etwas Belangloses.

Längstens eine Stunde hatte Carol bleiben wollen. Ihr Begleiter ist zum Umfallen müde. Und nun sitzt sie noch immer selbstvergessen da, mit aufgestützten Armen. Fasziniert lauscht sie dem Spiel von Chet Baker.

Hin und wieder singt er auch. Mit einer eigenartigen, fast durchscheinenden Stimme. Und nicht nur Carol ist betroffen von diesem Gesang.

„Lady Bird", erklingt aus Chets Trompete wie eine Verheißung. Die Zuhörer im halbdunklen „Santa-Tecla-Club" finden, so herrlich wie heute habe die „Engelsstimme" noch niemals gespielt . . .

Um zwei Uhr früh packt die Band ihre Instrumente ein. Zögernd tritt Chet Baker an Carols Tisch. „Dürfte ich Sie wohl zum Essen einladen?" fragt er verlegen.

Carols leise Zustimmung ist für ihren Begleiter das Stichwort. „Mich entschuldigt ihr wohl. Ich muß morgen sehr früh zur Probe. Chet, ich vertraue dir die Hoffnung des englischen Revuetheaters an."

Der Tänzer geht. Carol und Chet bemerken es kaum.

Bis ans Ende der Welt

Chet und Carol. Sie essen, trinken Wein, sprechen wenig. Chet, der berühmte Jazzmusiker, blickt das Mädchen an, das ihm das Schicksal beschert hat. Und Carol erwidert den Blick.

Gegen drei Uhr fragt er: „Laufen Sie gern Ski?"

„Ich habe es noch niemals probiert", gesteht Carol.

„Es ist unbeschreiblich schön! Kommen Sie, bitte." Chet Baker führt das Mädchen aus dem Lokal in die Nacht von Mailand hinaus.

Im Mondlicht wartet ein weißer Sportwagen. „Steigen Sie ein. Bitte!"

Carol läßt sich in die Lederpolster fallen. Sie fragt nichts. Chet startet. „Die Alpen sind nah!" sagt er. Dann fährt er los. „Hinter Lugano in der Schweiz wollen wir skilaufen, ja?"

Ein phantastischer Vorschlag, phantastisch wie der ganze Abend. Doch Carol ist einverstanden. Carol würde bis an das Ende der Welt mit Chet fahren.

Sie rasen zur Schweizer Grenze. Über Lugano hinaus. Auf den Bergen glänzt der Schnee wie verspritztes Silber.

Vier Uhr. Fünf. Über die Hänge tastet sich die Morgendämmerung. Es schneit in weichen, wallenden Flocken.

Ein Alpengasthof taucht auf. Chet hält an. Sie gehen ins Haus. In den holzgetäfelten Räumen stehen die Stühle auf den Tischen. In den Öfen brennt noch kein Feuer. Es ist klammkalt.

Eine weißhaarige Frau säubert die Dielen. Verwundert betrachtet sie das Paar.

„Können wir ein Frühstück haben?" Und dann: „Wo gibt's hier Ski zu leihen?"

„Droben im Oberdorf ist ein Geschäft. Aber das macht vor neun nicht auf . . ."

Den beiden macht das Warten nichts aus. Sie sind nicht müde. Sie wollen nur allein sein. Sich ansehen können. Während des Frühstücks sprechen sie kaum ein Wort. Wozu auch? denkt Carol.

Um neun Uhr endlich können sie Bretter ausleihen. Lachend kraxeln sie den Berg hoch. „Happy?" Ja! Sie sind „happy". Glückliche Kinder.

Die Abfahrt durchnäßt beide bis auf die Haut. Sie sind weiß Gott nicht für den Wintersport gekleidet. Sie beenden die verrückte Tour niesend im Gasthof. Da muß ein Grog her. Und noch einer.

Chet ist nachdenklich geworden. Er betrachtet sein Glas, als sei es eine Alchimistenkugel. Will er sich Mut holen? Mut zu einer Beichte?

„Ich möchte dir etwas gestehen", beginnt er stockend, „Ehe es zu spät ist."

„Ich will es nicht wissen", wehrt Carol ab. „Was immer es auch ist. Heute nicht. Und morgen nicht."

„Morgen — morgen", summt Chet vor sich hin. Es ist etwas sehr Wichtiges, das er dem Mädchen mitzuteilen hätte. Und es fällt ihm schwer. Ihre Abwehr kommt ihm gelegen.

„Daß du geboren bist, weiß ich." Carol lacht. „Es steht in allen Jazzbiographien der Welt. In Amerika, nicht wahr?"

„In Yale, Oklahoma. Später zogen meine Eltern nach Kalifornien. Mein Vater war Trompeter. Wie ich. Aber ohne Karriere, ohne Chance, ohne Glück ..."

Chets Mund wird bitter. Er könnte Carol erklären, warum sein Vater Schiffbruch erlitten hatte. Sein Vater, der Trinker. Sein Vater, der Rauschgiftsüchtige ...

Aber er schweigt. Er blickt in das dampfende Glas. Auf einmal scheint es ihm, als verdichte sich der Grogdampf zu einer weißlichen, schwebenden Rauchdecke. Süßlicher Geruch steigt in seine Nase. Und die Gaststube verwandelt sich in das elterliche Wohnzimmer ...

„Und der Bauch ist voller Gekicher . . ."

Man schrieb 1937. Chet war gerade sieben Jahre alt geworden. Die Eltern hatten ihn wieder einmal bald nach Einbruch der Dämmerung ins Bett gesteckt. Noch früher als an anderen Abenden. Als wollten sie ihn loswerden, irgend etwas vor ihm verbergen. Und bis jetzt war er auch immer sofort eingeschlafen.

Heute aber war er unruhig. Er spürte die nervöse Spannung seiner Eltern. Gegen Mitternacht stand er auf. Er schlich durch den Korridor. Vor dem Wohnzimmer blieb er stehen und hielt den Atem an. Er brauchte sich nicht zu bücken, um durchs Schlüsselloch sehen zu können.

Das Zimmer war mit dichtem, weißem Rauch angefüllt. Die Freunde des Vaters saßen und lagen auf Sofas und Kissen herum. Ein Musiker lag auf dem Teppich ausgestreckt.

Die Männer rauchten mit halbgeschlossenen Augen, mit verzückten, glücklichen Gesichtern. Sein Vater kauerte auf einem Stuhl und sog die rauchgeschwängerte, süßliche Luft ein.

Der siebenjährige Chet stand wie versteinert. Sein kindliches Gehirn begriff nicht, was er da sah.

Fünf Jahre lang blickte Chet durchs Schlüsselloch. Und erlebte jede Woche das gleiche: das geheimnisvolle Rauchfest seines Vaters mit den Orchesterkollegen. Da fragte er endlich, was das bedeute.

Der Vater sah den Zwölfjährigen lange an. „Rauchen erfordert große Konzentration, mein Kind!" murmelte er mit abgewandtem Gesicht.

Chet hatte bereits seine ersten Versuche mit Zigaretten hinter sich. „Du lügst!" sagte er, aus eigener Erfahrung.

„Was fällt dir ein, Bengel!"

„Dann gib mir eine von deinen Zigaretten, Daddy!"

Da brach alle väterliche Autorität zusammen. Die Stimme des strengen, harten Mannes bebte vor Erregung, vor Verzweiflung und tiefer Schwermut.

Er nahm eine dünne Zigarette aus seinem Etui, zeigte sie dem Knaben. Sie glich den handelsüblichen. Dann zerbrach er die Zigarette.

„Schade um den Tabak", meinte Chet.

„Es ist kein Tabak, mein Junge. Das ist Marihuana. Ein Unkraut, nichts weiter. Aber es verwirklicht die schönsten Träume."

In die Augen des gescheiterten Mannes traten Tränen. „Es ist ein häßliches, schreckliches Laster, Marihuana zu rauchen. Eine süße, schändliche Versuchung, die unendlich beglückt. Plötzlich ist die Welt nicht mehr schmutzig und

Ein Bild aus früheren Tagen: Im Santa-Tecla-Club in Mailand lernten sie sich kennen: Chet Baker, der weltberühmte Jazztrompeter, und Carol Jackson, das unbekannte Revuegirl aus Surrey in England. Es schien wie ein Märchen — bis Carol eines Tages eine Injektionsspritze fand ...





Wenn Chet sang, spürte Carol die Melancholie seiner verletzlichen Seele. Er hatte keine Star-Allüren, er war bescheiden und still. Und ehrlich: Er gestand ihr, daß er gebunden war. Und erzählte von seinem kleinen Sohn Henry, den er liebte ...

Trompete und weisses Gift

grau. Der Bauch ist voller Gekicher. Und ein stümpernder Musiker hält sich für einen Meister. Sieh mich an! Ein Wrack, eine verkrachte Existenz. Deshalb mußt du mir schwören, Chet, daß du nie, niemals dieses Teufelszeug rauchen wirst! Schwör's, Junge!"

Der Junge schwor es. Als sein Vater das Zimmer verlassen hatte, klaubte er die „Unkrautkrümel" von der Tischdecke. Er rollte sie in ein Blättchen Zigarettenpapier. Und rauchte.

Und „sein Bauch war voller Gekicher ..."

Ich werde immer bei dir bleiben

Der Grog in Chets Glas dampft schon lange nicht mehr. Das Bakersche Wohnzimmer hat sich wieder zurückverwandelt in die Stube des Schweizer Alpengasthauses.

Carol hat Chet träumen lassen. Sein Gesicht hatte etwas rührend Kindliches. Trotz der heruntergezogenen Mundwinkel.

Chet trinkt den kühlen Grog auf einen Zug aus. Und sagt wie aus heiterem Himmel: „Ich bin verheiratet. Ich habe ein Kind. Ich meine, das solltest du wissen!"

Carol nickt stumm. Seine Aufrichtigkeit gefällt ihr.

„Meine Frau heißt Halima. Wir leben getrennt. Schon seit langem."

Was redest du soviel, denkt Carol. Ich hab dich nicht nach deiner Vergangenheit gefragt. Ihr habt euch entfremdet? Ich würde dich bedauern, Chet, wenn ich — wenn ich dich nicht liebte!

Zum erstenmal wird sich Carol über ihre Gefühle klar. Chet liest es in ihren Augen. Er streichelt ihre Hand ...

Sie rasen zurück nach Italien. Chet kurvt über die Rennstrecke von Monza. „Meine Hobbies", erklärt er begeistert. „Autofahren und Schachspielen."

„Und der Jazz!" wirft Carol ein.

„Die Musik ist mein Laster, Carol!" Das Gesicht des jungen Amerikaners verdunkelt sich. Als gäbe es da ein Geheimnis ...

Der Tag, dieser bedeutungsvolle Tag, hat für Carol noch ein paar Überraschungen bereit.

Am Stadtrand von Mailand biegt Chet von der Straße ab. Er steuert auf zwei riesige Atelierhallen zu.

„Der Chef der Filmgesellschaft liebt meine Musik. Ich möchte, daß er Probeaufnahmen von dir machen läßt. Du bist so schön ..."

Der Filmchef ist entzückt — von Carol und von der Idee, Probeaufnahmen von ihr zu machen.

„Darf ich Sie zum Maskenbildner bitten, Signorina?" Auch er ist begeistert. Auch der Kameramann. Alle.

Carol improvisiert. Spricht. Bewegt sich. Daß ihre Figur gut ankommt, weiß sie selber. Doch nun sieht sie sich zum erstenmal auf dem rasch entwickelten und kopierten Filmstreifen.

Das soll ich sein? Sie staunt. Und sie muß zugeben: Sie gefällt sich ganz gut.

Und noch jemand staunt und klatscht in die Hände. Der Firmenchef. „Bravissimo! Ich danke dir, Chet, danke dir für das Geschenk dieser Entdeckung. Signorina Jackson hat alle Attribute zum Star! Wir werden einen Vertrag machen ..."

Doch dazu kommt es nicht mehr. Chet hat es auf einmal eilig. „Ich muß noch eine Stunde üben", sagt er. „Bleibst du noch ein bißchen bei mir?"

Beim Verlassen des Filmateliers werden Carol 20 000 Lire überreicht. „Ihr Honorar", sagt der Buchhalter. Das alles ist wie ein Märchen.

Chet fährt mit ihr in den „Santa-Tecla-Club". Gewöhnlich übt er jeden Tag zwei Stunden.

Heute greift er nicht zu seiner Spezialtrompete. Er setzt sich ans Klavier und träumt. Er phantasiert, komponiert.

Carol steht neben ihm, schweigend und namenlos glücklich.

„Bitte heirate mich. Wenn ich frei bin ..."

Sie kann es nicht fassen. Es ist eigentlich auch unwichtig. Sie hört nur eine Wahrheit heraus: Chet liebt sie!

Sie wendet ihm ihr strahlendes Gesicht zu. Nun weiß sie, daß sie füreinander bestimmt sind ...

„Ich werde immer bei dir bleiben", flüstert das Mädchen.

Aber sein Kuß erschreckt sie: Das war ein Hilferuf.

Jede Warnung war vergeblich ...

„Interpol sucht Carol Jackson!" — „Revuegirl spurlos verschwunden!" — „Ging Carol Jackson ins Netz eines Rauschgiftringes?"

Carol sitzt in der Halle des Hotels „Rivoli" in Rom. Mit stillem Vergnügen liest sie die Balkenüberschriften. Das Blatt ist voll von absurden Vermutungen.

Und was ist wirklich geschehen?

Acht Tage währte der Honigmond in Mailand. Wo Chet war, befand sich auch Carol. Und umgekehrt. Abends saß der Jazztrompeter an einem der vorderen Tische im „Olimpia", um seine Carol auf der Bühne zu sehen. Anschließend begleitete Carol ihn in den „Santa-Tecla-Club", um seinem Spiel zu lauschen. Verzückt, wie am ersten Abend. Verliebt, wie seit der ersten Nacht.

Acht wunderbare, atemberaubende Tage und Nächte. Dann muß Chet Baker in Stuttgart gastieren.

„Begleitest du mich, Carol?" Chet konnte unwiderstehlich bitten.

Aber Carol stand im „Olimpia" unter Vertrag. Sie ging zu ihrem Truppenmanager. „Ich bin krank!" sagte sie kleinlaut.

„Ihre Krankheit ist mir längst bekannt. Sie heißt Chet Baker und bläst Trompete. Liebe ist kein Grund zum Schwänzen!"

Carol schwänzte dennoch. Sie fuhr mit Chet nach Stuttgart. Sie bewunderte mit Chet die Lichterketten auf den Hügeln um die Stadt. Und sie applaudierte mit Stuttgarts begeistertem Publikum um die Wette.

Als sie am übernächsten Abend wieder in ihrer Garderobe in Mailand erschien, verzieh ihr der Manager noch einmal. „Mädchen, du läufst in dein Verderben!" warnte er wohlmeinend. Aber er erreichte das Gegenteil.

Nach einer weiteren Woche unzertrennlichen Zusammenseins mußte Chet ein Engagement in Rom antreten. Carol aber war nicht nur an die Revuetournee gebunden, sie stand auch vor dem Abschluß eines Vertrags mit der Filmfirma, bei der Chet sie hatte Probeaufnahmen machen lassen. ➡





Apéritif bei Sénéquier, Sonnenbad im Yachthafen oder auch am Strand von Pampelone, eine Partie Pétanque mit den Fischern, abends ins L'Esquinade — so folgen sie alle der erholsamen Urlaubsroutine von St. Tropez: die internationale jeunesse dorée, die Prominenz aus dem Pariser XVI. Bezirk, Françoise Sagan, Bernard Buffet, Jeanne Moreau, BB . . . International ist der Ruf der Waldorf-Astoria Cigarette ASTOR. Geschmackssichere Kenner auf fünf Kontinenten stimmen in ihrem Urteil überein:

Die ASTOR repräsentiert verfeinerte Rauchkultur.

Trompete und weisses Gift

„Verlaß mich nicht, Chet!" bat das Mädchen.

„Verlaß mich nicht, Carol!" bat Chet. „Ohne dich bin ich nichts."

Da ging sie noch einmal zu dem Manager ihrer Truppe.

„Was fehlt Ihnen denn heute, Lady Carol?"

„Ich soll einen Film machen. In Rom!" log sie ungeschickt.

Der Manager hob ihr Kinn an. „Sehen Sie mir in die Augen! Der Film heißt Chet. Untertitel: Baker. Handlung: Trompete. Aber ich sehe kein Happy-End!"

„Darf ich —"

„Nein!" tobte der Manager. „Sie rennen mit Siebenmeilenstiefeln in Ihr Unglück! Sie sind minderjährig. Ich dulde das nicht! Wenn Sie die Truppe verlassen, sorge ich dafür, daß Sie aus der Schauspielergewerkschaft fliegen! Das bedeutet für alle Zeiten Berufsverbot!"

Carol nickte. Sie unterdrückte die Tränen — und ging packen. Sie verzichtete auf den Filmvertrag mit guter Gage und schlug die Warnung ihres Managers in den Wind. Sie ließ es darauf ankommen, aus der Gewerkschaft ausgeschlossen zu werden. Sie wollte, sie konnte ohne Chet Baker nicht mehr leben.

Am selben Abend fuhr sie mit Chet nach Rom. Das Glück ist so launisch, sagte sich Carol. Besser, man hält es fest.

Auf dem Weg vor die Hunde

Doch die Presse stöbert in der Vergangenheit des liebestrunkenen Jazztrompeters. Und sie findet einen „Knüller":

„Verführte Chet Baker das minderjährige Revuegirl zu Rauschgift? Schon einmal rauchte die ‚Engelsstimme' Marihuana. Ist Chet Baker noch süchtig?"

Carol hat in der Halle ihres römischen Hotels den Artikel überflogen. Sie rennt die Treppen hoch, in Chets Zimmer. Er hat gerade geschlafen. Er erwacht von ihrem fröhlichen Gelächter.

„Na, du Rauschgiftsüchtiger? Ausgeschlafen?" Sie küßt ihn leidenschaftlich. „Wie konntest du mich nur zu Marihuana verführen!"

Chet fährt hoch. Er reißt Carol die Zeitung aus der Hand. Liest mit brennenden Augen.

„Was ist los?" fragt Carol besorgt. „Du siehst ja richtig krank aus . . ."

Chet ist wirklich blaß. Blaß und verstört. Er zittert. Er legt den Arm um Carol. „Ich muß dir ein Geständnis machen", stammelt er.

Auch Carol wird bleich. „Eine andere Frau?"

Chet schüttelt den Kopf. Sein Lächeln ist dünn, mitleiderregend. „Das andere stimmt! Ich war süchtig. Ich bin vorbestraft. Ich habe zwei Entziehungskuren hinter mir. Ich war auf dem Weg vor die Hunde!"

Carol schweigt. Sie hält seine bebenden Hände und fragt nichts. Wenn Chet sein Herz ausschütten will, so soll er es tun. Sie wird ihn nicht verurteilen.

„Ich wollte es dir sagen, als wir zum Skilaufen fuhren. Damals, in dem kleinen Alpengasthof. Ich hab schon sehr früh angefangen, Marihuana zu rauchen."

„War es — sehr schlimm?"

„Schlimm?" Chet überlegt lange. Er kann jetzt nicht lügen. „Ich hätte ohne Marihuana meine trostlose Kindheit kaum ertragen. Die Zigaretten, die ich meinem Vater gestohlen habe, erfüllten mir alle Kinderwünsche. Und machten mich satt dazu."

Carol versucht, sich in Chets Jugend hineinzudenken. Es gelingt ihr nicht, der Tochter braver englischer Bürger. Zwei Welten trennen ihre Jugend.

„Marihuana ist seltsam. Es regt die Phantasie an. Jedes Ding wird unbeschreiblich schön. Das Unreine rein.



Halima, Chet Bakers indische Frau, mußte als Tänzerin ihr Brot verdienen.

Die Trauer heiter. Kein Kummer mehr. Man fühlt sich von Wärme durchströmt. Im Herzen wächst eine unbändige Lebenslust. Du siehst die Welt mit anderen Augen. Und — du begehrst sie! Man will alles haben, alles ist schön und wünschenswert."

„Auch Frauen?" fragt Carol leise.

„Ja, auch Frauen. Das häßlichste, unsympathischste Wesen erscheint plötzlich reizvoll. Aber das ist es nicht. Die Intuition, die dich erhebt, Carol, dich fortreißt, den Künstler in dir weckt, das Geniale, die Leidenschaft zur Musik. Das macht dich ... süchtig. Vielleicht muß man Jazz gespielt haben, um zu verstehen, warum so viele Musiker Marihuana rauchen!"

Chet zündet sich eine Zigarette an. Er dreht sie in der Hand. Er sieht den blauen Rauchwölkchen nach. Wie schal, wie fad ist der Genuß einer Tabakzigarette im Vergleich zu einer Marihuana.

„Vielleicht verdanke ich dem Marihuana meine Karriere?"

Da schreit das Mädchen: „Nein! Aus einem Scharlatan macht auch dein Marihuana keinen Chet Baker!"

Chet weiß keine Antwort darauf. „Ich habe in drei Jahren dreihunderttausend Dollar für Rauschgift ausgegeben. Ich habe auf Heller und Pfennig für meinen Erfolg bezahlt."

Dreihunderttausend Dollar! Carol Jackson wird es schwindlig bei dem Gedanken.

„Was ist Geld? Nichts, Carol. Durch das Marihuana dringt man in neue unbekannte Welten ein. Der Alltag bleibt zurück. Man fühlt keine Stunden, keine Tage mehr. Eine Ewigkeit ohne Grenzen. Man ist allein, isoliert in einem wunderbaren, zeitlosen Raum ..."

Mit einem seltsamen Lächeln blickt Chet zu Carol. Er sieht den angstvollen Ausdruck in ihren Augen. Da besinnt er sich, nimmt ihren Kopf in beide Hände.

„Liebling, hab keine Angst! Es ist vorbei. Vorbei und überwunden. Endgültig! Ich weiß es, seit ich dich kenne. Deshalb kann ich jetzt auch darüber sprechen. Verzeih mir, was gewesen ist. Verzeih auch mein Schweigen. Ich wollte dich schonen. Weil ich dich liebe, Carol!"

Was Chet noch alles zu beichten hätte, erstickt unter Carols tröstenden Küssen.

„Ich liebe Ihre Tochter Carol!"

Ingenieur Jackson verläßt verstört seinen Club. Er tritt auf die Straße, atmet hastig die kühle, feuchte Luft ein. Er schlägt den Mantelkragen hoch. Der Himmel über Surrey, Südostengland, ist öde und grau.

Jackson tastet nach der Zeitung in seiner Rocktasche. Er kann es nicht glauben. Carol, denkt er — seine kleine Carol! Wie konnte das passieren ...

Mutter Gladys ist gefaßter. „Ich kenne meine Tochter besser!" sagt sie. „Das sind Lügen! Infame Sensationsmache!"

Sie geht ans Telefon, verlangt die Nummer des Mailänder Hotels. „Carol wird dich auslachen", sagt sie zu ihrem Mann.

Aber sie warten vergeblich auf Carols Lachen. Carol ist verreist ... Ganz plötzlich, heißt es, unbekannt wohin. Die Jacksons sehen sich fassungslos an.

Sie mobilisieren den englischen Konsul in Rom. Sie vertelefonieren eine Unsumme. Was sie erfahren, ist dürftig: Ein gewisser Chet Baker, Jazztrompeter von Weltgeltung, sei mit Carol nach Rom ausgerissen. Verhältnis, Rauschgift, Ehebruch! Den Jacksons raucht der Kopf von all den Gerüchten.

Drei Tage später fliegen sie über Zürich nach Rom. Sie landen auf dem Flugplatz Ciampino ...

Eine Schar von Reportern überfällt sie

Trompete und weisses Gift

an der Gangway. Auf unerklärlichen Kanälen ist die Nachricht ihres Kommens bereits nach Rom gedrungen. Das zurückhaltende englische Elternpaar sieht sich plötzlich im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Blitzlichter, Interviews. Dann führt man die Jacksons, wie in einem Triumphzug, in Roms Luxus-Nachtklub „Rupe Tarpeia".

Der Club steht unter Denkmalschutz. Er befindet sich in einem Keller in den Fundamenten eines altrömischen Hauses. Mauerreste, Amphoren, Fundstücke aus uralten Zeiten. Und darin — Chet Bakers weltberühmte Jazztrompete!

Carol hört dem Geliebten mit glühenden Wangen zu. Er scheint nur für sie zu spielen. Sein harmloses Jungengesicht straft den Pressekandal Lügen. Wer so die Trompete bläst, kann kein schlechter Mensch sein!

„Hallo, Darling!" ertönt es hinter Carols Rücken.

Das Mädchen zuckt zusammen. Sie wendet das Gesicht, wird blaß, wird rot. Dann fallen Mutter und Tochter einander in die Arme. Und die Reporter knipsen drauflos: Familienglück.

Die Eltern sind zunächst beruhigt. Sie sehen ihrer Tochter an, daß sie nicht „vor die Hunde" ging. Carol strahlt vor Glück. Und deshalb schweigen sie verständnisvoll . . .

Erst im Hotel Rivoli, als sie unter sich sind und kein Reporter in der Nähe, kommt der Kontakt mit Chet zustande. Wer ist der Mann? Woher kommt er? Wie lebt er?

Der Jazztrompeter erzählt. Er bekennt. Ein Lebenslauf in Synkopen. Alles andere . . .

„Mein Vater? Er war ebenfalls Musiker. Aber er schaffte es nicht. Rauschgift! Meine Militärzeit? Die machte ich 1946 in Berlin. Als Trompeter bei der Army. Später arbeitete ich in der Band von Charlie Parker. Er war süchtig. Dann schloß ich mich der Gruppe von Gerry Mulligan an. Auch der war süchtig. Ja, mit vierundvierzig krachte er zusammen. Daraufhin gründete ich eine eigene Combo, mit dem Pianisten Dick Twardzick. Er war —"

„Er war süchtig!" unterbricht Carols Vater Chets Lebensbeichte.

Chet nickt. Er ist verzweifelt. Was immer er auch sagen würde, welcher Vater konnte seine Tochter einem solchen Manne anvertrauen? Und dennoch beichtet Chet rückhaltlos.

„Ich begann Marihuana zu rauchen. Aus Neugierde. Zum Heroin kam ich durch Zufall. Dann probierte ich Haschisch. Wie meine Kollegen. Und wurde eingesperrt. Verurteilt. Ich habe grauenvolle Entziehungskuren hinter mir. Aber — ich liebe Ihre Tochter Carol! Und ich schwöre Ihnen, daß ich nie wieder zum Rauschgift zurückkehren werde, weil ich Carol liebe . . ."

Chet verstummt. Eine beunruhigendere Lebensgeschichte hat wohl noch

nie ein zukünftiger Schwiegersohn präsentiert.

Vater Jackson denkt, was jeder Vater an seiner Stelle denken würde: Unmöglich! Niemals darf meine Tochter bei diesem Menschen bleiben!

Aber dann sieht er Carol an. Erkennt ihre Liebe, ihre Hingabe — und schweigt.

Nein, es sind keine schönen, keine erbaulichen Geschichten, die Chet Carols Eltern erzählt. Da helfen auch die Lobeshymnen von Chets Manager, Joe Napoli, wenig. Der Dicke erscheint gegen Morgen und preist den Trompeter. Er sucht nach Motiven für das Laster.

„Chets Musikalität ist eigenschöpferisch. Jede Darbietung kostet ungeheure physische Anstrengung. Chet bläst nicht ‚im Schlaf' seine abgeleierte Walze herunter. Chet ist der beste weiße Trompeter der Welt!"

In dieser Nacht wird kein Champagner getrunken. Betroffen trennen sich die Jacksons von Chet. Mitleid kämpft mit Ekel, das Grauen mit ungläubigem Staunen. Hat Chet sich in seinem jungen Leben „Ekstase" gekauft? Oder ist er nur ein haltloser Waschlappen?

Eine Woche lang begleiten die Jacksons ihre Tochter und Chet. Bis nach Florenz. Und das Ende vom Lied klingt wie ein melancholischer Blues: Carols Eltern verzeihen dem Gestrauchelten . . .

Eine Ehe, die nichts mehr bedeutet

Die Jazzfans von Bologna bringen Chet Baker allabendlich Ovationen. Chet spielt im „Esedra-Club". Jede Nacht sitzt die junge Engländerin im Club. Auch heute.

Durch die Reihen der Zuhörer geht eine Bewegung. Chet hat sich, eine Seltenheit bei ihm, ablenken lassen: von einer hochgewachsenen, dunkelhäutigen Frau. Sie betrat allein den Saal.

Carol spürt die Unruhe. Sie wendet den Kopf. Hellsichtig ahnt sie, wer sich hinter der Sonnenbrille zu verbergen trachtet: Halima Halit. Frau Halima Baker, Chets angetraute Frau.

Sie ist schön. Auch wenn man ihre funkelnden Kohlenaugen nicht erkennen kann. Und sie ist eine bewunderungswürdige Frau!

Sie heiratete einen Rauschgiftsüchtigen. Fünf Jahre lang harrte sie geduldig bei ihm aus. Und sie liebt ihn wohl noch immer . . .

Aber Halima kann nicht kämpfen! Sie hat den Fatalismus Indiens im Blut. Und den Glauben an das Schicksal: Kismet. Und so zürnt sie denn auch der Nebenbuhlerin nicht.

In der Pause tritt Chet an Carols Tisch. „Meine Frau ist gekommen. Ich will mit ihr sprechen. Bitte geh schon nach Haus."

Carol geht. Sie weiß, daß diese Ehe schon lange nichts mehr bedeutet. Und daß nicht sie es war, die Halima den Mann weggenommen hat . . .

Chet setzt sich zu seiner Frau an den Tisch. „Hallo, Halima! Was macht Henry?" Henry ist ihr Söhnchen.

„Er fragt nach seinem Daddy. Wie soll ich ihm klarmachen, daß er keinen Vater mehr hat?"

Halima seufzt. Vor langer Zeit schon schlug Chet die Scheidung vor. Bis heute hat sie noch nichts unternommen.

„Brauchst du Geld?" fragt Chet. Er verdient jeden Abend weit über fünfhundert Mark.

Halima lenkt ab. „Liebst du das Mädchen, mit dem du eben gesprochen hast?"

Chet nickt. Große Worte liegen ihm nicht. Was er zu sagen hat, vertraut er dem Mundstück seiner Trompete an.

„Bring mich in mein Hotel. Ich fahre morgen nach Mailand zurück und reiche die Scheidung ein. Ich wünsche dir alles Glück dieser Welt. Auch —" Halima zögert, „auch daß *sie* dich nicht verläßt, wenn . . . wenn dein Affe wieder seinen Zucker verlangt."

„Das ist endgültig vorbei, Halima! Ich bin nicht mehr süchtig." Chet glaubt, was er sagt.

Das Schicksal schlägt zu

Die Tage und Nächte in Bologna vergehen wie ein Traum. Carol und Chet wissen nun, daß Halima verzichtet hat. Jetzt erst ist ihr Glück vollkommen. Verliebt wandern sie durch die Straßen. Verküssen die warmen Nächte.

Sie fahren in Chets weißem Sportwagen durch Neapel, in das neue Engagement im „Shaker". Italien hat nur noch Sonne für sie, glaubt Carol.

Der Shaker-Club in Neapel wird von Amerikanern besucht. Hauptsächlich von Matrosen der sechsten Flotte. Die Räume sind mit Fischernetzen verkleidet. Fische und Seetiere hängen an den Wänden und von der Decke herab. Es ist dunkel und schummrig.

Chet wir allabendlich mit tosendem Beifall empfangen, wenn er zum Podium geht.

Noch einmal nickt er seiner Freundin im Hintergrund zu. Dann geht er zum Klavier, greift zum Trompetenetui. Öffnet den Deckel.

Carol ist die erste, die Chets Erschrecken bemerkt, seine fahrige, hilflose Geste. Dann greift seine Panik auf die Band über.

Die Trompete ist verschwunden! Chet Bakers kostbare Trompete, eine Sonderanfertigung mit Spezialmundstück, ist verschwunden.

Gestohlen!

Nur kein Skandal! Keine Panne! Die Gäste warten. Sie wünschen Jazz, wollen Chets Spiel. „My funny Valentine" verlangen sie stürmisch.

Chet liebt dieses Stück. Er leiht sich eine gewöhnliche Fabriktrompete aus. Setzt sie an die Lippen. Und spielt. Und singt.

Mit eiserner Energie schafft er das Zweistundenprogramm. Keiner sieht ihm an, daß ihm fast der Kopf vor Schmerzen birst. Auch Carol nicht.

Noch weiß außer Chets Kollegen niemand, daß das Instrument verschwunden ist.

In der Pause geht Carol ins Hotel, um an ihre Eltern zu schreiben.

Über einem langen, glücklichen Brief vergißt sie die Zeit. Chet wird schon kommen und ihr zärtlich gute Nacht wünschen. Wie immer.

Um drei Uhr früh ist er noch nicht aufgetaucht. Um halb vier hört sie seine Schritte im Nebenzimmer. Endlich, denkt sie. Gleich wird er kommen und mich in die Arme nehmen. Lächelnd schreibt sie weiter: „. . . ich kann mir ein Leben ohne Chet nicht mehr vorstellen!"

Vier Uhr. Wo bleibt er denn? Sie lauscht zum Nebenzimmer. Dort ist alles still geworden. Sollte Chet ohne Gutenachtkuß schlafen gegangen sein? Das hat er noch nie getan.

Carol wird unruhig. Sie wirft den Füllhalter hin und eilt zur Verbindungstür. Sie friert auf einmal in ihrem dünnen Nylonpyjama.

Sie öffnet die Tür. Und das Entsetzen nagelt sie auf der Schwelle fest.

„Chet!"

Auf dem Teppich, mitten im Zimmer, liegt der Geliebte. Angekleidet. Wie ein Toter.

Carol stürzt auf ihn zu.

„Chet!" Sie schüttelt ihn. Versucht ihn wachzurütteln. Legt das Ohr an seine Brust.

Chet lebt! Er atmet. Röchelt.

„Chetty! Darling!" Carol preßt ihren Mund an seine Lippen, pumpt Atem in seine Lungen.

Aber Chet rührt sich nicht.

Er muß gestürzt sein, denkt sie verzweifelt. Daß sie den Fall nicht gehört hat! Anscheinend ist er über die Teppichkante gestolpert.

Carol streift die umgeschlagene Ecke des Teppichs zurück. Plötzlich greift das Grauen nach ihr. Denn jetzt sieht sie das blitzende Ding:

Eine Injektionsspritze . . .

Im nächsten Heft:

★ **Täglich 250 Tabletten**
★ **Und das soll Liebe sein?**
★ **Gift aus Deutschland**
★ **„Was nun, Carol — wir sind restlos pleite . . ."**



Als die Prinzessin in die Flitterwochen fuhr . . .

Da steht die ganze Familie und lächelt über das traute Glück. Und die Hofdame zur Rechten der Königin zerdrückt sogar eine Träne der Rührung, als Prinzessin Margaret mit Antony Armstrong-Jones durch das Portal des Buckingham-Palastes in die Flitterwochen rollt. Seither sind sechzehn Monate vergangen, und wenn die erlauchten Mitglieder der Royal Family an die jungen Eheleute denken, lachen sie nicht mehr. Dafür hat Frau Armstrong-Jones gesorgt. Das unbekümmerte Leben der Prinzessin irritiert die königliche Schwester und ihr Gefolge. Aber Margaret denkt nicht daran, sich den alten höfischen Sitten zu beugen. Sogar jetzt nicht, wo sie ein Baby erwartet. Sie zeigt sich ungeniert weiterhin bei Theaterpremieren (rechts), geht nächtelang aus, trinkt und raucht und weigert sich, Ratschläge des Hofes zu befolgen. Sie nimmt Rache an einem Zeremoniell, das sie als Kind schon gehaßt hat.

. . . begann die Rache der Frau Armstrong-Jones.



Im Buckingham-Palast hängt der Haussegen schief:

Es geht um Margarets Baby

Die Mitglieder des Unterhauses glaubten sich verhört zu haben. Was der Labour-Abgeordnete William Hamilton eben in den Saal gerufen hatte, war ungeheuerlich. Das war eine Beleidigung Ihrer Majestät, wie sie das Hohe Haus noch nicht

Es geht um Margarets Baby



erlebt hatte. Das war selbst für dieses Parlament, in dem die Redefreiheit ehernes Gesetz ist, ein Mißbrauch der Freiheit. Der Abgeordnete William Hamilton hatte die Königin und ihre Verwandtschaft „eine im Grunde nutzlose Minderheit“ genannt.



Die Konservativen springen empört von ihren Sitzen. Ein Proteststurm unterbricht den dreisten Sprecher der Labour Party: „Das geht zu weit!“ — „Pfui!“ — „Aufhören!“ . . .

Mit hochroten Köpfen und drohend geballten Fäusten machen die Parlamentarier ihrem Ärger über Hamiltons Entgleisung Luft. Die dumpfen Hammerschläge des Speakers rufen das Haus vergeblich zur Ordnung. Es dauert Minuten, ehe der Sturm sich legt. Und als der Sprecher des Unterhauses sich endlich Gehör verschafft hat, donnert er den Abgeordneten Hamilton an: „Ich entziehe Ihnen das Wort!“



Und das alles nur, weil Prinzessin Margaret ein Kind bekommt. Weil die Schwester Ihrer Majestät umziehen will.



Der Königin zum Trotz zeigt sich Prinzessin Margaret auch weiterhin auf großen Sportveranstaltungen. Sie denkt nicht daran, den ungeschriebenen Gesetzen der Königsfamilie zu folgen und ihre Niederkunft in der Abgeschiedenheit eines Landschlosses zu erwarten. So erschien sie kürzlich mit Antony Armstrong-Jones beim Royal-Ascot-Pferderennen. Auch beim internationalen Tennisturnier in Wimbledon spielte sie, mit Zigarettenspitze und Sonnenbrille, die interessierte Zuschauerin, obwohl sie dieser Sport — wie ihre Freunde wissen — nicht besonders interessiert. Aber Margaret will auch gar nichts sehen — sie will gesehen werden. Vor allem von den lieben Verwandten . . .

William Hamilton hatte dem Minister für öffentliche Arbeiten, Lord Hope, ein paar peinliche Fragen gestellt:

„Herr Minister, halten Sie es nicht für ratsam, im Interesse der englischen Wirtschaft und der Notwendigkeit, die öffentlichen Ausgaben zu beschränken, geplante Ausbesserungsarbeiten am Kensington-Palast zu stoppen und damit 50 000 Pfund Sterling zu sparen?“

Lord Hope, leise, aber entschlossen:

„No!“

William Hamilton, angriffslustig:

„Herr Minister, sind Sie sich bewußt, daß in nächster Zukunft von der ganzen Nation Opfer verlangt werden, im Interesse des Volkes? Und wenn die ganze Nation Opfer bringen soll, dann sollten auch diese kostspieligen königlichen Bauarbeiten eingestellt werden . . .“

Hamilton hob seine Stimme und rief beißend:

„Warum muß eine kleine, mit großen Vorteilen ausgestattete, aber im Grunde nutzlose Minderheit . . .“

Weiter kam der Abgeordnete Hamilton

Es geht um Margarets Baby

nicht. Seine taktlosen Worte waren im ehrwürdigen „House of Parliament" wie eine hochbrisante Plastikbombe explodiert. Und der „Bombenwerfer", der nun dastand und nervös an seiner schottisch-karierten Krawatte zupfte, mußte schnell erkennen, daß er sich für seine politische Attacke das falsche Ziel ausgesucht hatte. Denn wenn es um Prinzessin Margaret geht, sind auch die hitzigsten Volksvertreter der britischen Inseln geneigt, ein parlamentarisches Auge zuzudrücken.

Die 50 000 Pfund Sterling — rund 560 000 Mark — die den Schotten Hamilton auf die Barrikaden trieben, zahlt der Staat, um seiner bürgerlich verheirateten Prinzessin das Heim zu verschönen. Denn Königin Elizabeth ist der Meinung, daß ihre Schwester und Antony Armstrong-Jones in ihrem bescheidenen Heim, Kensington-Palace Nr. 10, zu wenig Platz haben werden, wenn erst mal Nachwuchs da ist. Und Nachwuchs wird in etwa zwei Monaten erwartet.

Bis dahin soll nun mit Steuergeldern und dem Segen des Parlaments das größere Anwesen Kensington-Palast Nr. 1 A für die Armstrong-Jones renoviert werden. Wenn Herr Armstrong auch ein Bürgerlicher ist, auf sein Baby muß man schließlich Rücksicht nehmen: Es rückt immerhin an fünfte Stelle der Thronanwärterliste, hinter die drei Königskinder und Prinzessin Margaret.

Die sorgende Geschäftigkeit der Volksvertreter und des Hofes, die mit dem Parlamentstumult ihren dramatischen Höhepunkt fand, ging an der werdenden Mutter allerdings spurlos vorüber.

Während die Hofkamarilla in stummem Zorn über Hamiltons Beleidigung brütete, demonstrierte Margaret, daß sie sich nicht zur „im Grunde nutzlosen Minderheit" zählt. Die Prinzessin hält nicht viel vom Schmollen.

Ein paar Stunden nach dem Abbruch jener unseligen Parlamentsdebatte haut sie auf die Pauke.

★

Es ist drei Uhr morgens. Die vornehmen Kellner im Restaurant „Wheelers", dem Modelokal im berühmt-berüchtigten Londoner Stadtteil Soho, treten in ihren Lackschuhen unruhig von einem Fuß auf den anderen. Sie möchten Schluß machen für heute, sie sind müde. Aber eine kleine Gesellschaft junger Damen und Herren, an einem kerzenbeleuchteten Tisch in der hinteren Ecke des rauchigen Lokals, verhindert den Feierabend der Ober. Es sind die letzten Gäste, aber sie denken offenbar nicht an Aufbruch.

Trotzdem sind die müden, nervösen Kellner peinlich bemüht, ihren Unmut hinter dienstbereit lächelnden Gesichtern zu verbergen.

Mittelpunkt der fröhlichen Runde ist eine junge, elegante Dame, deren





Wird Margaret sie rufen? Seit Jahren wachen über die Gesundheit der königlichen Familie: der Leibarzt Elizabeths, Lord Evans (links), der Hausarzt des Buckingham-Palastes, John Weir (Mitte), und der Gynäkologe John Herold Peel. Für keinen von ihnen hat sich Margaret bisher entschieden.

sorgfältiges Make-up die frühe Morgenstunde nicht vermuten läßt.

Sie trägt ein pastellblaues Satinkleid, das tiefe Dekolleté wird von einem Nerzcape behütet. Ihre zierlichen Füße stecken in pastellblauen Seidenschuhen mit hohen Pfennigabsätzen. Keß wippen sie zur Musik eines dezent eingestellten Bandgerätes. Und während die Dame in Blau vergnügt mit ihren Begleitern plaudert, qualmt sie pausenlos Zigaretten aus einer langen, brillantbesetzten Spitze. Das Temperament der Kettenraucherin, ihre erstaunliche Lebendigkeit zu dieser späten Stunde kann selbst den besterzogenen Ober zur Verzweiflung bringen. Aber die dienstbaren Geister bei „Wheelers" wissen aus Erfahrung, daß in diesem Falle Verzweiflung wenig nützt. Sie kennen ihren charmanten Stammgast. Sie kennen Prinzessin Margaret.

Was sie allerdings nicht voraussehen konnten, war ein Ereignis, das die lustige Gesellschaft Minuten später auseinanderscheuchte:

Die Prinzessin läßt mitten im Gespräch die Hand mit der Zigarettenspitze kraftlos sinken. Und nicht einmal das warme Braun ihres Make-up kann verheimlichen, daß das Blut aus ihrem Gesicht weicht. Die Augen geschlossen, einer Ohnmacht nahe, stützt sie sich schwer auf den Arm ihres Mannes Antony Armstrong-Jones.

Die Kellner wechseln stumme Blicke. Der Geschäftsführer eilt, gerade so schnell, wie es der Ruf des Hauses erlaubt, zum Telefon.

Wenige Minuten später rollt ein schwarzer Rolls Royce bei „Wheelers" vor, und der Leibarzt ihrer Majestät der Königin geleitet Margaret behutsam, aber mit vorwurfsvollen Blicken zum Ausgang. Und während die Kellner leere Sektflaschen und angeknabberte Kaviarbrötchen abservieren, verschwindet der Rolls Royce im Londoner Morgennebel.

★

Frau Armstrong-Jones hat wieder einmal bewiesen, daß ihr die Ratschläge von königlichen Verwandten und gelehrten Ärzten einerlei sind, daß sie als werdende Mutter gar nicht daran denkt, jene vornehme Zurückhaltung zu üben, die das Hofprotokoll in solchen Fällen vorschreibt. Weder der politische Geifer eines sparsamen Schotten noch der

Es geht um Margarets Baby

familiäre Eifer einer königlichen Schwester konnten Margarets Temperament bremsen.

Die Prinzessin ist glücklich. Glücklich, weil sie verheiratet ist, glücklich, weil sie ihr erstes Kind erwartet, glücklich, weil sie mit ihrem bürgerlichen Trauring die goldenen Ketten ihrer Herkunft lockern konnte.

Die Stunden bei „Wheelers" waren keine Ausnahme. Margaret verbringt ihre Abende gern in lustiger Gesellschaft und will einfach nicht einsehen, daß sich daran in den neun Monaten etwas ändern soll. Dieses Mal amüsierte sie sich mit den Schauspielern des Fortune-Theaters, die sie nach der Premiere des Musicals „Beyond the Fringe" zum Abendessen eingeladen hatte. Das Diner zog sich dann allerdings in die Länge — bis Margaret um drei Uhr morgens blaß wurde ...

Das Mißgeschick passierte nicht zum ersten Mal. Wie die Londoner Boulevard-Zeitungen am nächsten Morgen zu berichten wußten, war es bei „Wheelers" das vierte Mal, daß die Prinzessin ihre Konstitution überschätzt hatte.

Und das verärgerte die Königin, schockierte den Hof und erschreckte die Ärzte, denen Margarets unbekümmerter Lebenswandel gar nicht gefällt. Margaret schert sich wenig darum. Trotz ihrer Schwangerschaft springt sie wie eh und je aus dem königlichen Rahmen ...

Der humorbegabte Engländer auf der Straße beobachtet dieses Spielchen seiner Lieblingsprinzessin mit wohlwollender Nachsicht. Und daß der Hof ob dieser Eskapaden Ihrer Königlichen Hoheit aus dem Häuschen gerät, amüsiert ihn geradezu. Denn eines hat der Mann auf der Straße mit seiner Prinzessin gemein: Die Abneigung gegen die verstaubten, jahrhundertealten Sitten der Königsfamilie, die so wenig in dieses Jahrhundert der Music-Boxes, Nylon-Strümpfe und künstlichen Entbindungen passen wollen.

Seit Generationen sagt ein ungeschriebenes Gesetz der Windsors, daß Königinnen und königliche Prinzessinnen in der Versenkung zu verschwinden haben, wenn sie einem freudigen Ereignis entgegensehen. Der Trotzkopf Margaret aber findet dieses Ereignis viel zu freudig zum Versteckspielen. Die Prinzessin pfeift auf die protokollarische Schamhaftigkeit, mit der man sie ins Wöchnerinnen-Exil verbannen will.

Die eigensinnige Schwester Ihrer Majestät hat sich in den Kopf gesetzt, mit ihren Extratouren die verstaubten Fenster des Buckingham-Palastes aufzureißen, damit endlich frischer Wind durch die Residenz bläst.

★

Als am 25. Mai die Schwangerschaft der Prinzessin offiziell be-



Hebamme Helen Rowe half Kronprinz Charles (Bild) und seinen zwei Geschwistern zur Welt. Jetzt wartet sie auf Margarets Ruf.

kanntgegeben wurde, legte Elizabeth II. der werdenden Mutter nahe, sich auf Schloß Windsor oder Schloß Sandringham zurückzuziehen und unbemerkt vom Volk an ihrer Babywäsche zu stricken.

Aber mit einer geradezu boshaften Freude tat Margaret genau das Gegenteil.

Noch nie erschien sie so oft und so auffällig in der Öffentlichkeit wie in den letzten Monaten. Und noch nie widersetzte sie sich so demonstrativ den Anordnungen des Hofes und seiner beflissenen Ratgeber.

- Vier Tage lang sah man die Armstrong-Jones beim fashionablen Pferderennen in Ascot. Mit überdimensionalem weißem Tüllhut setzte sich die Prinzessin artig neben ihre königliche Schwester. Und während Elizabeth leicht mißmutig wirkte, strahlten Margarets Augen mit dem tiefblauen Sommerhimmel um die Wette.
- Die Ärzte haben der Prinzessin geraten, sich nicht zu erkälten. Aber Margaret besuchte bei strömendem Regen ein Federball-Turnier.
- Dieselben Ärzte haben ihr empfohlen, wenig Alkohol zu trinken. Aber Margaret nippt weiter fleißig an ihrem Glas Whisky. Sie haben ihr nahegelegt, nicht mehr so viel zu rauchen. Aber Margaret pafft weiter ihre 15 bis 20 Zigaretten am Tag. Sie haben ihr vorgeschlagen, nur noch flache Absätze zu tragen. Aber Margaret, dieses zierliche Persönchen von 1,53 Meter, will auf die hohen Hacken nicht verzichten.
- Auch der Tennissport, dem Frau Armstrong-Jones bisher wenig abgewinnen konnte, war auf einmal hochinteressant. Vier Stunden lang saß Margaret in der Königsloge des Centre Court von Wimbledon — nur um ihre Schwester zu ärgern.
- Triumphierend erschien sie an Antonys Arm bei der Hochzeit ihres Vetters Eduard von Kent, obwohl noch wenige Tage zuvor in einer Palastbekanntmachung zu lesen war: „Die Prinzessin wird keine offiziellen Verpflichtungen mehr eingehen ..."
- Innerhalb von zehn Tagen ging die Prinzessin einmal in das Feinschmeckerlokal „Prunier", dreimal zu den Proben des Theaterstücks „Becket und die Ehre Gottes", und auch die Premiere dieses letzten Werkes von Jean Anouilh versäumte sie nicht. Margaret beklatschte das Musical „Bye, bye, Birdie" und versäumte nicht die Galavorstellung des Leningrader Balletts in der Covent Garden Oper. Und fand daneben immer noch Zeit für einen kleinen Einkaufsbummel oder einen Film.

Kein Wunder, daß der Hof von diesem flotten Leben etwas irritiert wird. Jetzt hatte sie doch schon ihren Bürgerlichen bekommen, und nun lehnte sie es immer noch ab, zu folgen ...

Und wie sie es ablehnte!

Statt ihre Garderobe beim hochnoblen Hofschneider Norman Hart-

Es geht um Margarets Baby

nell in Auftrag zu geben, entdeckte die Prinzessin die kleine Mode-Boutique der Hetty Russell und bestellte bei der überraschten Dame ein paar sehr einfache Kleider in Pastellfarben. Die Russell-Modelle unterscheiden sich von den Hartnell-Kreationen vor allem durch den Preis: Sie kosten durchschnittlich 42 Mark.

Den englischen Frauen, die mit dem Penny rechnen müssen, imponiert die Prinzessin mit solchen Einkäufen. Die Verwandtschaft allerdings ist schockiert.

Ehemann Tony ging sogar noch einen Schritt weiter. Er ist gerade dabei, das Kinderzimmer zu entwerfen und auszugestalten. Und da fehlten ihm noch einige Meter Vorhangstoff. In einem kleinen Laden im Westend fand der werdende Vater, was er so lange gesucht hatte: babyblauen Chintz. Wenn Vorhang-Verkäufer Victor Afia allerdings geglaubt hatte, mit dem Schwager seiner Königin ein gutes Geschäft machen zu können, so wurde er bitter enttäuscht: Tony handelte den Preis massiv nach unten. „Was will man machen?“ erklärte Afia hilflos lächelnd.

Auch der Mann auf der Straße lächelt angesichts dieser amüsanten bürgerlichen Geschichten, die ihm der Königshof plötzlich liefert. Und nicht ohne Befriedigung verfolgt er die Verwandlung seiner Lieblingsprinzessin, die sich an der Seite des ehemaligen Hof-Fotografen Antony Armstrong-Jones vom zurückhaltenden, scharf bewachten Königskind zu einer ungebändigten, aber glücklichen jungen Frau gemausert hat.

Die Ehe mit Tony und das Kind, das Margaret unter dem Herzen trägt, sind alle Sorgen wert. Und gerade das Kind ist es, das immer neue Sorgen bereitet — schon ehe es den ersten königlich-bürgerlichen Schrei getan hat.

Die Frage, wie das „Royal Baby“ einmal heißen soll — mit Familiennamen heißen soll — beschäftigt die Hofbeamten schon lange. Peinlich, peinlich, wenn es als einfacher Mr. Armstrong oder als schlichte Miss Jones geboren wird. Denn immerhin ist es doch ein Vetter oder eine Base ersten Grades des zukünftigen Königs Charles III.

Die Königin wollte das heikle Thema unbedingt aus der Welt schaffen. Sie beauftragte drei ihrer engsten Berater, eine Lösung der peinlichen Frage zu finden: Lord Chamberlain Graf Scarbrough, Sir George Bellow und ihren Privatsekretär Sir Michael Adam.

Nach einigen Tagen intensiver Gedankenarbeit glaubten die Herren, eine Patentlösung gefunden zu haben. Die Königin unterbreitete Herrn und Frau Armstrong-Jones vier Vorschläge:

● Antony Armstrong-Jones wird in den englischen Hochadel erhoben. In diesem Falle erbt das Kind den Titel und erwirbt in späteren Jahren das Anrecht auf einen Vorzugstitel, der mit einem angemessenen Rang verbunden ist.

Diesen Vorschlag lehnte Tony mit

der Begründung ab, er fürchte eine negative Reaktion der Öffentlichkeit.

- Die Königin verleiht dem Kind bei seiner Geburt einen Adelstitel, ohne den Vater zu berücksichtigen.

Diesem Vorschlag hätte Tony zugestimmt, aber Margaret sagte energisch nein. Sie will nicht, daß das Kind einmal im Rang über seinem Vater steht.

- Prinzessin Margaret erhält außer ihrem Rang als Königliche Hoheit einen weiteren Adelstitel, der sich nach ihrem Tod auf das Kind vererbt.

Margaret lehnte auch diesen Vorschlag ab, weil er zu wenig Rücksicht auf die Rolle ihres Mannes nimmt.

- Margaret verzichtet auf den Titel „Königliche Hoheit" und wird eine einfache Lady Armstrong-Jones. Ihr Kind erhält dann das Anrecht auf den Peer-Titel und kann später ohne Schwierigkeiten geadelt werden.

Die Prinzessin sagte wieder nein. Sie denkt nicht daran, die „Königliche Hoheit" abzulegen.

Und weil Trotzköpfchen viermal nein sagte, müssen jetzt ein paar ganz Schlaue auf höchsten Befehl einen genealogischen Seiltanz aufführen. Durch penibles Studium der letzten 650 Jahre englischer Familiengeschichte sollen sie herausknobeln, ob Antony vielleicht ein Sproß von Eduard I. ist. Wenn den Ahnen-Detektiven nämlich nur der dünnste verwandtschaftliche Nachweis gelingt, wird der Tony, ob er will oder nicht, in einen Marquis von Cardiganshire verwandelt.

Damit wäre allerdings ein großer Kummer der Nation beseitigt.





Einen Titel für das Baby der Prinzessin Margaret sollten Lord Chamberlain Graf Scarbrough (links) und Privatsekretär Sir Michael Adam finden. Im Auftrag des Hofes. Sie bemühten sich vergeblich.

Ein Roman der Großstadtjugend von Manfred Gregor

Straßen-Musik

Im Hinterzimmer von Meckis Bar ist immer was los, nur - die Polizei darf es nicht wissen. Hier bespricht Rudi mit seiner Bande, welches Ding gedreht wird... Autodiebstahl ist ihre Spezialität. Auch zwei Mädchen gehören dazu: Petti und Ursula. Aber Ursel will nichts von den krummen Dingen wissen. Ein Junge wie Michael ist ihr Typ. Er ist genauso heimatlos wie sie, er ist sauber, anständig - nicht so wie Simon Poll, der Freund ihrer Mutter, vor dem kein Mädchen sicher ist...

Ein unansehnlicher, schmutziggelber Steinkasten im Zentrum der Stadt. Das ist das Amtsgericht. Ein Gewirr von Gängen, Türen, Treppen ... Die beiden Kriminalbeamten waren nicht zum erstenmal hier.

„Sechs Uhr vorbei!" sagte der eine.

„Egal, Lindlar macht immer Überstunden!"

Sie marschierten den langen Korridor hinunter und bogen in einen der schmalen Seitengänge ein. Vor einer der Türen blieben sie stehen und klopften.

JUGENDGERICHT

stand auf dem kleinen Schild.

Amtsgerichtsrat Lindlar saß breit und massig hinter seinem Schreibtisch. Aktenberge vor sich, zwei Aschenbecher dazwischen, bis an den Rand mit Zigarettenstummeln gefüllt.

Der Amtsgerichtsrat sah flüchtig auf.

„Wieder mal nach Dienstschluß!"

„Es tut uns leid!" entgegnete der ältere der beiden Kriminalbeamten. „Sie müssen uns helfen! Seit Wochen verschwinden schon wieder Autos. Vier Wagen allein in den letzten acht Tagen."

„Profis?"

„Kaum!" antwortete Leo Hürtgen, Leiter der Sonderabteilung „Kraftfahrzeug-Diebstähle". Seine Kollegen nannten ihn den „Auto-Hürtgen". „Sie stehlen von bewachten Parkplätzen. Das tun Profis nicht. Die suchen sich ihre Chancen woanders. Wir sind ziemlich sicher, daß es sich um Jugendliche handelt."

„Denken Sie an jemanden Bestimmten?"

„Wir haben die einschlägigen Jungens überprüft", mischte sich der andere Beamte ein. „Von ihnen kommt keiner in Frage."

„Wir wollten gerne wissen", sagte Hürtgen, „wer von Ihren Jungens in den letzten acht Wochen zurückgekommen ist. Haftentlassung und so ..."

„Nur zwei", sagte der Amtsgerichtsrat. „Kurt Schranz und Kai Gerber."

„Waren sie ...?"

„Ja ... beide einschlägig, und noch andere Geschichten dazu. Beide allerdings unter Aufsicht."

„Die Bewährungsaufsicht ist keine Garantie."

„Ich weiß schon", brummte der Amtsgerichtsrat. „Wer einmal stiehlt, der stiehlt immer wieder. Die alte Theorie."

„Die Erfahrung, Herr Rat! Natürlich, könnte sich auch ein neuer Ring gebildet haben ... Aber bevor wir ins Blaue sondieren, wollen wir doch lieber ..."

„Vielleicht haben Sie recht", sagte der Amtsgerichtsrat müde. „Aber bitte vorsichtig! Stellen Sie sich vor, die beiden hätten nichts mit der Geschichte zu tun! Was für ein Schock! Sie dürfen nicht das Gefühl haben, immer und ewig verdächtig zu bleiben."

„Selbstverständlich ..."

„Augenblick mal!" Der Amtsgerichtsrat griff zum Telefon. Er wählte eine dreistellige Nummer. „Sind Burkhart und Tietzow noch da? Gut! Schicken Sie die beiden doch zu mir."

Er legte den Hörer auf. „Wir sprechen noch mit den Bewährungshelfern." Er zündete sich eine Zigarette an. Die dreiunddreißigste heute ...

Wenige Minuten später klopfte es an der Tür. Zwei junge, unauffällig gekleidete Männer, Ende der Zwanzig, kamen ins Zimmer. Frische, aufmerksame Gesichter.

Der Jugendrichter begrüßte sie. „Wir sprechen über Kurt Schranz und Kai Gerber. Was treiben die beiden?"

„Ich bin zufrieden mit Kurt", antwortete Burkhart. „Er hat Freude an der Arbeit, sein Meister lobt ihn, sein Mädchen hat ihm alles verziehen. Jetzt wollen sie heiraten."

„Keine krummen Touren mehr?"

„Bestimmt nicht."

„Und Kai Gerber?" fragte Auto-Hürtgen interessiert.

Der Bewährungshelfer Tietzow blickte den Jugendrichter fragend an.

„Schießen Sie los! Deswegen sitzen wir ja hier."

„Ich habe Kummer mit ihm. Ich wollte sowieso zu Ihnen kommen."

„Spurt er nicht?"

„Ich war vorgestern in der Fabrik ... Kai hat sich krankschreiben lassen. Ich fuhr zu seiner Familie. Die Eltern fielen aus allen Wolken, als ich sie nach Kai fragte. Er geht jeden Morgen pünktlich zur Arbeit, sagten sie. Nur abends kommt er seit ein paar Wochen später heim. Er macht angeblich Überstunden ... Er liefert auch mehr Geld ab als vorher ..."

„So ... die Eltern wissen doch, daß er um neun daheim zu sein hat!"

„Klar! Aber sie sagen, Kai sei schließlich bald achtzehn. Sie können ihn nicht festbinden ..."

„Geht wohl wieder zu ‚Mecki'?" fragte der Amtsgerichtsrat.

„Wir werden das Lokal überwachen", schlug Auto-Hürtgen vor. „Dieser Kai Gerber war ja schon zweimal in Autosachen verwickelt."

„Stimmt", bestätigte der Amtsgerichtsrat. Dann zu Tietzow:

Straßen-Musik

„Kommen Sie morgen nachmittag mit Kai zu mir!" Er wandte sich an die Polizisten. „Vielleicht ist an der Sache wirklich etwas faul."

„Wir werden uns den Jungen mal vornehmen", sagte Auto-Hürtgen zuversichtlich.

Die beiden Kriminalbeamten verabschiedeten sich.

Als sie gegangen waren, trat der Amtsgerichtsrat ans Fenster und starrte auf den kleinen schmutzigen Innenhof hinaus.

„Manchmal möchte man verzweifeln! Was hat doch dieser Kai für Briefe nach Hause geschrieben! Was hat er hier für Versprechungen abgegeben, nach seiner Entlassung aus der Jugendstrafanstalt! Wie hat er vier Wochen später seine Arbeitsstelle gelobt und sich gefreut, daß ihm die Eltern nichts mehr nachgetragen haben . . ."

„Und was wollen Sie mit ihm tun, wenn er wieder ausgerutscht ist?" fragte Tietzow.

„Ihn zur Verantwortung ziehen! In seinem eigenen Interesse. Aber wir dürfen ihn nicht hängenlassen. Allein schafft er's nicht. Auch seine Eltern schaffen es nicht . . ." Er wandte sich um. „Meistens müßten wir überhaupt erst die Eltern in Ordnung bringen, wenn wir's mit den Jungen schaffen wollen. Na schön . . . Bringen Sie Kai morgen vormittag zu mir."

★

Michael und Ursula verließen die Straßenbahn an der Endhaltestelle, als sich bereits die Dämmerung über die Stadt senkte. Langsam wanderten sie über den großen, kaum bebauten Platz, bis zu der schmalen Straße, die in die Schrebergärten führt. Dann standen sie an der Hofeinfahrt. Der Bretterschuppen lag im Dunkeln.

„Wieviel Uhr?" fragte Michael.

„Fünf vor acht."

„Warten wir!" Michael zog eine Pakkung Zigaretten aus der Hosentasche und bot sie Ursula an.

Sie rauchten. Schweigend starrten sie dabei zu dem Schuppen hinüber. Von der nahen Vorortskirche dröhnten acht Schläge der Turmuhr. Im gleichen Augenblick flammte im Hof Licht auf.

„Los!"

Michael nahm Reisesack und Tasche hoch. Leise gingen sie über den Vorplatz. Hinter dem Schuppen fanden sie eine kleine Tür.

Michael öffnete sie und trat ein. Völlige Dunkelheit umgab sie. Plötzlich hallte von oben herab eine tiefe Stimme:

„Kommt rauf! Die Treppe ist rechts! Ich hab unten kein Licht!"

Sie stiegen die knarrenden Stufen empor. Auf halber Höhe bemerkte Michael einen Lichtschein.

„Hier herein!" befahl die tiefe, nicht unfreundliche Stimme. Dann erst sah Michael den riesenhaften Mann. Als er ihm ins Gesicht schaute, faßte er sofort Zutrauen.

„Morasch!" sagte Michael steif.

„Ich heiße Brenner", polterte die tiefe Stimme. „Aber alle nennen mich Dikker!" Der Mann lachte. Das Lachen brach jäh ab, als sein Blick auf Ursula fiel. „Was soll die Göre hier?"

„Aber Rudi hat doch . . ."

„Nichts hat er! Beschissen hat er mich! Zwei Arbeiter, hat er mir gesagt . . ."

„Ich arbeite gern!"

„Haa!" polterte Brenner.

„Ihre Hose", sagte Ursula. „Man muß sie flicken! Ich kann Ihnen auch das Essen machen."

Brenner verzog das Gesicht zu einer Grimasse. „Deine Flamme?" Und als der Junge nickte: „Na schön. Hab nur 'ne Kammer! Dort drüben . . ."

Michael öffnete die gegenüberliegende Tür und suchte nach dem Lichtschalter.

„Kein Licht!" sagte Brenner. „Da, nehmt die Kerze mit!"

Der Raum machte einen freundlichen Eindruck, trotz der blanken Bretterwände und der abgeschrägten Decke.

„Brennt mir nichts an!" dröhnte der Dicke. „Fensterläden bleiben auch zu! Muß schließlich nicht jeder wissen, daß ich Logisgäste habe."

„Klar!" sagte Michael.

„Das Clo ist hinten!" rief Brenner und schloß seine Türe.

Sie sahen sich um. Ein Bett an der Längsseite des Raumes. Ein Tisch und zwei Hocker in der Mitte. Gegenüber graugestrichene Wehrmachtsspinde.

„Bißchen klein", bemerkte Michael. „Vielleicht hat Brenner noch eine Matratze?"

Er ging hinaus und kam nach wenigen Minuten mit einem Stoß alter Wolldekken zurück. Sorgfältig breitete er sie am Boden aus. Eine über der anderen. Dann legte er sich auf das dürftige Lager.

Ursula starrte auf ihn, wie er so auf dem harten Boden lag. „Ich hab ein schlechtes Gewissen . . ."

„Quatsch!"

Da zog sie die Kämme aus ihren Haaren, trat zum Tisch und löschte die Kerze. „Gut Nacht, Michael!"

Der Junge hörte das Bett knarren. „Gut Nacht, Ursel! Schlaf gut!"

★

Rudi Kerschbaum hockte im Schatten des kleinen Omnibus-Wartehäuschens, gegenüber dem Gaskessel. Gespenstisch ragte die große, dunkle Halbkugel in den grauschwarzen Nachthimmel. Rasche Schritte. Rudi bewegte sich nicht. Als er den Jungen deutlich erkannte, stieß er einen leisen Pfiff aus.

Conni kam auf ihn zu. Er trug jetzt einen dunklen Pullover unter der roten Lederjacke.

„Ich tu's nicht gern", krähte Conni mit seiner hellen, brüchigen Stimme.

Rudi knurrte nur.

Eine Weile später tauchten die Lichter eines Wagens auf. Vor dem Wartehäuschen blieb das Fahrzeug stehen.

Rudi trat an das geöffnete Fenster und roch Lavendelduft.

„Hast du ihn mitgebracht?" fragte eine ölige Männerstimme.

Angewidert trat Rudi einen Schritt zurück. „Fünfzig Emm für mich!" sagte er.

Ein Geldschein wurde aus dem Fenster gereicht.

Conni ging auf die andere Seite des Wagens, öffnete den Schlag und stieg zögernd ein.

Dann war der Wagen schon davon.

Rudi kehrte zum Wartehäuschen zurück. Achtlos steckte er den Geldschein in die Brusttasche seines Wollhemds. Tückisch starrte er dem Auto nach.

Sein Blick fiel auf die Fensterscheiben des kleinen Holzhauses. In jäher Wut bückte er sich, sammelte eine Handvoll Steine zusammen und schleuderte sie gegen die Fenster. Sie zersprangen klirrend.

Rudi lachte. Sein Gesicht wurde schmal und hart.

Dann lief er davon . . .

Kurz vor Mitternacht erreichte er den großen Platz. Sorgfältig sah er sich um. Ein paar Chauffeure am Taxi-Standplatz. Und ein Betrunkener. Alles war wie immer. Und doch fühlte Rudi, daß etwas nicht stimmte.

Plötzlich wußte er, was es war: Der Mann am Steuer des grauen Volkswagens. Drüben auf dem Parkplatz, wo er vor drei Tagen einen Wagen gestohlen hatte . . .

Rudi schlenderte hinter dem Auto vorbei. Der Wagen hatte ein Behörden-Kennzeichen. Ohne umzuschauen, fühlte Rudi, daß ihm der Blick des Mannes folgte.

Langsam verließ Rudi den Platz und bog in eine Nebenstraße ein. Dann begann er zu laufen, als er wußte, daß der Fremde ihn nicht mehr sah. Er rannte durch das Gewinkel der engen Straßen, bis zu einer Hofeinfahrt. Durch den rückwärtigen Eingang betrat Rudi das Haus.

Dann stand er vor der Treppe, die zu „Meckis" Hinterzimmer führte. Rasch stieg er die Stufen hinauf und trat in den kleinen Raum.

„Dicke Luft!" sagte er. „Man interessiert sich für uns!"

Kai und Wacke würfelten gerade. Überrascht blickten sie auf.

„Mußte ja mal kommen", sagte Petti aus ihrer Ecke, wo sie in einem Magazin las.

„Wir verschwinden vorläufig!" befahl Rudi. „Treffpunkt ist ab sofort bei der Wulfsbrücke! Jeden zweiten Abend um sechs! Klar?"

Die anderen nickten.

„Was macht der Amerikaner?" fragte Rudi.

„War schon weg!" antwortete Kai.

„Zum Weinen", sagte Rudi.

„Wir haben nen andern gekascht!" beruhigte ihn Wacke.

„Wo ist er?"

„Im Parkhaus am Bahnhof."

„Seid ihr wahnsinnig?"

„Wieso?" fragte Kai unschuldig. „Alles gut überlegt! Ist am sichersten dort!"

„Wann holt ihr ihn?"

„Jetzt dann!" sagte Wacke lässig.

Die Tür öffnete sich, und Conni schob sich herein.

„Wie war der Alte?" fragte Rudi. Er spürte wieder den Lavendelduft in seiner Nase.

„Fieser Kerl!" krähte Conni. „Zum Kotzen! Aber er hat mich hergefahren! Ich sag euch, der stinkt vor Geld!"

„Hast du dich angewanzt?"

„Klar! Er will am nächsten Sonnabend 'ne Party geben! Sollen alle kommen!"

„Wo?"

„Er hat 'ne Villa am Schernsee! Wir sollen rausfahren! Bis um sieben! Von ihm kommt auch noch 'n Blutsbruder!"

Rudi kämpfte seinen Widerwillen nieder. „Wir werden noch darüber reden." Er wandte sich zu dem Mädchen: „Komm, Petti!" Und zu Kai: „Sag Mecki Bescheid! Er kann für die nächste Zeit nicht auf uns rechnen. Ciao!"

Er griff nach dem Arm des Mädchens. Petti sah ihn an. „Ich habe es satt."

Er griff nach ihr. Nur zögernd gab sie nach. Plötzlich entwand sie sich seinen Armen.

„Ich mag nicht mehr!" flüsterte sie. „Du bist mir widerwärtig!"

„Dann laß es doch sein!" Grinsend ließ er sie stehen und ging.

★

Seine Freunde nannten ihn Banjo. Er trug stets das kleine Saiteninstrument mit dem flachen Tamburin bei sich. An diesem Abend lehnte er in einem Hauseingang der Turmstraße. Er beobachtete den Kiosk von Simon Poll, so, wie ihm Rudi befohlen hatte.

Eine Gruppe von Männern schlenderte auf dem schmalen Gehsteig heran. Der Junge nahm das Banjo in die Hand und begann leise zu spielen. Mit weicher, heiserer Stimme sang er: *„Just my rifle, my pony and me!"*

„Zu unserer Zeit spielte man Märsche," sagte einer der Vorübergehenden.

Banjo hörte, wie sich ihre Schritte auf dem Pflaster entfernten. Er konzentrierte sich wieder auf den Kiosk. Der Mann hinter dem Verkaufsfenster rührte sich nicht. Fast wollte Banjo schon aufgeben.

Da huschte ein Schatten über die Straße, auf den kleinen Holzbau zu. Es war ein Junge, vielleicht vierzehn Jahre alt. Gleich darauf erlosch das Licht im Kiosk.

Banjo eilte mit raschen Schritten zu dem Kiosk hinüber und streifte an ihm entlang, bis er völlig im Schatten des kleinen Gebäudes verschwand.

Leise drückte er sich gegen die Holzwand und preßte sein Ohr an die Bretter.

„Ich kann doch nichts dafür", hörte Banjo die Stimme des Jungen. „Ich kann Ihnen das Geld noch nicht zurückgeben!"

„So! Kannst du nicht?" sagte Poll. „Mit den Zinsen sind's jetzt zweihundert Mark! Ich sehe nicht länger zu. Ich spreche morgen mit deiner Schwester!"

„Lassen Sie meine Schwester aus dem Spiel! Sie hat auch kein Geld!"

„Sie ist hübsch", sagte die sanfte Stimme Polls.

„Ich will nicht, daß Sie meine Schwester da reinziehen!"

„Sei still!" Die Stimme klang nun nicht mehr sanft, sondern schneidend scharf. „Morgen abend um sieben ist

Verloren in der großen Stadt...

Ursula Steiner

das Mädchen aus der Turmstraße, sechzehn Jahre alt — und ohne jede Illusion. Ihr Vater hat sich aufgehängt. Der Freund ihrer Mutter stellt ihr nach. Da lernt sie Michael kennen...

Michael Morasch

der Junge aus gutem Hause. Reichtum, Sicherheit, alle Annehmlichkeiten des Lebens hat er kennengelernt. Aber auch die dunklen Seiten: Sein Vater hat die Mutter verlassen. Nie ist sie über diese Trennung hinweggekommen. Als Trinkerin hat die Polizei sie in eine Heil- und Pflegeanstalt eingeliefert.

Rudi Kerschbaum

der „Chef". Eine ganze Bande hört auf sein Kommando. Sie klauen Autos, die der dicke Franz Brenner auf neu frisiert. Das bringt ein schönes Stück Geld. Aber immer noch nicht genug. Eines Tages wollen sie einen ganz großen Coup landen...

Conni, Banjo, Wacke, Kai, Petti

vier Jungens aus Rudis „Gang" und ein kesses Mädchen, das sein Herz an den „Chef" verloren hat. Bei ihnen allen haben die Eltern versagt, und die schiefe Bahn, auf die sie gekommen sind, neigt sich immer mehr nach abwärts...

Simon Poll

der gefährliche Mann im Hintergrund. Seine Stimme ist sanft, aber seine Augen sind eiskalt. Viel hat er auf dem Gewissen, aber noch weiß niemand, wieviel...

Der neue ENGLEBERT "33"

- eine technische Spitzenleistung



1
Die runde Schulter - Kurvensicherheit und größte Spurhaftung

2
Stabilisatoren - immer vollgriffig ohne zu pfeifen

3
Lamelleneinschnitte - Saugnapfwirkung - höchste Bodenhaftung

Der neue Englebert 33 ist das erste Ergebnis der Partnerschaft zwischen Englebert und US Rubber, eine der drei größten Reifenfabriken der Welt. Sie beschäftigt über 80.000 Mitarbeiter und besitzt ein eigenes Forschungszentrum mit 1.500 Wissenschaftlern.

Der neue Englebert 33 - ein Reifen von echter Weltklasse.

Englebert

Straßen-Musik

deine Schwester bei mir. Ich warte längstens fünf Minuten. Dann fahr ich zur Polizei! Mit deinem Geständnis . . ."

„Geständnis . . . Ich habe das Geld doch nicht gestohlen! Sie haben mir es geliehen!"

„Aber du hast den Zettel unterschrieben!"

Langsam löste sich Banjo von der Holzwand und schlich davon.

So macht der das also, dachte er. Geldausleihen, dann erpressen, dann die Schwester . . . Die verhökert er dann wohl. Rudi wird sich wundern . . .

Banjo hieß mit seinem richtigen Namen Richard Altweck. Er hatte zwei Leidenschaften: Autos und Abenteuer. Er war der beste Freund Rudi Kerschbaums. Sie hatten sich eines Nachts kennengelernt. Und das war so gekommen:

Richard beschäftigte sich gerade an einem Porsche, als er sich plötzlich von vier Halbwüchsigen umringt sah.

„Fachmann!" sagte Rudi anerkennend. Dann fragte er: „Was willste mit dem? Sportwagen verkaufen sich schlecht!"

„Verkaufen?" fragte Richard überrascht. Daran hatte er noch gar nicht gedacht.

„Was machst du mit einem Auto, wenn du es nicht verkaufst?"

„Fahren natürlich!" sagte Richard.

„Du bist jäck!" sagte Rudi. „Bei welchem Psychiater bist du in Behandlung?"

„Macht doch Spaß, das Fahren!" Richard war verlegen.

„Verkaufen macht noch mehr Spaß!" unterrichtete ihn Rudi. „Außerdem ärgert es die Bonzen viel mehr, wenn man ihre Blechschinken verkauft, als wenn man nur ein bißchen damit fährt."

Das leuchtete Richard ein.

Alles leuchtete ihm ein. Nur der Gaskessel störte ihn, wo Rudi seine Jungens an reiche Herren verkuppelte . . .

Banjo träumte manchmal von Stinni, der Bedienung in Meckis Laden. Den ganzen Weg träumte er von ihr, von Simon Polls Kiosk bis zu Mecki.

Als er ins Hinterzimmer hinaufgehen wollte, trat Stinni ihm in den Weg.

„Hau ab!" flüsterte sie. „Künftig trefft ihr euch an der Wulfsbrücke. Jeden zweiten Abend um sechs."

Banjo wußte, was das zu bedeuten hatte.

„Und du? Wir werden uns nicht mehr oft sehen."

„Ich werde es aushalten!" bemerkte Stinni schnippisch.

„Denk ich mir!" erwiderte Banjo traurig.

„Scheint dir leid zu tun?" Das Mädchen war überrascht.

„Ja . . ."

„Ich hole mir meine Jungens ein paar Schubladen höher." Stinni kniff den Mund zusammen. „Ich möchte keine Unordnung haben."

„Aber . . ." Banjo starrte auf ihren herausfordernden Pullover.

„Den trag ich nur hier!" sagte sie. „Braucht keiner zu wissen außer uns! Dir sag ich's! Bist nämlich ein netter Junge."

„Stinni!"

„Werde nur nicht sentimental!"

„Stinni!" rief er nochmals. Da strich sie ihm schnell mit der Hand über den Kopf. „Hättest auch das Zeug für eine höhere Schublade", flüsterte sie.

Sie drehte sich um und verschwand im Lokal. Als Banjo auf die Straße hinausgehen wollte, kam ein Junge aus der Toilette, den er flüchtig kannte.

„Was sagst du zu Stinni?" fragte der andere.

„Was soll ich dazu sagen?" meinte Banjo verwundert.

„Sie geht doch weg, morgen! Heiratet nächste Woche!"

„Geht weg? Heiratet?" Banjo spürte ein leichtes Stechen in seiner Herzgegend. „Wen heiratet sie?"

„Einen Koofmich! Hat einen Laden aufgemacht, mit ihrem Geld."

„Aha", sagte Banjo mühsam. „Die höhere Schublade!" Und spuckte aus.

„Was für 'ne Schublade?"

„Verstehst du nicht!" Banjo ging auf die Straße hinaus, langsam und ziellos. Und beim Gehen begann er wieder zu singen: *„Just my rille, my pony and me!"*

★

Die Finsternis war bedrückend, als Ursula erwachte. Nur durch eine Ritze des Fensterladens kam ein schwacher Lichtschimmer.

Rasch stand sie auf. Vorsichtig bewegte sie sich dem schmalen Streifen Helligkeit entgegen. Behutsam öffnete sie das Fenster. Dann den Laden.

Strahlend hell der Tag, weite Felder vor dem Haus, ein Bach mit Nebelschleiern an den Ufern und in der Ferne der grauschwarze Dunst der Stadt.

Plötzlich spürte sie, daß sie nicht mehr allein war. Leise war Michael aufgestanden und hinter sie getreten.

„Schön ist das! Nicht wahr?" Er streckte seine Arme. „Bin ganz eingerostet!" Dann fiel ihm auch schon ein, wie seine Anwesenheit das Mädchen genieren mußte. „Ich schau mal, was Brenner macht!"

Er fand den dicken Mann im Erdgeschoß des großen Schuppens. „Guten Morgen!" sagte Michael.

„Morgen", brummte Brenner. „Hier ist ne Menge zu tun."

Neugierig sah sich der Junge um. Drei Fahrzeuge und ein nacktes Chassis standen im Schuppen.

„Ein Unfallwagen", sagte Brenner kurz. „Der wird so gut wie neu."

„Und die?" Michael deutete auf die drei Autos.

„Die geben die Ersatzteile. Stell dich nicht so dämlich."

„Geklaut?"

„Hör mal, Junge!" Brenner trat auf Michael zu. „Ich mag keine Jungens, die so viel und so stinkdumm fragen."

„Kommt man damit durch?"

Brenner betrachtete ihn mitleidig. „Mit deinem dummen Gesicht kommst du allemal durch."

Michael ging langsam im Schuppen auf und ab. „Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben", sagte er unvermittelt.

„Ich weiß schon, daß du die Schnauze hältst. Und Sie auch . . ." Er deutete mit der Hand nach oben. „Sonst hätte ich euch schon gestern rausgeschmissen." Er ging an die Werkbank zurück. „Drüben hängt ein alter Overall."

Brenner arbeitete an einem mächtigen Motor, der auf dem breiten Werktisch lag. Staunend sah Michael, wie ruhig und sicher Brenner hantierte. Er könnte doch in jeder Werkstätte einen Job bekommen, dachte Michael. Warum quält er sich dann hier mit gestohlenen Wagen ab?

„Ich bin fertig damit", sagte Brenner schließlich. „Jetzt bauen wir das Ding ein." Er ging auf die andere Seite des Schuppens hinüber und holte den Flaschenzug, der mit leisem Klirren über die an der Decke befestigte Laufschiene glitt. Fachkundig hängte Brenner den Motorblock ein.

„Zieh ihn hoch!"

Er drückte Michael eine Kette in die Hand. Fast unmerklich hob sich der Motor von seinem Platz. Brenner stemmte sich mit aller Kraft dagegen. Der Motor näherte sich dem Chassis.

„Zieh an, Junge! Ich hab ihn!"

Eine Viertelstunde später hatte Brenner den Motor an der Aufhängung festgeschraubt. „Das Mädel soll dir oben Kaffee kochen und ein anständiges Frühstück machen. Schinken und Wurst gibt es immer reichlich in meinem Haus."

„Ich müßte nur mal weg, zwischendurch."

„Wohin?"

„Meiner Mutter Blumen bringen."

„Friedhof?"

„Nein . . . Heil- und Pflegeanstalt."

„Hast du Geld?"

„Es geht."

„Ich habe mir gedacht . . . achtzig die Woche für dich."

„Und sie?"

„Nichts. Dafür könnt ihr bei mir schlafen und futtern."

„Schlafen ist gut!" Michael besah sich seine Hände. Schon nach der ersten Arbeitsstunde zeigten sich Risse und Schrunden. „Wir brauchen noch ein Bett."

Brenner stemmte die Hände in die Hüften. „Genügt euch das eine nicht? Ich habe gedacht, ihr gehört zu Rudis Mannschaft?"

„Nein, gehören nicht dazu."
„Aber er hat euch doch hergebracht!" Brenner zündete sich eine Zigarette an. „Ein fixer Junge, dieser Rudi!"
„Ja . . ."
„Du bist wohl im gleichen Fahrwasser?" Der dicke Mann sah ihn fragend an. „Erst geht's langsam, dann rutscht man ein bißchen, plötzlich kippt man ab . . . Verschwindet hier, bevor es zu spät ist."
„Ich versteh Sie nicht. Ihnen kann's doch egal sein?"
„Man wird sentimental, wenn man alt wird", sagte Brenner. „Du kapierst das nicht! Rudi ist mir egal. Die andern Kerle auch, aber ihr . . . ihr gehört nicht dazu."
Er kam langsam zu Michael herüber.
„Ich hab mal ne Dummheit gemacht! Dann bin ich raus aus dem Knast gekommen. Keiner hat nen Job für mich gehabt. Trotzdem hab ich einen gekriegt. Weil ich was kann! Am dritten Tag haben sie die Papiere verlangt. Dann war's wieder Essig! Ich bin auf See gegangen. Mit nem alten Kahn, wo sie keine Papiere sehen wollten. Aber sie haben mich um die Heuer beschissen. Da gab's wieder ne Dummheit . . . Ein Jahr hab ich das zweitemal gesessen! Steht alles in den Papieren! Als ich dann rauskam, war Emma dran. Emma war 'n hübsches Mädchen. Die hat sich nicht um Papiere gekümmert! Aber sie wollte so gern nen goldenen Ring. Da machte ich die dritte Dummheit. Zuchthaus . . . Dann hab ich's aufgegeben. Hie und da frische Luft. Dann ne Dummheit und basta. Verstehste?"
„Und heute?"
„Heute? Heute hat's wohl keinen Sinn mehr. Ich probier's erst gar nicht . . ."
Später ging Michael in die Küche hinauf, um zu frühstücken. Ursula empfing ihn strahlend. „Hier habe ich für mindestens zwei Wochen noch zu tun."

★

Der Amtsgerichtsrat musterte Kai von oben bis unten. Bewährungshelfer Tietzow stand schweigend neben dem Schreibtisch. „Na, Kai . . . Du hast Schwierigkeiten, hört man?"
Kai antwortete nicht. Er starrte auf den Boden.
„Ich dachte, wir hätten es geschafft?" meinte Amtsgerichtsrat Lindlar. „Am Anfang hat doch alles so gut ausgesehen?"
Der Junge zuckte mit den Achseln.
„Du gehst nicht mehr zur Arbeit! Du kommst spät abends erst heim! Kein Mensch weiß, wo du dich rumtreibst!" Lindlar ließ ihn nicht aus den Augen. „Du weißt, was das bedeutet?"
Kai nickte.
„Da ist noch etwas!" fuhr Lindlar fort. „Die Polizei ist einer Bande auf der Spur. Autogeschichten, Kai!"
Kai wurde blaß.
„Warum gehst du nicht mehr zur Arbeit?"
„Ich bin krank!"
„So . . . du bist krank? Bei welchem Arzt?"
„Ich war noch nicht beim Arzt." Kai fühlte, wie er immer mehr ins Netz geriet.
Die beiden Männer spürten, daß er mit sich kämpfte. Die Stille in dem kleinen Richterzimmer wirkte beängstigend. Der Amtsgerichtsrat zündete sich eine Zigarette an. Sehnsüchtig starrte Kai auf die bläulichen Rauchkringel.
„Als ich dich das letztemal in der Strafanstalt besuchte, hast du mir versprochen, daß es nun ein für allemal vorbei ist! Ich habe mich damals für dich eingesetzt . . ."
„Ich verstehe dich nicht, Kai", mischte sich der Bewährungshelfer Tietzow ein. „Du weißt doch, was für dich auf dem Spiel steht! Die acht Monate sind dir doch nicht geschenkt! Du mußt sie absitzen, wenn du die Auflagen nicht erfüllst. Und du . . . hast sie nicht erfüllt!"
„Hat ja alles keinen Sinn!" sagte Kai. Es klang dumpf und mutlos.
„Was hat keinen Sinn?"
„Ich komm' ja doch nicht raus!"
„Du hast deine Arbeit! Du verdienst gut! Du hast ein Zuhause! Warum solltest du nicht rauskommen?"
Kai dachte an die schönen Wagen . . . An die reichen Herren, die er allabendlich beobachtete, wenn sie ihre Damen in die Theater und Nachtlokale führten.
„Ich kann das nicht so sagen . . ."
„Hast du das Gefühl, daß wir zuviel von dir verlangen?" ➡

Straßen-Musik

„Nein, überhaupt nicht."

„Warum zum Teufel hörst du dann nicht auf uns?"

Der Junge zuckte wieder mit den Achseln.

„Ich weiß, daß du viel allein bist! Aber du hast doch Herrn Tietzow und die Jugendgruppe! Sind doch nette Kerle! Oder gehst du da nicht mehr hin?"

„In letzter Zeit machte er sich rar", warf Tietzow ein.

„Du hattest Freikarten fürs Theater, für Konzerte, fürs Kino! Du hattest Bücher! Trotzdem geht's wieder bergab mit dir! Da werden von Jugendlichen schon wieder dauernd Autos gestohlen . . ."

Kai starrte zu Boden. Was weiß er? dachte er erschrocken. Ich muß etwas sagen! fühlte er. Ich muß mich rechtfertigen! Er stieß hervor: „Sie können das alles nicht verstehen."

„Was verstehen wir nicht?"

„Sie haben nie Schwierigkeiten gehabt! Aber ich, ich rutsche immer wieder rein . . . Ich weiß nicht, woher das kommt."

„Du gibst zu rasch auf! Du mußt dich entscheiden, wie es weitergehen soll! Dazu noch die Geschichte mit den Autos! Du wirst deshalb von der Polizei vernommen werden . . . Ich möchte dir dazu nur sagen: Du kommst aus dem Dreck nicht raus, bevor du nicht reinen Tisch gemacht hast."

Kaj zuckte zusammen. Jetzt hatten sie ihn also schon wieder! Einen Augenblick war er nahe daran, wenigstens ein paar Andeutungen zu machen. Dann dachte er an die andern . . . An Rudi, Wacke und Conni . . . Er sah Banjos schmales Wolfsgesicht vor sich . . .

„Ich verspreche Ihnen, daß nichts mehr vorkommen wird."

„Wir werden sehen!" sagte Lindlar skeptisch. „Ab morgen bist du wieder an deiner Arbeitsstelle! Herr Tietzow geht heute noch bei deinem Chef vorbei und bringt das mit den letzten Tagen in Ordnung."

„Danke", sagte Kai leise. Dann verließ er das Zimmer.

„Nun?" fragte der Amtsgerichtsrat den Bewährungshelfer, als sie wieder allein waren. „Er hängt ganz schön wieder drin."

„Mich wundert nur, daß er nicht ausgepackt hat!"

„Er will doch seine Kameraden nicht verpfeifen!" Der Amtsgerichtsrat griff zum Telefon. „Geben Sie mir das Polizeipräsidium!" sagte er. „Verbinden Sie mich mit Inspektor Hürtgen." Er wartete, bis sich Hürtgen meldete.

„Mit Kai Gerber ist vermutlich doch was faul . . ."

„Wir wollen ihn gleich fassen!" polterte der drüben.

„Nein . . . Ich würde ihn nur mal beobachten lassen. Da hängen noch andre Jungens drin. Also . . . auf Wiederhören!"

Lindlar legte den Hörer auf und griff nach der Zigarettenpackung.

„Komisches Gefühl, nicht wahr?" fragte Tietzow.

„Ja, komisch . . . Hört sich an wie Vertrauensbruch. Aber Kai weiß genau, daß wir keine krummen Sachen decken. Hoffentlich schafft er es beim nächsten Mal."

★

Die rote Lederjacke war an den Ärmeln schon etwas abgenutzt. Conni Machmann ärgerte sich darüber. Er hatte vier Zigarettenautomaten ausräumen müssen, bevor das Geld zu dieser roten Jacke reichte.

Im Augenblick interessierten ihn keine Automaten. Nur die Katze. Conni lag in den Büschen hinter den Baracken. Er beobachtete das große graue Tier. Es gab zu viele von ihnen im Barackenlager, fand Conni.

Er war in der Baracke zur Welt gekommen. Wann, das stand in seinem Geburtsschein. 2. Februar 1946. Seine erste Erinnerung waren Prügel, Regen, rissige Holzwände. Und ein Loch in der Decke, aus dem das Wasser tropfte . . .

Er sagte Mammi zu der Frau, die ihn verhaute. Nur mittwochs wurde er nicht geprügelt. Da kam Onkel Freddy. Er mochte Onkel Freddy nicht. Mammi und der Onkel sperrten sich ein. Und Conni mußte alles mitanhören.

Morgen ist wieder Mittwoch . . . dachte Conni.

Er lockte die Katze mit leisem Schnalzen. Vorsichtig teilte er die Äste vor sich. Dann ging er langsam auf das Feld hinaus.

Die Katze bewegte sich nicht.

Sie ist dumm! dachte Conni. Wilde Freude fraß in ihm. Er wurde noch langsamer. Nur noch ganz leise, zärtlich schnalzte er.

Zwei Meter trennten ihn noch von dem Tier. Conni blieb stehen. Die Katze starrte ihn an. Grüne, mißtrauische Augen. Der Junge hielt den Atem an.

„Komm, Graue!" flüsterte er. „Komm!"

Sie federte auf ihn zu. Streifte sein linkes Bein, setzte sich wieder und blickte zu den Baracken hinüber.

Conni rührte sich nicht.

Das Tier kam zurück und rieb den Rücken an seiner Hose.

Jetzt! dachte Conni und preßte den Ellbogen über den Hals der Katze. Sie trommelte mit den Läufen auf den Ärmel seiner Lederjacke. Die Krallen gespreizt.

Der Mund des Jungen zuckte. Mit der Rechten zog er die Drahtschlinge aus der Jackentasche. Behend stülpte er sie über den Kopf des Tieres. Und dann — zog er sie zu.

Die Augen der Katze waren jetzt groß. Stumme Angst. Aber immer noch kratzten die Krallen über das Leder.

„Gleich hat es dich!" flüsterte Conni.

Da traf ihn ein heftiger Schlag in den Nacken.

Der Junge sah sich nicht um. Er ließ die Schlinge los, sprang auf und rannte, rannte . . .

Erst am Ende des Feldes wagte er umzusehen. Er sah den Mann, der sich zu der Katze niederkauerte. Er kannte ihn nicht.

„Warte", sagte Conni, immer noch zitternd. „Das zahle ich dir heim!"

★

Rudi Kerschbaum saß auf dem schmalen Vordach. Es war mit rostrotem Blech gedeckt. Man konnte es bequem von Pettis Mansarde aus erreichen. Das Blech war heiß. Nach einer Weile gesellte sich Petti zu ihm. Sie setzte sich neben ihn und schloß die Augen.

„An was denkst du?" fragte sie.

„An dich!"

„An was noch?"

„An mich."

„Natürlich. Tust du meistens."

„Fang nicht schon wieder an!"

Petti breitete die Wolldecke aus, legte sich auf das Vordach und starrte in den Hof hinab. Die Arbeiter der kleinen Druckerei nebenan hielten Mittagspause. Eine junge Frau, mit einem kleinen Jungen an der Hand, trat in die Einfahrt. Einer der Arbeiter sprang auf und ging den beiden entgegen.

Petti sah interessiert zu, wie der Arbeiter die Frau begrüßte. Er stemmte das Kind mit einem Schwung in die Luft. Der Kleine schrie begeistert auf.

Etwas wie Neid erfüllte Petti.

„Schau mal, Rudi!" sagte sie. „Der Kleine . . . ist er nicht goldig?"

„Hmm . . ."

„Sein Vater! Wie er sich freut! Ich gäb was drum, wenn . . ."

„Wenn was?"

„Auch so leben dürfen!"

„Tu's doch", sagte Rudi lässig. „Wer hindert dich daran?"

Das Mädchen schaute ihn an. „Möchtest du nicht auch so leben wie die da unten?"

„Nein, absolut nicht!"

„Warum nicht?"

„Weil es falsch und verlogen ist! Immer wenn die Sonne scheint, ist alles falsch und verlogen! Interessant wird es erst, wenn es dunkel wird. Was weißt du denn von ihnen? Vielleicht säuft er und prügelt sie. Vielleicht geht sie fremd. Und er hockt an der Setzmaschine und klimpert die Buchstaben herunter. Das ist die Wirklichkeit . . ."

„Und vielleicht wird sein Kind ein Strolch! So wie du!" Petti war empört.

„Vielleicht auch das." Rudi setzte sich wieder auf seinen Platz zurück.

Lange schwiegen sie beide. Dann fragte Petti plötzlich: „Was willst du eigentlich?"

„Nichts. Meine Ruhe."

„Du mußt doch ein Ziel haben?"

„Klar! Ich will leben!"

„Du glaubst an nichts!" Petti sagte es böse.

„Doch! An mich!" Er wurde zornig. „Wenn du dir dein Geld bei mir verdienst, frag ich dich dann, warum du es tust?"

„Ich tu's nicht mehr."

„Dann laß es bleiben!" Rudis Stimme klang ungerührt. „Ich such mir ne neue Puppe."

„Du Schuft!" flüsterte das Mädchen.

„Na was denn? Hast du geglaubt, ich führe dich an den Traualtar?" Rudi schien überrascht. „Da wird nichts draus, Petti! Nie! Bilde dir keine Flausen ein."

„Ich geh morgen arbeiten", sagte das Mädchen. „In irgendeiner Fabrik."

„Du kommst noch zur Wulfsbrücke mit!" befahl Rudi.

„Nein!" Ihre Stimme klang anders als bisher.

„Hör mal . . ."

„Es ist Schluß!" unterbrach ihn Petti. „Glaub's doch endlich! Ich hab die Nase voll."

Rudi kroch zu ihr hinüber und streichelte über ihre Schultern. Er spürte, wie ein Beben ihren Körper durchlief. Gewonnen, dachte er. Aber unvermittelt stand sie auf und stieg durchs Fenster in die Mansarde zurück.

„Komm herein!" rief sie.

Er folgte ihr zögernd. Als er vor ihr im Zimmer stand, warf sie ihm seine Jacke zu. „Verschwinde!"

„Petti!"

„Verschwinde!"

Rudi starrte das Mädchen an. „Wie du willst!" sagte er dann. Er ging hinaus und schlug die Tür hinter sich zu.

Petti warf sich aufs Bett und vergrub das Gesicht im Kopfkissen. Später stand sie auf, um sich die Tränen abzuwaschen. Das Sonnenöl hatte Flecken auf der Bettwäsche hinterlassen.

Ich muß sowieso alles zum Waschen geben, dachte sie.

★

Rudi polterte die Treppen hinab. Sie hat mich rausgeschmissen, dachte er verwundert. Ich muß mir ne andere suchen . . . Er verließ das alte Haus und trat auf die Straße hinaus. Beinah wäre er mit einem Jungen zusammengestoßen, der grade in die Toreinfahrt einbog.

„Paß doch auf, du Blindgänger!" sagte Rudi böse. Dann erst erkannte er den andern.

„Kai . . . Ich hab dir doch gesagt, du sollst nicht hierherkommen!"

Kai prallte erschrocken zurück. „Ich muß dich sofort sprechen, Rudi. Ganz dicke Luft."

„Psst! Sei doch leise, Mensch! Was ist los?"

„Sie haben mich am Wickel!"

Sie schlenderten in den Hof zurück, und in einem geschützten Winkel begann Kai zu erzählen: Von seinem Besuch beim Jugendrichter . . . Daß ihm die Polizei wegen Teilnahme an den Autodiebstählen auf der Spur war . . . Daß er vernommen werden sollte . . .

„Deine Angelegenheit, Kai!"

„Ja, aber . . .?"

„Was aber? Ich kann dir da nicht raushelfen! Wir kennen uns nicht! Verstehst du? Du weißt auch nichts! Du schnaufst kein Sterbenswörtchen, kapiert?"

„Ja", sagte Kai. „Ich hab nur gedacht, wir könnten gemeinsam verduften!"

„Verduften? Du bist vielleicht eine Tüte! Kai, Mensch, wohin denn? Und hast du Geld?"

„Nicht viel."

„Na siehste!" Rudi schenkte ihm ein gönnerhaftes Grinsen. „Die Sache ist doch ganz einfach! Du verschwindest jetzt, gehst morgen schön brav wieder zur Arbeit und wirst ein guter Junge, ja?"

„Und die Polizei?"

„Die lügst du an! In deinem eigenen Interesse! Sonst steigen wir dir nämlich aufs Dach!" Rudi griff in seine Tasche

Jugendkriminalität — das Hauptthema unseres Romans. Vier Männer, die es wissen müssen, schreiben uns dazu:

Die Eltern sind an allem schuld



Dr. F. Oeter

Grundübel: das seelische Vakuum

Mit dem Roman „Straßen-Musik" wird ein Problem aufgegriffen, das nicht erst seit gestern und heute den verantwortungsbewußten Arzt mit größter Sorge erfüllt. Zwar hat die Jugendkriminalität in den letzten Jahren nicht zugenommen, aber sie hat sich erheblich gewandelt. Nur noch selten ist es die unmittelbare physische Not, die heute den Jugendlichen auf die schiefe Bahn treibt. Mehr und mehr ist an ihre Stelle jenes seelische Vakuum getreten, das nahezu ausnahmslos dort zu entstehen pflegt, wo sich Kinder und Jugendliche nicht mehr in der Gemeinschaft von Eltern und Geschwistern aufgehoben wissen.

Diese Gefahr ist um so größer, als die heutige Jugend ganz offenbar sensitiver für Reizbeantwortung geworden ist ... Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt dabei die sexuelle Frühreife, zumal die charakterliche Reifung nicht nur nicht beschleunigt, sondern häufig sogar verzögert ist.

Die Zahl der Scheidungswaisen geht in die Hunderttausende. Weitere Hunderttausende von Kindern werden infolge der zunehmenden außerhäuslichen Beschäftigung ihrer Mütter zu „seelischen Waisen". Ebenso sind von seelischer Verwaisung alle jene Kinder bedroht, bei deren Eltern „etwas nicht stimmt", wobei die Untreue des einen oder anderen Elternteiles die wichtigste Ursache bilden dürfte. Alle hier genannten Kinder sind in höchstem Maße anfällig.

Dr. Ferdinand Oeter, Arzt, Köln-Lindenthal



Dr. K. Holzschuh

Wir Richter müssen helfen ...

Die Sorge um die Zukunft unserer Jugend ist zu einem Problem erster Ordnung geworden. Es ist deshalb so ernst, weil alle gefährlichen Gewohnheitsverbrecher aus den Reihen der straffälligen Jugendlichen hervorgehen. Es sind jene 15 bis 20 Prozent der Jugendkriminellen, bei denen alle Besserungsversuche gescheitert sind.

Erziehen, helfen, heilen, vorbeugen — das ist heute das höchste Ziel der jugendrichterlichen Maßnahme — wo es nötig ist, freilich auch strafen. Daß Strafe sein darf und manchmal auch sein muß, weiß jeder, der erziehen muß. Aber selbst eine lange Jugendgefängnisstrafe soll, von dem kleinen Prozentsatz der Unverbesserlichen abgesehen, im letzten Grund eine Maßnahme der Hilfe sein.

Wir Erwachsenen müssen die Situation der heutigen Jugend verstehen und zum Helfen bereit sein — auch wir Richter. Das deutsche Jugendgerichtsgesetz gibt dem Jugendrichter eine Fülle von Möglichkeiten an die Hand, um diese Hilfe zu verwirklichen. Nicht nur bei den gutgearteten, erstmaligen Gelegenheitstätern, sondern auch in schwereren Fällen kann er von einer Einsperrung absehen und rein führende Maßnahmen verhängen. So habe ich kleineren Verkehrssündern die Weisung erteilt, dem Jugendrotkreuz beizutreten, dort Kurse in Erster Hilfe mitzumachen und sich eine Zeitlang in Erster Hilfe zu betätigen oder am Wochenende zur Entlastung des Pflegepersonals in einem Krankenhaus zu arbeiten.

Bei krasseren oder wiederholten Verfehlungen kann man die Jugendgefängnisstrafe, wenn sie nicht höher als ein Jahr ist, zur Bewährung aussetzen und den Jugendlichen für die Bewährungszeit einem Bewährungshelfer unterstellen sowie seine Lebensführung durch Auflagen beeinflussen.

Uneinsichtige, verlogene, trotzige, maßlos überhebliche, rohe, rücksichtslose oder solche Täter, die sich ohne Besserungswillen oder aber durch völligen Mangel an inneren Hemmungen über jedes Recht und jede Ordnung hinwegsetzen, sind mit einer führenden Behandlung meist nicht zu beeindrucken; das gilt auch für Arbeitsscheue, Labile, Haltlose oder stark Asoziale. Aber auch bei diesen Tätern muß versucht werden, sie durch geeignete Maßnahmen während der Freiheitsstrafe noch zu ordentlichen Menschen zu erziehen.

Von der Entscheidung des Jugendrichters hängt oft die Gestaltung des späteren Lebens eines gestrauchelten Jugendlichen ab: eines Lebens in Freiheit oder in Fesseln, in Ehren oder in Schande, als Förderer oder als Schädling der menschlichen Gemeinschaft.

Dr. Karl Holzschuh, Jugendrichter, Darmstadt

Straßen-Musik

und brachte ein Klappmesser zum Vorschein. Mit leisem Klicken sprang die Klinge aus dem Metallheft. „Du kennst das doch?"

Kai starrte auf das Messer.

„Und du kennst auch mich!" Rudi lächelte kalt.

„Ja", sagte Kai leise. „Ich weiß jetzt Bescheid. Ich werde also nicht mehr kommen . . ."

„Ja . . . Du wirst nicht mehr kommen . . . außer wenn ich dich rufe."

Ohne den Jungen noch eines Blicks zu würdigen, ging er fort. Bevor er aus dem Halbdunkel der Einfahrt auf die Straße hinaustrat, klappte er das Messer zusammen und versenkte es in seiner Hosentasche.

★

Kai schlenderte die Straße hinab, auf die Grünanlagen zu, die sich am Fluß entlang hinzogen. Er wußte keinen Ausweg mehr. Sie wollen mich los sein, dachte er. Ich könnte ihn natürlich reinhängen. Dann sah er wieder das Messer vor sich und das kalte Lächeln Rudis . . .

Er ging den kleinen Hügel am Flußufer hinauf. Als er oben den Spazierweg erreichte, sah er das Mädchen im Rollstuhl.

Sie mochte vierzehn oder fünfzehn Jahre alt sein, war offenbar gelähmt und starrte in ein Buch. Ihr blau-weiß gestreiftes Kleid paßte nicht zu ihr. Ihr unschuldiges Kindergesicht war ihm widerwärtig.

Kai kam näher. Da fiel ihm der kleine Holzpflock auf. Er lag vor dem Hinterrad des Rollstuhles. Offenbar sollte er das kleine Gefährt auf dem abfallenden Gelände sichern . . .

Mit einem leichten Fußtritt schob er den Bremskeil zur Seite. Der Wagen setzte sich in Bewegung . . .

Ein starrer Glanz trat in Kais Augen.

„Hilfe!" rief das Mädchen. Dann ein gellender, unartikulierter Schrei.

Jetzt erst sah Kai das Flußufer.

Sein Gesicht verlor jede Farbe. Das hab ich nicht gewollt, dachte er entsetzt.

„Spring doch raus!" brüllte er. „Spring doch raus, verdammt noch mal! Spring doch, du dumme Gans!"

Der Rollstuhl erreichte das Ufer. Langsam kippte er vornüber . . .

Kai bemerkte nicht, daß hinter ihm eine Frau keuchend den Weg heraufließ. Sein ganzes Augenmerk war auf den Fluß gerichtet. Er war an dieser Stelle zwar nur an die zehn Meter breit, aber ziemlich tief.

Fast automatisch setzten sich Kais Beine in Bewegung. Er sah den blauweißen Rock des Mädchens, vom schmutzigen Wasser durchtränkt, dahintreiben. Wie ein kleiner Ballon . . .

Kopfüber stürzte sich Kai die Böschung hinab. Das Wasser war eiskalt. Er konnte nicht besonders gut schwimmen. Aber er fand keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen . . .

Er hatte das Mädchen schon gefaßt. Ganz hölzern fühlte es sich an. Mit der Linken hielt er ihren Oberkörper, mit der Rechten ruderte er sich ans Ufer.

★

Amtsgerichtsrat Lindlar saß in seinem kleinen Büro. Draußen stauten sich die Besucher, auf dem schmalen Gang, in dem der Kalk von den Wänden blätterte. Verzweifelte Väter, vergrämte Mütter. Lindlar sah in seinen Terminkalender. Da stand: *Oper!*

Die Opernkarten, dachte er. Zum Teufel, wie konnte ich sie gestern nur vergessen! Nicht zum erstenmal. Auch das stimmt. Aber warum in aller Welt habe ich geheiratet, wenn ich nicht ein paar Opernkarten vergessen darf? Meine Arbeit ist doch wichtiger! Oder nicht?

Er hörte in sich hinein und vernahm die Stimme, die er so fürchtete:

Deine Frau hat auch ein Recht auf dich! Und außerdem gibt es da noch zwei Kinder! Was sagst du, wenn sie eines Tages vor dir im Gerichtssaal stehen, weil ihr Vater sich nicht um sie gekümmert hat?

Er griff nach seiner Zigarettenpackung. Du sollst nicht soviel rauchen! tadelte die Stimme.

Ich hätte sie mir nicht aufladen sollen! dachte der Amtsgerichtsrat. In meinem Beruf darf man keine andere Verantwortung haben als die eine.

Du wärst gescheitert in diesem Beruf, wenn du keine Familie hättest! Nur ein Vater kann Richter sein über Kinder!

Na schön, dachte Lindlar. Was soll ich tun? Er drückte die Zigarette im Aschenbecher aus, erhob sich schwerfällig und ging zur Tür.

Der Tür am nächsten stand Kai Gerber.

„Los! Rin mit dir! Was ist los?"

Kais breites Gesicht wirkte bedrückt.

„Haben Sie heute die Zeitung gelesen, bitte?"

„Nein . . ."

Der Junge holte aus seiner dunklen Lederjacke eine zerknitterte Zeitung heraus. „Da!"

„Was ausgefressen?" Lindlars Blick fiel auf ein Foto. Das war doch Kai Gerber?

„Hoppla!" Er begann zu lesen:

„Eine mutige Rettungstat vollbrachte gestern der 18jährige Hilfsarbeiter Kai Gerber. Als er durch die Anlagen am Stadtkanal nach Hause ging, hörte er plötzlich Hilferufe. Der Junge sah, wie von der kleinen Anhöhe ein Rollstuhl, in dem die gelähmte vierzehnjährige Doris Reiser saß, zum Ufer hinabrollte.

Als der Rollstuhl mit dem Mädchen in das reißende Gewässer stürzte, sprang der Junge in das eiskalte Wasser. Unter Aufbietung seiner ganzen Kraft gelang es ihm, die Ertrinkende zu retten . . ."

Der Amtsgerichtsrat faltete das Blatt zusammen. „Klingt nicht übel, Kai . . . Sag mal, seit wann gehst du über die Anlagen am Stadtkanal nach Hause?"

„Eine traurige Geschichte, Herr Amtsgerichtsrat."

„So?"

„Ja . . . die Bewährung ist jetzt wohl im Eimer. Aber ich muß es Ihnen einfach sagen. Das mit dem Rollstuhl . . . das war ich!"

„So . . ." sagte Lindlar. Er hatte gleich so ein Gefühl gehabt.

„Ich weiß nicht, warum ich es getan habe. Es kam ganz plötzlich über mich . . . Ich war so stocksauer wegen Rudi . . ."

„Wer ist Rudi?"

„Ich möchte ihn nicht verpfeifen."

„Sooo . . ."

Wenn er nur endlich mit seinem „so" aufhören würde, dachte Kai. „Ich sah das Mädchen und ich war . . ."

„Sauer!"

„Ja . . . und ich wollte einfach was kaputtmachen!"

„Einen Menschen?"

„Nein, ich habe doch an den Kanal nicht gedacht!" Und leiser: „Ich wollte der Kleinen nur Angst einjagen."

„Und dann? Du nichts wie hinterher?"

„Ja . . ."

„Das war anständig! Du hättest auch wegrennen können wie 'n Schlappschwanz. Dann wär sie jetzt tot."

„Ich hatte mir das nicht überlegt."

Lindlar dachte nach. „Hat das Mädchen nichts gemerkt?"

„Doch! Das ist es ja! Aber sie hat nichts gesagt! Kein Wort! Vielleicht tut sie's noch . . ."

„Nein! Sie wird es nicht tun! Sie wird dich nicht verraten!"

„Und Sie?" Die Augen des Jungen flehten. Die Falten um Lindlars Mundwinkel verhärteten sich.

„Du hast etwas Furchtbares angestellt, Kai!" Er zögerte. „Du hast dich auch bewährt in dieser Situation! Aber du hast kein Lob verdient. Was du getan hast, das war keine mutige Rettungstat. Das war in diesem Augenblick einfach selbstverständlich. Es war das einzige, was du tun konntest!"

Er zündete sich eine Zigarette an.

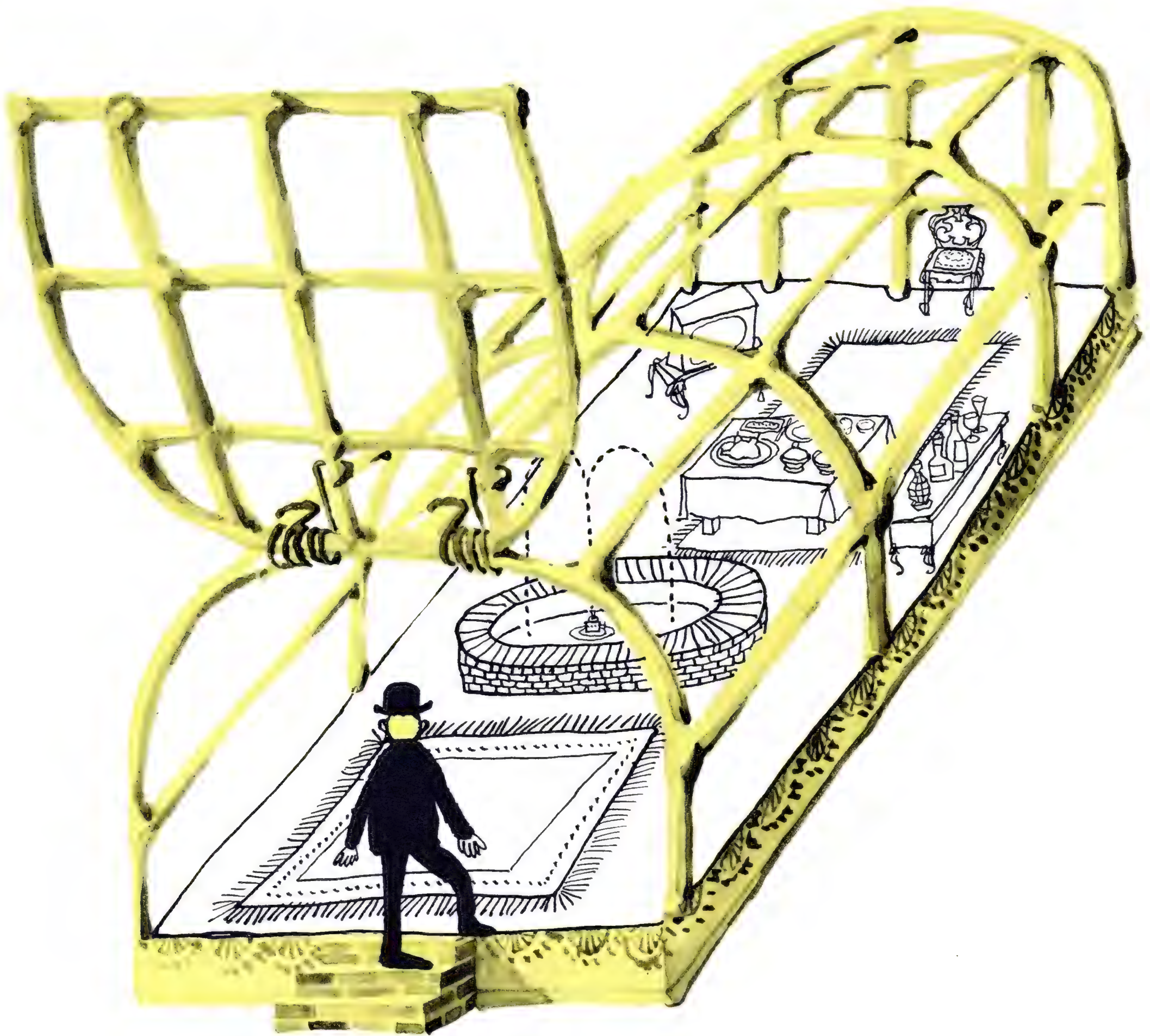
„Ich müßte dich an und für sich wieder einsperren, aber . . ." Der Richter überlegte. „Ich gebe dir eine Chance. Überleg mal, Kai, was ein Mensch in deiner Lage tun kann, um allen Schaden wiedergutzumachen . . . Und selbst dabei ein bißchen stärker zu werden . . ."

„Wie meinen Sie das?"

„*Du* sollst dir das überlegen, nicht *ich.*"

Er stand auf und ging mit dem Jungen zur Tür.

Fortsetzung folgt



Die vorbildliche Falle

Mit Speck fängt man Mäuse. Und mit dem Versprechen „noch mehr Wohlstand für alle" lockt man den Bundesbürger in die Wählerfalle. Der Materialismus regiert, aber die Freiheit erfriert.
Bei allem Respekt vor tüchtigen Leistungen – wenn nur eine Partei alles allein bestimmen will, dann ist das gefährlich für die Freiheit in der Demokratie. Alleinherrschaft verführt zu Machtmißbrauch. Ein freies Volk braucht Freie Demokraten und somit die gesunde Mitte.
Wer am 17. September FDP wählt, erteilt damit dem SPD-Wahlprogramm der Versprechungen eine klare Absage.
Wer am 17. September FDP wählt, trägt dazu bei, die Alleinherrschaft der CDU/CSU zu brechen, die Gefahren der Selbstüberhebung zu beseitigen und sie durch die Partnerschaft zweier Parteien zu ersetzen.

Wer weiter denkt wählt FDP

Die Eltern sind an allem schuld


Ulrich Lohmar

Warum ausgerechnet sieben Petticoats?

Der Richter beugte sich zu der angeklagten Oberschülerin: „Nun sagen Sie mir doch, warum haben Sie ausgerechnet sieben Petticoats gestohlen? Einer oder zwei ließen sich ja begründen, aber sieben?" Die Diebin antwortete dem verblüfften Richter, in ihrer Klasse habe die beliebteste Schülerin sechs Petticoats, und sie habe eben einen mehr haben wollen, um unter ihren Mitschülerinnen auch einmal die angesehenste zu sein.

Das Beispiel ist sicher nicht zu verallgemeinern, aber es deutet darauf hin, daß viele der Jugendlichen, die heute straffällig werden, ein Opfer der ihnen von der Welt der Erwachsenen angebotenen Prestigesucht sind...

Ein kritisches Wort verdient die Praxis des Jugendstrafvollzugs. Es ist pädagogisch unverantwortlich, einmal straffällig gewordene Jugendliche in Jugendstrafanstalten mit anderen zusammenzusperren, die wiederholt rückfällig geworden sind. Auf diese Weise wird ihnen der Rückweg oft verbaut, weil schlechte Beispiele auch bei jungen Leuten gute Vorsätze in Frage stellen können. Der Jugendstrafvollzug darf nicht am Grundsatz einer harten Sühne orientiert sein, er muß die Erziehung des jungen Menschen wollen.

Wir müssen den straffällig gewordenen Jugendlichen wirklich helfen, und wir dürfen die Jugend im ganzen nicht mit pauschalen Vorwürfen überschütten. Man kann nicht deutlich genug sagen, daß die überwältigende Mehrheit der jungen Menschen heute anständig, modern und gesund lebt. Unsere junge Generation ist sehr viel besser, als sie manchen moralisierenden Erwachsenen erscheint!

Ulrich Lohmar
Bundestagsabgeordneter, Bielefeld

Nicht nur Symptome kurieren!


Hans Schachtner

Was der heutigen Jugend fehlt und sie deshalb auf Abwege treibt, sind eigentlich zwei ganz „altmodische" Erziehungsfaktoren, nämlich Mutterliebe und Vaterstrenge.

Die Ungeborgenheit der fehlenden Liebe gibt der Umwelt unbewußt, aber zwangsläufig einen feindlichen Charakter. Man glaubt sich in einer Welt von fehlendem Opfergeist und voll Egoismus auch nur mit Rücksichtslosigkeit und Gewalt durchsetzen zu können.

Die Ungeordnetheit der fehlenden Strenge nimmt dem Leben die Begrenzung, die Bescheidung, die Einordnung und damit aber auch die Möglichkeit der Bewährung, des Einsatzes und der Selbstbestätigung.

Das ist meiner Erfahrung nach das Grundübel. Uns allen fehlt das, was die Amerikaner den „challenge" nennen würden: der Anruf, die Aufgabe. Menschen, die in ihrem Leben keine Aufgabe sehen, die über sie selbst hinausweist, müssen scheitern, ob es nun Erwachsene oder Jugendliche sind. Menschen, die sich nicht angerufen fühlen von einer höheren Aufgabe, dem Gewissen, Gott, bleiben den „Verkehrtheiten ihres Herzens überlassen" (Röm. 1, 28).

Wer nicht einsehen will, daß die Frage der Jugendkriminalität letztlich die Frage unserer geistig-religiösen Lebensbewältigung ist, wird immer nur an Symptomen herumkurieren.

Hans Schachtner
Kurat, München

Und was sagen die Leser?

Ich freue mich, daß der Autor das Thema so realistisch behandelt und unter die Oberfläche leuchtet. In unserer Bundesrepublik sieht alles so herrlich und in Ordnung aus, daß man ganz vergißt, wie groß die Jugendkriminalität heute noch ist.

Erwin Baumann, Hamburg-Harburg

Glauben Sie wirklich, daß unserer heutigen Jugend, die sowieso schon sehr labil, wenn nicht gar verdorben ist, Romane wie „Straßen-Musik" den richtigen Weg zeigen? Wissen Sie denn gar nicht, welchen Schaden Sie anrichten können, wenn Ihre Zeitschrift vielleicht noch unschuldigen

Kindern in die Hand fällt? Der Schock kann ihrem ganzen Leben eine unheilvolle Wendung geben. Und mit solcher Kurzsichtigkeit wollen wir Erwachsenen ein Vorbild sein? Warum veröffentlichen Sie statt dessen nicht lieber harmlose Reiseberichte?

Renate de Vries, Emden

Da sieht man's mal wieder: Wodurch geraten die Jugendlichen auf die schiefe Bahn? Nur durch die Erwachsenen, die ihnen mit schlechtesten Beispielen vorangehen. Ich bin gewiß kein Freund der Halbstarken, aber wenn man diesen Roman liest, so bekommt man doch etwas mehr Verständnis für sie. Und dadurch erhält der Roman seinen guten Sinn und die Berechtigung, veröffentlicht zu werden . . . *Wolfgang Antons, Berchtesgaden*

Lebensnah, kann ich nur sagen, sehr lebensnah, Herr Gregor!

Karl Dall, Minden/W.

Nicht immer sind die Sportwagen gestohlen, in denen Jugendkriminalität verübt wird. Hackt nicht immer auf den armen Leuten herum, die Reichen sind auch nicht besser.

Wolfgang Ramsach, Hannover

Mein Alter hat auch eine Freundin, genauso wie Michaels Vater. Jetzt weiß ich, warum ich seit zwei Wochen vergeblich die Quick zu Hause suche. Habe sie mir jetzt selbst gekauft. Aus verständlichen Gründen: Anonym.

(Name der Redaktion bekannt)

Manfred Gregors Roman scheint die Jugendkriminalität so recht wie aus dem Bilderbuch zu schildern: Frau von langweiligem Mann geht fremd, Mann erhängt sich, Tochter Ursula geht zornig aus dem Haus, trifft minderjährigen Autoknacker, dessen betrunkener Vater arme Mutter prügelt, beide kommen jedoch nicht ins Geschäft. Töchterchen, braves, sieht „heiligen" Michael, der vergeblich versucht, seine Mutter aus der Gosse zu ziehen, die sich dort aufhält, weil Vater sie betrogen — der Schlingel. Der Nachwuchs geht unterdes nach Hause, und der fromme Michael schläft wie ein Erzengel beschützend vor dem Schlafgemach der kleinen Ursula. Das Ende ist schon abzusehen: Liebe, Heirat, viele Kinder und der feste Wille, besser zu sein als die Eltern. Wie das Leben halt so spielt.

Udo Schreiner, z. Z. Garmisch

Um so sauber zu sein wie Ursula, muß man offensichtlich erst in einer Wäscherei gearbeitet haben. Steckt gefährdete Mädchen also in eine Waschanstalt, und das Problem der weiblichen Jugend ist gelöst. *Ella Ambach, Kempten*

Ich finde es prima von Quick, endlich einmal eine handfeste Sache zu bringen mit Autoknacken und Ausreißen, mit Blue Jeans und steilen Zähnen. Endlich eine vernünftige Sprache, die man versteht, und nicht so hochtrabende Worte, daß man am Ende immer noch nicht kapiert hat, was eigentlich drinsteht. Wir Jungen wollen was Hartes, Spannendes und keine Gefühlsduseleien oder Filmstar-Histörchen!

Wilhelm Ackermann, Kassel

Hoffentlich gebt ihr dem Jugendgericht und all dem Vormundschaftskram eins auf den Deckel. Habe selbst üble Erfahrungen damit. Viele Jugendliche werden nur aus Angst davor zu Verbrechern. *Arthur S., Köln*

Die Kameraden von Gregor gefallen uns besser als die von Kirst. Mit Militär und so haben wir nichts am Hut.

Frank Leubott, Konstanz

Eine dolle Schaffe, Ihr Roman. Stehe auf Ursula. Schade, daß sie erfunden ist. Würde sonst diesen Zahn gerne aufreißen. *Joe Krammer, Frankfurt*

Perry hat die Faust im Nacken

Warum vom Deutschen Fernsehen keine Perry-Como-Show mehr ausgestrahlt werden darf . . .

Die größte Fernseh-Show der Welt, die Perry-Como-Show, auf den Bildschirmen fast aller westlichen Länder zu Hause, in Australien ebenso beliebt wie in Holland, in Japan sogar in Farbe gesendet, ist wieder zu einer rein amerikanischen Familienunterhaltung geworden. Im Ausland darf sie nicht mehr gesendet werden. Das haben die amerikanischen Gewerkschaften der Musiker, Tänzer und Bühnentechniker erreicht. Die Agenten der Künstler leisteten Schützenhilfe.

Der Grund, warum die Gewerkschaften Perry die Faust in den Nakken setzten, ist höchst simpel: Sie wollen mehr Geld für ihre Mitglieder. Sie sagen: Als vor fünf Jahren die Verträge geschlossen wurden, sollte die Show eine rein amerikanische Sendung werden. Vom Ausland sprach damals niemand. Ihre Forderung: Mehr Geld — oder sofortige Kündigung. Perry zog es vor, lieber auf das Ausland zu verzichten. Er weiß sicher warum, denn er ist ein sehr cleverer Geschäftsmann.

Bei den deutschen Fernsehern wird die Nachricht von Perrys Ende ein geteiltes Echo auslösen. Nur eine relativ kleine Gemeinde von begeisterten Como-Fans, meist jüngeren Jahrgangs, wird traurig sein. Denn im Gegensatz zu fast allen anderen Ländern kam die Perry-Como-Show in Deutschland verhältnismäßig schlecht an. Vielleicht lag es an der englischen Sprache, denn die Como-Show wurde in der Originalfassung ausgestrahlt. Vielleicht lag es aber noch mehr an dem Hick-Hack, das ein dazwischengeblendeter deutscher Erklärer aus ihr machte.

Das Deutsche Fernsehen aber hätte trotz der kleinen Anhängerschaft die Show gerne weiter bezogen, denn sie war billig. Fachleute schätzen den Kaufpreis pro Sendung auf etwa 40 000 Mark, also etwa auf ein Zehntel der Summe, die eine eigene Produktion von annähernd gleicher Qualität kosten würde.

Perry finanziert seine Sendungen, indem er Reklame für Kraft's Lebensmittel macht. Der große Konzern zahlt ihm dafür 15 Millionen Dollar pro Jahr — selbst für amerikanische Verhältnisse eine gewaltige Summe. Zwar muß Perry von diesen 15 Millionen die gesamten Unkosten der Sendungen bezahlen, aber bei 80 Sendungen und durchschnittlichen Unkosten von 125 000 Dollar bleibt ihm immer noch die Kleinigkeit von fünf Millionen. Wenn man dazu noch die rund anderthalb Millionen Dollar aus dem Ausland rechnet, kann man die Gewerkschaften beinahe verstehen. ●

Bravo, Katrin! Als Perry Como im Mai dieses Jahres Caterina Valente zum Star einer Show machte, hatte er bei den deutschen Fernsehern einen Riesenerfolg. Er selbst war von Caterinas Charme so begeistert, daß er sie spontan umarmte.



Good bye, Freunde! Jetzt mußte sich „nice boy" Perry von seinen deutschen Anhängern verabschieden. Die „Faust im Nacken" zwang ihn dazu: Amerikanische Gewerkschaften diktierten ihm die sofortige Kündigung aller Auslandsverträge. Seit dem 5. August ist Perry und seine „Größte Show der Welt" von den deutschen Bildschirmen verbannt.

Wahlrecht ist Wahlpflicht!



Der Deutsche Gewerkschaftsbund zur Bundestagswahl!



An alle Arbeiter, Angestellten und Beamten!

Am 17. September 1961 wählt das deutsche Volk den Bundestag, seine höchste Vertretung in der Demokratie. Ihr und Eure Angehörigen, Ihr habt darüber zu entscheiden, wer in den kommenden Jahren das Geschick unseres Volkes bestimmt.

Hunderttausende von Arbeitnehmern und ihre Angehörigen haben 1957 nicht gewählt. Das darf sich nicht wiederholen.

Demokratie bedeutet Recht auf die freie Wahl der Vertreter des Volkes. Wer sein Wahlrecht nicht ausübt, verzichtet auf die Berücksichtigung seiner Meinung und verliert das Recht zur Kritik.

Seid Euch Eurer Verantwortung bewußt, wägt sorgsam, bevor Ihr Euch entscheidet, aber entscheidet Euch!

Wählt nur solche Abgeordneten, die bewiesen haben, daß sie zuverlässige Demokraten sind und für eine fortschrittliche Sozialordnung eintreten. In der Demokratie werden die Gesetze vom Parlament gemacht — von den Abgeordneten, die das Volk sich selbst gewählt hat.

Die Gewerkschaften sind keine politische Partei und wollen es nicht sein — sie sind auch kein Parteiersatz. Die Arbeitnehmer müssen selbst entscheiden, welcher Partei und welchen Kandidaten sie ihre Stimme geben.

Die Gewerkschaften haben den deutschen Bundestag seit seinem Bestehen immer wieder auf seine Verpflichtungen hingewiesen, in der Gesetzgebung allen Arbeitnehmern sozialen Fortschritt, wirtschaftliche Sicherheit und persönliche Freiheit zu gewährleisten.

Wesentliche Forderungen der Arbeiter, Angestellten und Beamten wurden leider gar nicht oder nur unzureichend erfüllt. Der Einfluß anderer gesellschaftlicher Gruppen war zu stark. Daher bleibt noch viel zu tun, um unser demokratisches Gemeinwesen zu einem wahrhaft sozialen Rechtsstaat auszugestalten.

Wie Ihr wählt - werdet Ihr regiert!



Vom künftigen Bundestag erwarten die Gewerkschaften insbesondere,



daß er durch eine nachdrückliche Politik zur Wiedervereinigung unseres Vaterlandes in Frieden und Freiheit beiträgt;

daß er sich für die Erhaltung des Friedens und für eine internationale, allgemeine, kontrollierte Abrüstung energisch einsetzt;

daß für alle Arbeiter im Falle der Krankheit das gleiche Recht wie für die anderen Arbeitnehmer durch volle Lohnfortzahlung vom Arbeitgeber verwirklicht wird;

daß eine fortschrittliche Neuordnung der Krankenversicherung ohne irgendwelche zusätzliche Kostenbeteiligung der Versicherten erfolgt;

daß die Unfallversicherung und die Rentengesetze weiter verbessert und bestehende Ungerechtigkeiten für einzelne Arbeitnehmergruppen beseitigt werden;

daß die Gesundheit und Arbeitskraft der schaffenden Menschen durch Vorbeugung, verbesserten Arbeitsschutz, längeren Mindesturlaub und zielstrebige Wiederherstellungsmaßnahmen gesichert werden;

daß für die Jugend gleiche Startchancen für den bildungsmäßigen Aufstieg durch die zeitgemäße bundesgesetzliche Regelung der Berufsausbildung, der Ausbildungsbeihilfen und der gesamten Jugendhilfe gesichert und die Mängel im Jugendarbeitsschutz beseitigt werden;

daß die rechtliche, soziale und materielle Stellung der Beamten verbessert wird;

daß der Mißbrauch wirtschaftlicher Macht durch wirksame öffentliche Kontrolle und Ausbau der Kartellgesetzgebung verhindert sowie die Übervorteilung der Verbraucher durch Aufhebung der Preisbindung beseitigt wird;

daß die Verschleuderung von wirtschaftlichem Besitz der öffentlichen Hand aufhört und dieser statt dessen als ein Mittel der Erhaltung der Preisstabilität, des Wettbewerbs und damit auch der Kaufkraftsteigerung genutzt wird;

daß die Steuerpolitik nach sozialen Grundsätzen geändert, die einseitige Förderung großer Vermögen beseitigt und durch eine bessere Eigentumspolitik für den Arbeitnehmer eine gerechte Vermögensverteilung und der ihm zukommende Anteil am Sozialprodukt gesichert wird;

daß ein wirksamer Mieterschutz aufrechterhalten bleibt und der soziale Wohnungsbau nachdrücklich gefördert wird, solange familiengerechte Wohnungen nicht in ausreichendem Maße zu angemessenen Mieten erhältlich sind;

daß die volle Mitbestimmung der Arbeitnehmer und ihrer Gewerkschaften auf die größeren Unternehmen aller Wirtschaftszweige ohne Unterschied der Rechtsform ausgedehnt und die überbetriebliche Mitbestimmung auf paritätischer Grundlage ausgestaltet wird.

Arbeiter, Angestellte und Beamte!

Über alle diese Forderungen entscheiden die von Euch zu wählenden Abgeordneten – deshalb sorgt dafür, daß Eure Vertreter in den Bundestag kommen! Vergeudet keine Stimme an Splittergruppen!

Nur zuverlässige Demokraten dürfen im Bundestag Sitz und Stimme haben. Hütet Euch vor den offenen und versteckten Feinden der Demokratie – gleichviel, woher sie auch kommen!

Wählt einen Bundestag, der die Bundesrepublik zu einem Musterstaat sozialer Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenwürde macht. Ihr helft damit auch den Menschen jenseits des Eisernen Vorhanges in ihrem Kampf um Selbstbestimmung und Wiedervereinigung.

Euer Schicksal liegt in Eurer Hand!



DEUTSCHER GEWERKSCHAFTSBUND

Düsseldorf · Stromstraße 8 · Hans-Böckler-Haus

Der Roman eines unbekannten Soldaten · Von Hans Hellmut Kirst

Kameraden

Gemeinsame Schuld verbindet — auch die sechs Kameraden von einst. Bei Kriegsende brachten sie Michael Meiners zum Schweigen. Für immer — so glaubten sie. Nun taucht er in Rheine-Bergen auf . . . und mit ihm die große Angst vor der Vergangenheit. Privatdetektiv Tantau wird auf Meiners' Spur gesetzt. Aber da ist noch ein zweiter, der gefährlich werden könnte: ein gewisser Lehmgruber. Angeblich hat er belastendes Material. Für einen Fall wie diesen ist Kamerad Bennicken gerade der richtige Mann. Er nimmt Lehmgruber in die Mache und schafft das Material herbei.

Bereits um acht Uhr früh klingelte der Fuhrunternehmer Bennicken an der Wohnungstür seines hochverehrten Kameraden Gisenius. Der Rechtsanwalt selber öffnete. Er war noch im Hausmantel. Bedeutsam legte er den Zeigefinger an die Lippen.

„Sei leise! Und komm mit!" Er führte seinen Besucher über den Korridor, am Salon vorbei in das Arbeitszimmer. Sorgfältig schloß er die Tür.

Bennicken drückte die Hand des Kameraden mit kraftvoller Herzlichkeit. „Vollzugsmeldung", sagte er. „Der Hase lief richtig."

Gisenius rückte den bequemsten Sessel zurecht und lud zum Sitzen ein. „Nimm Platz . . . und erzähle."

„Danke", sagte Bennicken mit rauher Stimme. Er fühlte sich geehrt und ausgezeichnet. Er knöpfte seine bauschige Lederjacke auf: Eine Aktentasche kam zum Vorschein. Und diese Aktentasche reichte er seinem Freund hinüber. Er tat das mit einer Feierlichkeit, als habe er bei einer Krönung die Insignien des Reiches zu präsentieren.

Gisenius nahm die Aktentasche entgegen: die Aktentasche des Herrn Lehmgruber . . . Seine Augen leuchteten. Mit hastigen Fingern zog er die Papiere hervor und begann sie durchzusehen. Er fand, was er erhofft hatte: seine Akte . . . und noch vier weitere Akten.

„Prachtvolle Arbeit. Wie hast du das gemacht?"

„Mit Kraft und Köpfchen!" Und dann begann Bennicken zu erzählen, wie er diesen Lehmgruber unschädlich gemacht hatte. Er erzählte klar, einfach und völlig unmißverständlich. Zum Schluß dröhnte seine Stimme vor Wohlbehagen.

Dabei übersah Bennicken völlig, wie Gisenius immer fassungsloser, immer bleicher wurde. Und als er es dann doch bemerkte, glaubte er arglos, daß es ihm gelungen war, durch gewaltige Taten — auch Geistestaten! — sogar einen Gisenius zu beeindrucken.

„Nun?" Bennickens Bericht war zu Ende. „Wie habe ich das gemacht?"

Gisenius rührte sich nicht. Er hatte die Augen geschlossen. „Mein Gott!" flüsterte er kaum vernehmbar. „Das habe ich nicht voraussehen können."

„Ja, da staunst du, was?" Bennicken lachte geschmeichelt. „Und die Polizei hat sogar gratuliert."

„Was hat sie . . .?"

„Mir gratuliert." Bennicken reckte die Brust vor wie bei einer Ordensverleihung. „Weil ich dem . . . ,Taxiräuber' eine verpaßt habe."

Langsam wurden Gisenius' Lebensgeister wieder wach. Er schüttelte den Kopf, als müsse er sich von dumpfen Gedanken befreien. „Willst du etwa damit behaupten, daß die Polizei deine Geschichte geglaubt hat?"

„Wort für Wort!"

„Aber Lehmgruber . . ."

„Lehmgruber? Der ist doch getürmt!"

„Und du bist sicher, daß er nicht plötzlich wieder hier auftaucht?"

„Als Taxiräuber?" Bennicken grinste überlegen. „Den schwöre ich glatt ins Zuchthaus."

Gisenius' Gehirn begann wieder exakte Arbeit zu leisten. Und er kam bereits zu dem hier einzig möglichen Schluß: Wenn dieser Bennicken kein Idiot war, dann war er ein Genie. Zumindest ein Naturtalent.

„Kann Lehmgruber geahnt haben", fragte er behutsam, „für wen du diese Aktion unternommen hast?"

„Ausgeschlossen! Der guckte aus der Wäsche wie ein angestochenes Mondkalb."

„Weiß die Polizei von der Aktentasche?"

„Nicht die Bohne!"

„Hast du die Pistole ausgeliefert?"

„Warum denn? Der Taxiräuber türmte natürlich mit Schießeisen . . . habe ich gesagt."

Gisenius atmete tief aus. Dennoch gedachte er natürlich nicht, jetzt blanke Zustimmung zu zeigen. Die Methoden eines Bennicken durften niemals die eines Gisenius sein!

„Bennicken, ich hatte dich lediglich um einen Gefallen gebeten. Wenn du diese Aktentasche — sagen wir — zufälligerweise gefunden hättest oder sie mit einem mehr zufälligen Handgriff an dich gebracht hättest . . . gut! Aber mit Gewalt? Nackte, brutale Gewalt? Nein."

Bennicken fiel aus allen Wolken seines stolzen Glückes. „Du bist mit mir nicht zufrieden? Ich habe doch getan, was ich konnte. Für dich! Alles täte ich für dich!"

Gisenius schien von soviel bedingungslosem Vertrauen überwältigt. „Ich danke dir. In einem solchen Augenblick wird mir erst ganz klar, wie sehr ich mich auf dich verlassen kann."

„Jederzeit!" Bennicken griff beglückt nach der Hand des Freundes. „Und in jeder Hinsicht, und wenn es sein muß: bis zum Ende."

„Bis zum Ende . . ." wiederholte Gisenius leise. Und dann sagte er, überaus nachdenklich erscheinend: „Mein lieber Bennicken, solange es noch Menschen gibt wie dich, solange gibt es auch eine Menschheit, eine deutsche in Besonderheit, für die es sich zu leben lohnt."

„Klar." Bennicken stand stramm und strahlte. „Menschen wie du und ich! Das ist es."

„Ach, Bennicken — was ist das schon — ein Mensch wie ich? Nun gut: Möglicherweise sind wir die Anreger! Aber was wären wir, gäbe es nicht diejenigen, die ausführen, was wir denken? Die der Arm sind, ohne den das Hirn machtlos wäre? Gewiß, auch ich wäre zum Beispiel bereit, für eine gute Sache im Kampf zu sterben. Aber was wäre ich ohne dich? Ich bitte dich lediglich, für mich ein gutes Werk zu tun . . . du aber schlägst sofort unbedenklich dein Leben und deine Ehre in die Schanze! Weißt du, was das bedeutet? Menschen wie du, die geben mir erst die entscheidende Kraft, im Kampf um die gerechte Sache nicht zu erlahmen . . ."

★

Als Gisenius, etwas verspätet, seine Kanzlei betrat, wartete bereits ein Besucher.

„Herr Tantau!" Er gab sich ungehalten. „Seit gestern mittag suche ich Sie. Wo treiben Sie sich eigentlich herum?"

„Überall", erklärte Tantau ungerührt. „Ich bin nämlich der typische Herumtreiber."

„Herr Tantau", sagte Gisenius gemessen, „Sie nannten mir den Gasthof zur alten Post. Aber dort wohnt Michael Meiners nicht."

„Nein?" Tantau schüttelte scheinbar verwundert den Kopf. „Irren Sie sich auch nicht? Ich habe mich doch mit ihm dort unterhalten."

„So? Und worüber, wenn man fragen darf?"

„Über alles mögliche . . ."

„Etwa auch über die Vergangenheit?"

„Würde Sie das beunruhigen?"

Gisenius erhob sich ganz ruhig, ging zum Fenster und öffnete es. Er schien kein anderes Verlangen zu haben, als gelassen die Morgenluft einzuatmen. Dabei sagte er, Tantau den Rücken zuwendend: „Sie sind sehr neugierig . . . nicht wahr?"

„Sagen wir besser: Ich bin gern umfassend informiert."

Gisenius schloß das Fenster wieder, mit schneller, sicherer Bewegung. Er drehte sich zu Tantau herum und sah ihn offen an. „Ich habe mir nur im ersten Augenblick geleistet, Sie zu unterschätzen. Aber dann wurde mir klar, daß Sie keinesfalls der Mann sind, mit dem man Blindekuh spielen kann."

„Das freut mich aber."

„Sie begnügen sich nicht damit, einen Auftrag auszuführen . . . Sie wollen die Hintergründe kennenlernen."

„Ich fühle mich durchschaut . . ." Tantau grinste.

„Sie wissen also vermutlich, warum ich Wert darauf lege, die derzeitige Adresse von Michael Meiners zu erfahren."

„Kann durchaus sein . . ."

„Ich will mich mit ihm aussprechen", erklärte Gisenius. „Nicht in meinem eigenen Interesse . . . einiger Freunde wegen. Es scheint wichtig, ein Kapitel Vergangenheit zu klären und möglichst zu bereinigen."

„Aber was dann, wenn Michael Meiners gerade das nicht wünscht?"

„Hat er Ihnen das gesagt?"

„Nehmen wir an: Er hat es unmißverständlich betont. Was dann?"

„Hat er das wirklich?"

Tantau sah Gisenius nachdenklich und sehr lange an. Und dann sagte er gedehnt: „Sie sollten *ihn* darüber befragen und nicht *mich*."

„Damit das aber geschehen kann — müßten wir ihn haben."

„Also gut. Ich werde versuchen, ihn zu finden. Und ich werde weiter ver-



Sie hat alles, was eine Filter-Cigarette
weit über den Durchschnitt hebt:
Erlesene Tabake, würzig-reines Aroma,
sympathische, natürliche Frische –
die neue **MURATTI PRIVAT**

20 Stück DM 1,75

Kameraden

suchen, ihn zu veranlassen, daß er sich mit Ihnen unterhält. Aber machen Sie sich keine allzu großen Hoffnungen, Herr Gisenius — soweit ich nämlich informiert bin, legt Meiners nicht den geringsten Wert darauf, sich mit Ihnen und Ihren Freunden zu unterhalten."

„Versuchen Sie es trotzdem. Aber beeilen Sie sich, bitte. Ich habe das Gefühl: die Zeit wird knapp."

„Das Gefühl habe ich auch . . ." Tantau deutete eine Verbeugung an und ging.

★

„Sie sind hier?" Gisela Wandel staunte ihren Chef Martin Hirsch an und schüttelte verwundert den Kopf.

„Warum nicht? Stört es Sie? Dann werde ich mich sofort erheben und spazierengehen . . ." Aber er stand keineswegs auf. Er blieb auf der Couch liegen und lächelte seine Sekretärin an.

„Ich habe doch geklopft!" Sie versuchte, energisch zu sprechen. Es mißlang. Derartige Versuche mißlangen ihr sonst nie. Nur bei Martin Hirsch . . .

„Ich habe es gehört. Hatte aber keine Lust, zu reagieren. Böse?"

Gisela räusperte sich. Zu mehr langte es nicht.

Endlich raffte Hirsch sich auf und setzte sich wenigstens hin. „Kommen Sie, gestrenge Hüterin meiner Geschäfte. Setzen Sie sich. Was gibt es Unerfreuliches?"

„Die Abrechnungen der letzten Woche müssen durchgesehen werden." Sie stand noch immer an der Tür. „Der Bericht an die Zentrale ist fällig."

„Erledigen Sie das bitte. Sie beherrschen die Materie mindestens ebensogut wie ich."

„Haben Sie denn jegliches Interesse am Geschäft verloren?"

„Jegliches . . . Aber freuen Sie sich doch, Fräulein Wandel. Eines Tages wird man mich hinausschmeißen. Und wer wird mein Nachfolger? . . . Ihre große Stunde ist gekommen."

„Ich werde den Bericht soweit fertig machen, daß Sie ihn nur noch zu unterschreiben brauchen."

„Aber warum denn? Sie sind doch der geborene Hotel-Direktor! Also los, zeigen Sie, was Sie können! Eine so günstige Gelegenheit kommt kaum jemals wieder."

„Wofür müssen Sie mich halten!" Gisela mußte ein paarmal schlucken, ehe sie weitersprechen konnte. „Sie trauen mir also zu, daß ich jede sich anbietende Schwäche ausnutze."

„Ach, Mädchen . . ." In Hirschs Stimme schwang einige Resignation mit. „Woraus bestehen wir eigentlich . . . wenn nicht aus einer Fülle von Schwächen? Sind diese Schwächen nicht sonderlich ausgeprägt, gilt man als charakterfest und womöglich gar als Ehrenmann. Aber gelegentlich überkommt jeden mal die Erkenntnis, welch ein schäbiges Produkt der menschlichen Rasse er doch ist. Und das ist dann die Stunde, wo selbst Hotels wie Hundehütten wirken."

„Übrigens . . ." Gisela Wandel schien fest entschlossen, ihre distanzierte Haltung zu bewahren, „die Polizei hat sich angemeldet. Wegen diesem Lehmgruber. Sie wissen doch: Lehmgruber ist seit gestern abend verschwunden."

„Möge er verschwunden bleiben! Es ist das beste, was ein Mensch von Zeit zu Zeit und am Ende auch in alle Ewigkeit tun kann: einfach verschwinden! Irgendwohin! Und das Leben ist endlich frei von Berichten an die Zentrale und frei von Leichen, die einem jemals in den Weg gelegt worden sind. Zeigen Sie der Polizei alles, was sie sehen will! Werfen Sie ihr alle Unterlagen hin . . . wie man Hunden ein totes Stück Wild zum Fraß vorwirft! Ich jedenfalls habe bessere Dinge zu tun." Und er griff nach einem Buch und begann, interessiert darin zu lesen.

★

Zuerst erschienen im Hotel „Drei Kronen" zwei Polizisten. Der eine durchsuchte, völlig erfolglos, Lehmgrubers ehemaliges Zimmer. Der andere vernahm das Hotelpersonal und ließ sich von Gisela Wandel alle erreichbaren Unterlagen geben.

Der Kriminalinspektor Sand kam eine halbe Stunde später. Er ließ sich Bericht erstatten und sah die Unterlagen gründlich durch. Dann begab er sich ins Direktionsbüro. Und hier stieß er zunächst auf Gisela Wandel.

„Ich brauche einige Auskünfte", sagte er.

„Von mir? Das wird kaum möglich sein."

„Und warum nicht — wenn ich fragen darf?"

„Zunächst einmal", sagte Gisela Wandel, fest wie Beton, „bin ich grundsätzlich nicht dazu berechtigt, irgendwelche Auskünfte zu erteilen. Außerdem bin ich nur höchst unvollkommen informiert. Ich glaube also kaum, daß ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann. Wenn Sie umfassend informiert zu werden wünschen, sollten Sie sich an Herrn Direktor Hirsch wenden."

Sand betrachtete Gisela Wandel nicht ohne respektvolle Anerkennung. „Sie sind hier wohl eine Art Erzengel, was? Sie bewahren die Geheimnisse Ihres Paradieses vor profaner Neugier. Ich weiß das zu würdigen. Also gut! Melden Sie mich bitte Ihrem lieben Gott."

Gisela Wandel erwiderte das Lächeln von Sand diskret. „Gehen Sie getrost hinein, Herr Sand. Sie werden bereits erwartet. Und wenn Sie jetzt etwa wissen wollen, warum ich das nicht gleich gesagt habe . . . die Antwort ist einfach: Sie haben mich nicht danach gefragt."

„Allerhand." Sand zwinkerte ihr anerkennend zu. „Sie müssen entweder ein stattliches Gehalt bekommen, oder Sie sind Ihrem Herrn Hirsch auf besondere Weise zugetan."

„Sie sollten sich erst mit Vermutungen abgeben, Herr Inspektor, wenn Sie einige Beweise dafür haben. Und die haben Sie nicht! Bitte . . . dort ist die Tür."

Sand machte eine übertriebene Verbeugung und ging in Hirschs Zimmer.

Die beiden Herren kannten sich gut und begrüßten sich entsprechend.

„Herzlich willkommen, Sie Freund und Helfer." Hirsch wies auf einen Sessel. „Wollen Sie sich setzen oder gleich das ganze Hotel umstülpen wie einen alten Handschuh?"

„Lieber Herr Hirsch. Ich freue mich, daß Ihnen nie der Humor ausgeht. Aber halten Sie es für eine spaßhafte Angelegenheit, einem Verbrecher nachzuspüren?"

„Lieber Herr Sand . . . Ich hatte hier vor Jahren einen Gast, der Witze erzählen konnte, bei denen sozusagen kein Auge trocken blieb. Ich höre noch das wiehernde Gelächter der beiden Polizisten, die ihn abführten. Und der Witzbold . . . war ein Mörder!"

„Erzählte der Lehmgruber auch Witze? Sie haben sich doch mit ihm wesentlich intensiver beschäftigt als mit den anderen Gästen dieses Hauses?"

„Wer hat Ihnen das gesagt? Etwa Fräulein Wandel, unsere Hotelsekretärin?"

„Erstaunlich, wie wenig Sie Ihre engsten Mitarbeiter kennen. Nein, ich habe meine Weisheit woanders her." Er legte Hirsch wortlos die Unterlagen auf den Tisch und tippte mit dem Zeigefinger auf einen bestimmten Punkt der Aufstellung: auf eine Ziffer.

„Verstehe", sagte Hirsch. „Und ich sehe: Sie können Zahlen lesen. In der Tat — ich habe mir diesen Lehmgruber ein paarmal ernsthaft vornehmen müssen. Er war ein schlechter Zahler. Ich mußte ihn wiederholt mahnen. So in der Art: Entweder Sie zahlen . . . oder Sie fliegen! Ich verwendete zwar nicht ganz diese Worte, formulierte aber ziemlich sinngemäß. Derartige Gespräche sind Hotelroutine. Sie kommen weit öfter vor, als allgemein angenommen wird."

Sand nickte zustimmend. „Und sonst wissen Sie nichts über diesen Lehmgruber?"

„Nein", sagte Hirsch zögernd.

„Wirklich nicht?" fragte Sand. „Sie haben keine Ahnung, mit wem er sich traf? Von wem er Post bekam? Was er hier in Rheine-Bergen wollte?"

„Nein", sagte Hirsch, und er schien es erst nach längerem Nachdenken zu sagen. „Nein, soweit ich mich erinnern kann."

„Dieser Lehmgruber hat nicht den geringsten Hinweis gegeben? Nach keiner Adresse gefragt?"

„Ich entsinne mich nicht", sagte Hirsch.

Sand wartete geduldig, dann sagte er ein wenig schleppend. „Unter Umständen könnte es doch nicht ganz ausgeschlossen sein, daß Sie sich bei Gelegenheit wieder an die eine oder andere Einzelheit erinnern. Wenn das der Fall sein sollte, lassen Sie es mich wissen. Unverzüglich wissen!"

Sein Blick heftete sich bei diesen Worten mit einem sonderbaren Ausdruck auf Hirsch . . .

★

„Warum kommen Sie erst jetzt?" fragte Michael Meiners. „Ich habe Ihnen bereits gestern mitgeteilt, wo ich zu finden bin."

„Ich war inzwischen nicht ganz untätig", sagte Tantau freundlich. „Darf ich mich setzen?"

Das Hotelzimmer, in dem sie sich getroffen hatten, war der denkbar neutralste Ort. Michael Meiners wohnte, wie verabredet, im Bahnhofs-Hotel. Hier war es gleichfalls billig, wenn auch wesentlich lauter als im „Gasthof zur alten Post". Aber ein Hotel, das unauffälliger war, konnte in Rheine-Bergen kaum gefunden werden. Die Gäste gingen und kamen, und für das Hotelpersonal war die Rechnung weit wichtiger als der Name.

„Darf ich Ihnen irgend etwas anbieten? Ein Glas Wein . . .?"

Tantau lehnte dankend ab. „Ich bin ein alter Mann und muß auf meine Gesundheit achten. Aber wenn Sie mir unbedingt einen Gefallen tun wollen, dann lassen Sie für mich eine Tafel Schokolade kommen. Ich habe nämlich noch nicht gefrühstückt."

Meiners telefonierte. Ein Zimmermädchen brachte einen Stapel Schokolade. Tantau wählte sorgfältig, fast ein wenig umständlich, und nahm dann drei Tafeln. Dabei lächelte er glücklich. Und Meiners, der immer noch voller Verwunderung dabeistand, hatte nicht die geringste Ahnung, in welchem Ausmaß er ausgezeichnet wurde: Nur ganz wenigen Menschen hatte Tantau jemals erlaubt, ihm Süßigkeiten zu schenken.

„Sie sind aufgeschlossener als bei meinem letzten Besuch, Herr Meiners."

Meiners wartete, bis das Zimmermädchen gegangen war. „Ich habe nachgedacht", sagte er dann.

„Das kann nie schaden." Tantau brach eine der drei Tafeln an. „Und wie sieht nun Ihre neue Einstellung zu den Dingen aus?"

Meiners lehnte sich, wie entspannt, zurück. „Im Grunde war ich immer bemüht, alles das, was damals geschehen ist, zu vergessen. Es war zu scheußlich! Und das Vergessen ging auch einigermaßen . . . und im Verlauf der Jahre immer besser."

„Bis dann vor zwei Wochen der Auftrag Ihrer Firma kam, der Sie wieder hierher in diese Stadt schickte . . ."

„Ja", sagte Meiners ohne Zögern. „Da stand plötzlich wieder alles deutlich vor mir. Zunächst wollte ich den Auftrag ablehnen. Aber das hätte meine Stellung gefährdet. Darum sagte ich mir: Geh hin, erledige deine Aufträge und im übrigen kümmere dich um nichts."

„Kann jemand durch einen Regen gehen und dann sagen: Ich kümmere mich nicht darum? Er wird trotzdem naß." Tantau hatte die erste Tafel schon fast aufgegessen. „Die Erinnerung an irgend etwas, das mit einem anderen Menschen zusammenhängt, ist doch niemals mehr ausschließlich Ihre eigene Sache. Und wenn Sie vergessen . . . heißt das etwa, daß der andere auch vergessen hat?"

„Aber das ist es ja gerade, was ich erkannt habe! Auch die Menschen, mit denen ich damals zusammen war, haben nicht vergessen können! Ist das nicht ein sicheres Zeichen, daß ihr Gewissen wach ist?"

„Nicht so hastig", warnte Tantau.

➜



Kameraden

„Dieses sogenannte Gewissen ... Sie glauben, es wäre bei Ihren Kameraden ‚wach'? Sie sagten doch ‚wach'?"

„Aber ja! Würden sie sich sonst Gedanken über alles machen?"

„Immerhin wäre es begrüßenswert gewesen, wenn sich das Gewissen Ihrer Freunde schon damals als ‚wach' erwiesen hätte."

„Damals war Krieg!"

„Und?" fragte Tantau hart. „Was wird dadurch entschuldigt? Es läßt sich höchstens einiges damit erklären. Aber was bei Ihren Kameraden geweckt wurde, kann genausogut der Selbsterhaltungstrieb sein."

„Ich wollte, ich wäre niemals hierher gekommen."

„Sie sind nicht der einzige, lieber Herr Meiners, der dieser Ansicht ist." Tantau verspeiste dabei völlig ungeniert den Rest seiner zweiten Tafel Schokolade. „Nicht Wünsche gelten, sondern Tatsachen. Und Tatsache ist, daß Sie — aus welchen Gründen auch immer — hierher gekommen sind."

„Ja. Aber ich wollte mit niemandem von der Gruppe Schulz zusammentreffen, weil ich . . . weil ich . . ."

„Weil Sie Angst hatten", ergänzte Tantau mild. „Angst vor der einzig möglichen Konsequenz: Rechenschaft zu fordern. Rechenschaft dafür, daß man warten, daß sie sich für mich opferten? Vielleicht konnten sie gar nichts anderes tun, als mich liegen lassen? Ich selbst war doch auch nicht sonderlich kameradschaftlich veranlagt . . . und deshalb konnte ich wohl nicht auf übermäßig viel Verständnis hoffen."

„Ihre Existenz war also eine Herausforderung? Man muß nur gründlich suchen! Dann findet man schon einen Vorwand! Die einen haben zu sterben, weil ihre Hautfarbe nicht stimmt, andere haben eine falsche Nase und wieder andere sind nicht ausreichend kameradschaftlich veranlagt. Großartig!"

„Herr Tantau, hier geht es um eine Schuld . . . Darf ich das so sagen? Diese Schuld kann nicht ewig bestehen. Sie muß erledigt werden. Und dazu bin ich bereit. Von mir aus ist diese Schuld vergessen. Sagen Sie das Ihren . . . Auftraggebern. Oder, wohl richtiger: Sagen Sie das meinen Kameraden."

Tantau schien sekundenlang unentschlossen zu sein. Dann jedoch griff er nach dem letzten Riegel Schokolade. „Hören Sie mir jetzt gut zu: Ihr Gedankengebäude wirkt nahezu attraktiv. Aber Schuld, Meiners, ist weder ein Handelsobjekt noch eine Sache der Gedächtnisschwäche. Schuld ist eine ganz eindeutige Größe. Man kann sie weder verändern noch verkleinern. Es ist völ-



„Da ist mir doch neulich ne dämliche Sache passiert . . ."

Ihr Leben hinterhältig aufs Spiel gesetzt hatte, daß Ihnen Jahre dadurch verlorengingen, Jahre, in denen nichts war als Krankheit, Hunger und Einsamkeit."

Meiners konnte nicht mehr ruhig auf seinem Stuhl sitzen. Er ging zum Fenster und sah hinaus: Schlangen der Bahngleise, schwarzer Lokomotivenqualm, Menschen, die puppenhaft klein auf dem Bahnsteig standen. Meiners beugte sich vor, als könnte er dann besser sehen. Seine Stirn berührte das kühle Glas. So stand er lange und schwieg.

Auch Tantau sprach nichts. Das einzige Geräusch war das Knistern von Papier, als er die dritte Tafel Schokolade auswickelte und anbrach.

Dann verließ Meiners das Fenster, kam auf Tantau zu und setzte sich wieder auf seinen Stuhl.

„Auch meine Kameraden haben damals Angst gehabt. Es ging um ihr Leben! Ist es da nicht nur allzu verständlich, wenn sie Dinge taten, die man normalerweise nicht tut? Und was war denn damals schon normal?"

„Sie haben nicht ganz unrecht", gab Tantau bedächtig zu. „Das ist ein altes Spiel: Man versucht sein Leben zu retten, indem man ein anderes opfert."

„Je länger ich mich damit beschäftige, um so klarer will mir alles erscheinen, Sehen Sie: Man hat mich in Stich gelassen — aber mußte ich unbedingt erlig absurd, sie ausstreichen und dann vergessen zu wollen. Es gibt für sie keinen wohlwollenden Schlußstrich. Ist jemand schuldig geworden, hat er nur eine einzige Möglichkeit, damit fertig zu werden: Er muß in vollem Umfang um diese Schuld wissen, er muß sie anerkennen und er muß sie in sich aufnehmen. Und hier nun erst wird und muß sich diese Schuld verwandeln, in Klarheit, in Güte und was sonst noch an Läuterung denkbar ist. Jede Schuld fordert ihren Preis. Er muß voll bezahlt werden — erst dann löst sie sich auf."

„Was soll ich tun?" fragte Michael Meiners ergeben.

„Das, wovor Sie sich fürchten", sagte Tantau. „Sie werden sich Ihren ehemaligen Kameraden gegenüberstellen müssen! Um ihnen die Möglichkeit zu geben, ihre Schuld voll und ganz zu erkennen. Dann erst ist der Schlußstrich möglich."

*

„Manchmal frage ich mich ganz ernsthaft, was wohl in den Hirnen dieser alten Knaben vorgehen mag", sagte Klaus Gisenius und tippte sich respektlos gegen die Stirn. „Die sind ja von vorgestern."

„Sie sind nur ungefähr zwanzig Jahre älter als du", sagte Eva Schulz ruhig.

„Und damit sind sie eben zwanzig

Jahre zu alt!" stellte Klaus rücksichtslos fest. „Und sie sind alle irgendwie moralisch angeknaxt. Ihr Hitler hat ihnen das Rückgrat gebrochen . . . und zwar für alle Zeiten."

Sie standen im Korridor der Wohnung Schulz. Mildes Licht fiel durch die offene Küchentür. Eva hatte Klaus gebeten näherzutreten, aber das wollte er nicht. Dann hatte er sie gebeten, mit ihm einen Spaziergang zu machen. Aber das wollte sie wieder nicht. Beide hatten den gleichen Grund: der mächtige Bruder, der entschlossen schien, wie ein Racheengel zwischen sie zu treten. So hielten sie sich denn, vorsorglich, im Korridor auf. Und den Zärtlichkeiten, die sie austauschten, fehlte die wohltuende Unbesorgtheit.

„So geht das natürlich nicht weiter." Klaus löste sich behutsam von ihr. „Neuerdings bringt sich dein streitbarer Bruder auch noch diesen Hirsch als Rükkendeckung mit."

„Martin Hirsch ist der Freund meines Bruders." Und ein wenig zögernd fügte sie hinzu: „Ich glaube, ich darf wohl sagen, daß er auch mein Freund ist."

„Was denn! Dieser alte Knabe?"

„Ich kenne Martin Hirsch ein wenig länger als dich. Sogar solange ich lebe."

„Eben!" Klaus war eifersüchtig. Genau, wie sie es geplant hatte. „Er könnte dein Vater sein! Liebst du eigentlich ihn oder mich?"

„Dumme Frage." Eva mußte sich ein wenig recken, um ihm einen Kuß zu geben. „Aber wenn ich mir das genau überlege, dann liebe ich Martin Hirsch auch . . . Natürlich auf eine ganz andere Weise."

„Vielen Dank! Das tröstet mich gewaltig!"

„Schau", sagte Eva und berührte seinen Arm, den er sofort hastig zurückzog, „muß man denn nicht einen Menschen lieben, auf den man sich völlig verlassen kann?"

„Was heißt denn das schon wieder?"

„Zum Beispiel . . . wenn ich . . . wenn ich . . . ein Kind bekäme . . ."

„Was ist . . .?" Er starrte sie sekundenlang fassungslos an. Dann sah er auf ihren Leib, als könne er dort sehen, daß er sich verhört hatte. „Das darf doch wohl nicht wahr sein!"

„Wenn du es nicht wahrhaben willst . . . gut . . . dann ist es auch nicht wahr!"

„Was? . . . Das . . . das ist der Gipfel!" Einen Moment lang sah es aus, als verlöre er das Gleichgewicht. Er wich ein wenig zurück, um einen Halt zu suchen. Er lehnte sich gegen die Tür und atmete schwer. Aber dann legte sich ein Lächeln über sein Gesicht, das maßloses Staunen und verwundertes Glücksgefühl zugleich war. Und sehr zärtlich sagte er: „Das Mädchen bekommt ein Kind!"

Er breitet hilflos die Arme aus. Eva kam langsam zu ihm. Seine Arme schlossen sich um sie, und lange blieben sie so stehen . . . wortlos und regungslos.

„Du darfst hier nicht herumstehen", sagte Klaus dann plötzlich eifrig. „Du mußt dich setzen . . . möglichst bequem. Du hast jetzt die Pflicht, dich zu schonen!"

„Ach, Klaus . . ." Eva strahlte glücklich. Aber dann wurde sie nachdenklich. „Und was soll nun werden?"

„Das, was daraus werden muß."

„Es wird nicht einfach sein."

„Es wird sogar Spaß machen." Er reckte sich und wuchs um einige Zentimeter. „Und wenn wir dabei den ganzen Veteranenklub hochgehen lassen!"

★

„Liebe Freunde . . . Kameraden!" Gisenius machte eine wirkungsvolle Pause nach dieser Anrede. „Wir sind zwar noch nicht vollzählig. Aber das Fehlen von Hirsch und Schulz nehme ich als Zeichen des Schicksals, euch nun zu sagen, was ich schon lange sagen wollte."

„Das war eine großartige Einleitung!" stellte Frammler fest. Bennicken saß still da und sah nur bewundernd zu seinem verehrten Kameraden Gisenius auf. Kerze schenkte sich einen Cognac ein.

Sie hatten sich auf Gisenius' Wunsch in ihrem Extrazimmer im Hotel „Drei Kronen" pünktlich versammelt. Nur Schulz hatte in seiner Tankstelle nicht rechtzeitig Feierabend machen können. Hirsch hatte kurz einmal hereingeschaut und „Ich komme dann mit Schulz" gemurmelt.

„Also!" Gisenius legte seine Handflächen zusammen, als gedenke er, ein dekoratives Gebet zu verrichten. „Nach Lage der Dinge müssen wir leider damit

In JENA^ER GLAS® gekocht –
das kann sich sehen lassen!

Die Augen essen mit! Darum sollte nicht nur mit Liebe gekocht, sondern auch „ansehnlich" serviert werden: JENA^ER GLAS® bringt das Besondere Ihrer Gerichte wirkungsvoll zur Geltung – und verrät, wieviel Mühe Sie sich machten. Mit JENA^ER GLAS wohltuend-kultiviert gedeckt, schmeckt es nochmal so gut!

V 61/1







JENA^ER GLAS

Holländischer Gärtnerschmaus – ein Gericht, das doppelt appetitlich wirkt, wenn es in JENA^ER GLAS „Farbe bekennen" darf:

1 Salatgurke, 6 Tomaten, 250 g Hackfleisch halb und halb, 1 Ei, Salz, Pfeffer, 2 Zwiebeln, 125 g magerer Speck, 1 Tasse Brühe, 2 Eßlöffel geriebener Käse.

Speck und Zwiebeln schneiden, in der JENA^ER GLAS-Schüssel goldgelb werden lassen und nur wenig Brühe hinzugeben. Die geschälte Gurke in etwa 5 cm lange Stücke schneiden, aushöhlen und einige Minuten vordünsten. Einen Deckel von den Tomaten abschneiden und diese ebenfalls aushöhlen. Tomaten und Gurkenstücke mit dem gut gewürzten und eivermengten Hackfleisch füllen und in die JENA^ER GLAS-Schüssel setzen. Die übrige Brühe zugießen und alles bei geschlossenem Deckel in etwa 20 Minuten gar dünsten. Gurken und Tomaten für einen Augenblick herausnehmen und den Sud mit dem Käse verrühren.

Zu diesem schmackhaften Mahl wünschen wir Ihnen nun einen recht guten Appetit!

JENA^ER GLAS®

feuerfest

gibt immer die besondere Note

® international registrierte Schutzmarke

Kameraden

rechnen, daß es zum äußersten kommen kann. Und darum erhebt sich geradezu gebieterisch die Frage: Sollen wir alles, was wir inzwischen ehrlich und unter großen Mühen uns erarbeitet haben ... sollen wir das alles einfach preisgeben?"

„Niemals!" rief Kerze überzeugt und trank seinen Cognac aus. Frammler brummte: „Kommt ja gar nicht in Frage!" Und Bennicken schüttelte heftig seinen quadratischen Schädel.

„Nun denn!" Gisenius' Gesicht war völlig unbewegt. „Bevor ich daraus Konsequenzen ziehe, möchte ich folgendes in die Erinnerung zurückrufen: Meiners bezog damals eine exponierte Stellung."

„Es war ein glattes Todeskommando", sagte Kerze erinnerungsträchtig, „sprechen wir das ruhig aus."

„Lieber Freund", sagte Gisenius sanft, aber eindringlich mahnend. „Ich halte es für dringend geboten, in Zukunft derartige provozierende Formulierungen zu vermeiden. Es dürfen unter keinen Umständen falsche, für uns gefährliche Bilder entstehen."

„Na schön!" Kerze war durchaus bereit, sich in diesem Punkt zu korrigieren. „Meiners bezog also damals eine exponierte Stellung."

„Gut — so war es also", sagte Gisenius. „Diese vorgeschobene Stellung im Wäldchen 307 lag kurz darauf, wie erwartet, im konzentrischen Feuer des Gegners. Wir jedoch entkamen!"

„Jawoll!" rief Bennicken.

„Wir glaubten dann, annehmen zu dürfen, daß Meiners dabei umkam. Das war ein Irrtum ..."

„Ich verstehe das nicht", unterbrach Frammler. „Er sah genauso aus, als wäre ..."

„Schon gut, lieber Freund." Gisenius nickte ihm verstehend zu. „Irren ist menschlich. Fest steht: Meiners überlebte. Die Geschehnisse bis zu seiner schweren Verwundung, und die Verwundung selbst, sind aber noch nicht alles, was durch Meiners' Wiederauftauchen plötzlich zur Debatte steht."

„Das Mädchen ..." spann Frammler den Faden weiter. „Und wir haben — mit gutem Gewissen, versteht sich — Meiners als den einzig möglichen Schuldigen erklärt."

„Verfluchter Mist!" rief Kerze. „Wann wird die Vergangenheit endlich einmal anfangen, wirklich Vergangenheit zu sein?"

Gisenius nickte bedeutsam. „Du hast nur allzu recht. Bis das aber gelungen ist, bleibt uns nur ein einziger Weg: Man muß die wahrhaft Schuldigen finden!"

Dumpfes Schweigen. Bennicken zerrte an seinem engen Hemdkragen.

„Wer, frage ich euch", Gisenius hatte die Stimme etwas heraufgeschraubt, „wer trug damals für all unsere militärischen Aktionen die alleinige Verantwortung?"

„Schulz?" fragte Kerze äußerst behutsam.

Gisenius nickte schwer. „Er führte das Kommando. Was geschehen ist, konnte nur mit seinem Wissen und seiner Zustimmung geschehen."

„Karl Schulz also!" stellte Frammler sachlich fest.

„Leider." Gisenius hob bedauernd beide Hände. „Aber nun zum nächsten Punkt. Ich meine den tragischen Tod des jungen Mädchens. Hier ist es reinste Psychologie, den eigentlich Schuldigen zu finden. Seine bedenkliche Moralauffassung in puncto Weiblichkeit war und ist uns allen nur zu bekannt."

„Hirsch", sagte Bennicken prompt.

„Ja. Ohne Martin Hirsch wäre es sicherlich nicht zu diesen ... sprechen wir es offen aus ... zu diesen amourösen Abenteuern gekommen."

„Also Schulz und Hirsch!" Frammler sagte das, als zählte er schon die Leichen.

„Bitte!" Gisenius streckte beschwörend seine rechte Hand hoch. „Diese Erwägungen sind nur dafür gedacht, daß wir tatsächlich gezwungen sein sollten, zu letzten Mitteln zu greifen. Und alles, was wir soeben besprachen, muß natürlich unter uns bleiben."

Die Kameraden nickten. Ihre Gesichter waren ernst und verbissen ...

★

Als Schulz und Hirsch endlich auch im Kreis ihrer Kameraden erschienen, tat Gisenius so, als sei an diesem Abend noch kein entscheidendes Wort gefallen.

„Liebe Freunde ... Kameraden!" begann er seine „Eröffnungsrede", „ihr wißt alle, warum ich euch hierher gebeten habe. Ich spreche von Michael Meiners."

Die Anwesenden sahen Gisenius an ... ausnahmslos. Der Blick von Hirsch verriet ironische Aufmerksamkeit. Schulz wirkte geduldig wie ein Lamm.

Gisenius legte wieder die Flächen seiner Hände aufeinander und schloß kurz die Augen. „Michael Meiners existiert also. Er ist hier in dieser Stadt. Jeden Augenblick kann es geschehen, daß wir ihm begegnen. Und was dann, Freunde?"

„Es wird ganz darauf ankommen", sagte Hirsch, da ihn Gisenius auffordernd ansah, „was Meiners von uns erwartet. Es ist doch möglich, daß er lediglich mit uns ein wenig plaudern will. Etwa darüber, warum wir damals nur allzu bereit waren, ihn in den Tod zu schicken."

„Das ist kein Gesprächsthema", erklärte Kerze unverzüglich. „Dazu dürfen wir es erst gar nicht kommen lassen. Oder ist sich hier jemand irgendeiner Schuld bewußt?"

„Nein!" sagte Bennicken stark.

„Und wer", fragte Hirsch fast heiter, „hat Michael Meiners damals an den Waldrand geschickt? Wer hat so getan, als gebe er Meiners Rückendekkung? Und wer hat ihn dann schmählich im Stich gelassen?"

„Und wer", fragte Frammler robust, „ist in der Nacht vorher zuletzt mit dem Mädchen an der Scheune gesehen worden? Wer war das wohl, Hirsch?"

„Ich habe nichts damit zu tun", sagte Hirsch heftig. „Nicht das geringste. Und das wißt ihr auch!"

„Was weiß man denn schon?" fragte Frammler lauernd. „Aber daß du der letzte bei ihr warst — bevor sie dann in die Binsen ging — das kann ich unter Umständen beschwören. Immer vorausgesetzt, auch du hättest die Stirn, beschwören zu wollen, daß wir den guten Meiners ganz einfach verbraten haben!"

„Wenn du nicht deine Schnauze hältst", sagte Hirsch bedrohlich leise, „dann mache ich dich zum nächsten Kunden deiner Einbalsamierungsbude."

„Kameraden!" rief Karl Schulz mit großer Festigkeit. „So geht das nicht!"

„Bravo", sagte Gisenius anerkennend.

„Wovon redet ihr eigentlich?" fragte Schulz schwer atmend. „Ich meine, wenn es überhaupt eine Verantwortung gibt, die wir tragen müssen, dann werden wir ihr auch nicht ausweichen."

„Das geht mich nichts an", sagte Frammler, nach der Flasche greifend. „Ich war lediglich Gefreiter. Aber wir hatten immerhin einen Unteroffizier ..."

„Das könnte dir so passen!" Hirsch hatte gesehen, daß sein Freund Schulz blaß geworden war. „Was soll das heißen? Schulz hat sich nicht einen Augenblick lang als Gruppenführer aufgespielt. Was daher auch immer geschehen sein mag: Die Verantwortung dafür tragen wir alle. Insgesamt."

„In gewisser Weise schon." Gisenius war bestrebt, die Zügel dieses Gespräches wieder fest in die Hand zu nehmen. „Sozusagen vom menschlich-kameradschaftlichen Standpunkt aus betrachtet ... Juristisch allerdings liegt die Sache ... leider ... etwas anders. Da ist zunächst dieser scheußliche Tod des Mädchens. Ich bin sicher, daß keiner von uns irgendwie schuld daran hat. Aber immerhin haben wir damals angegeben, daß Michael Meiners nicht ganz außer Verdacht war."

„Es war die bequemste Lösung", sagte Frammler.

„Verflucht!" rief Hirsch erregt. „Was soll das alles? Was heißt denn: *Wir* haben gesagt, *wir* haben angegeben. *Du*, Gisenius, hast das gesagt. *Du* hast so etwas angegeben. *Du* allein hast uns dazu inspiriert. Nur du! Wir anderen waren doch damals kaum mehr als Nullen!"

„Das", sagte Gisenius, zutiefst betrübt, „habe ich nicht verdient." Und seine traurig erscheinenden Augen blickten Kerze an. Und er fragte: „Habe ich das verdient?"

„Es ist eine Schweinerei, so etwas zu behaupten!" schrie Kerze prompt.

„Jawohl!" rief Bennicken, dumpf grollend. „Eine Sauerei!"

„Eine ganz elende Sauerei!" Willy Kerze schnaufte vor Empörung. „Ich will nichts mehr mit Hirsch zu tun haben."

„Nur keine voreiligen Versprechungen!" sagte Hirsch.

Und Frammler knurrte: „Bei deiner Beerdigung sehen wir uns wieder!"

Gisenius aber senkte den Kopf. Es war eine Geste voller Trauer. Er faltete seine Hände. Und fast schien es, als werde jetzt eine Träne über seine Wangen rinnen.

Da erhob sich Schulz. Er war erschrekkend blaß. „Kameraden!" sagte er feierlich. „Ich bin nur ein einfacher Mann, aber ich weiß, was meine Pflicht und Schuldigkeit ist. Dafür lebe ich. Und ich bin auch bereit, daraus alle Konsequenzen zu ziehen. Ich war euer Unteroffizier. Ich führte die Gruppe. Ich hatte die Befehlsgewalt. Ich traf die Entscheidungen. Ich allein bin also verantwortlich."

„So ist es!" röhrte Bennicken.

„Irrsinn!" stöhnte Martin Hirsch.

Und Frammler sagte: „Wer hätte dir das zugetraut, Schulz."

Gisenius aber erhob sich. Er streckte seine Hand weit aus, ergriff die von Karl Schulz und drückte sie feierlich. Dabei sagte er: „Du hast uns ein Beispiel edelster Kameradschaft gegeben, lieber, verehrter Schulz. Das erkennen wir an, und dafür danken wir dir aus vollem Herzen. Daß es so etwas noch gibt, erfüllt mich mit Stolz und Demut zugleich."

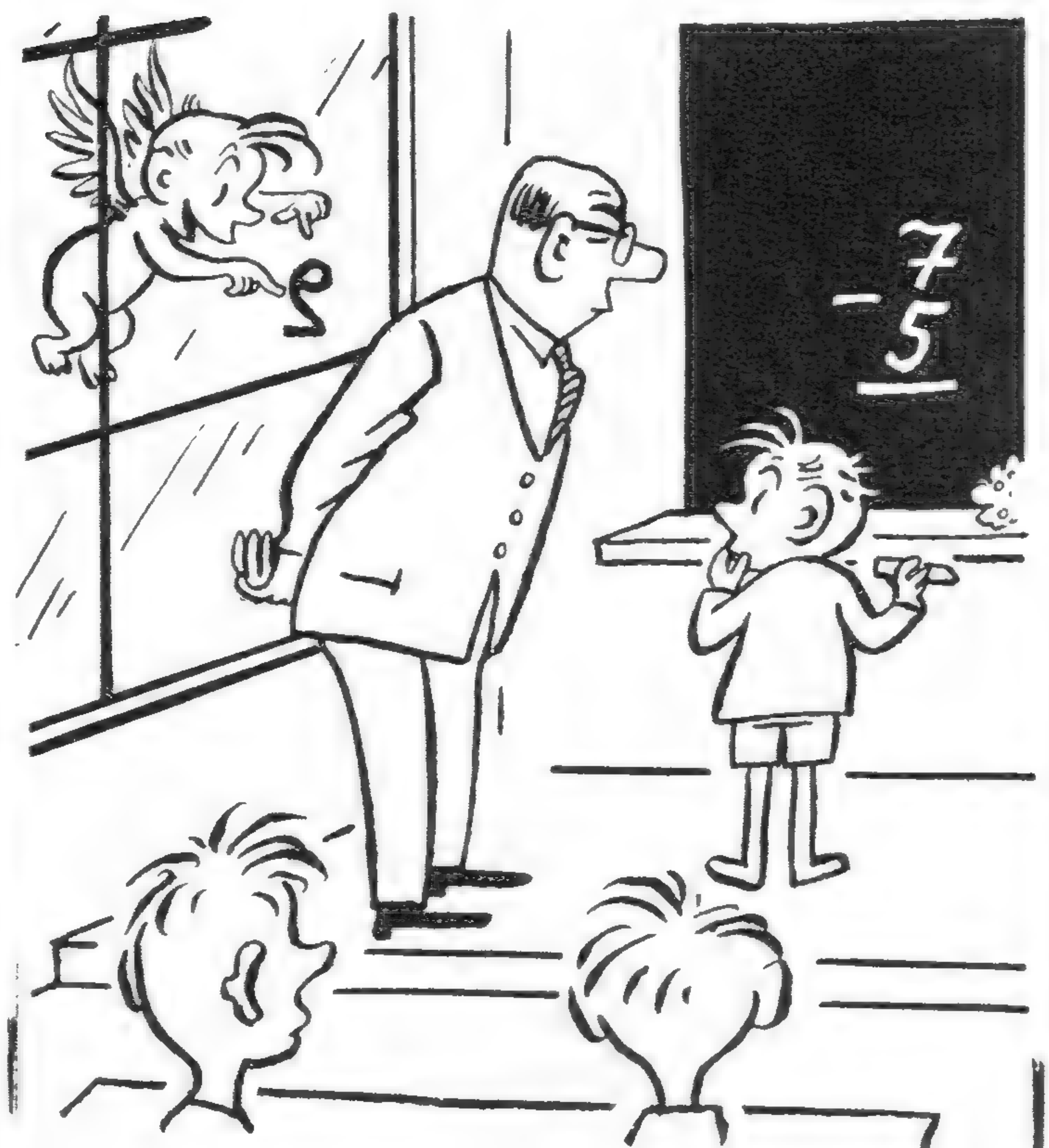
Feierlich erhob Gisenius sein Glas.

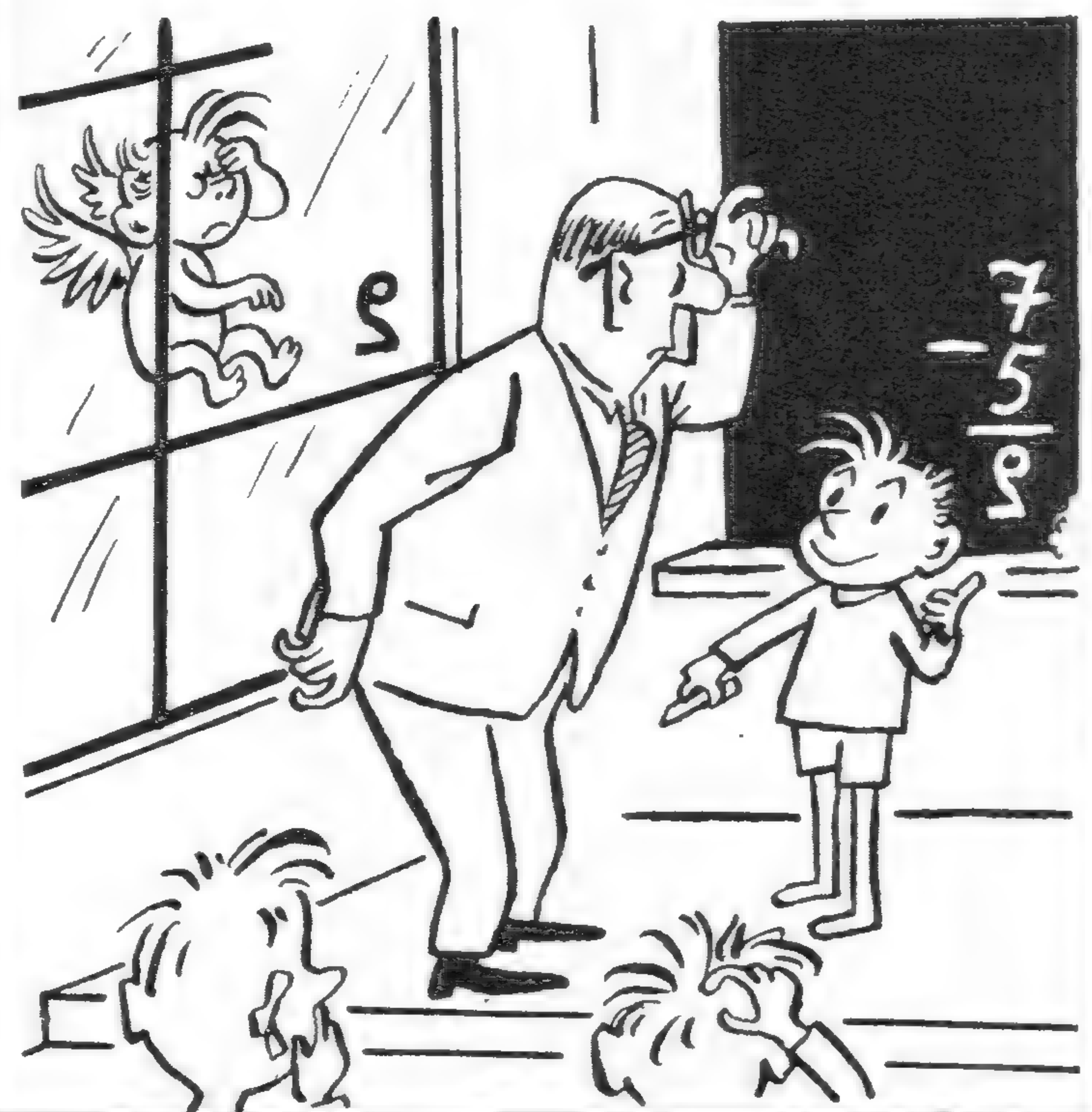
Aber ehe er seinen Trinkspruch anbringen konnte, erschien Gisela Wandel, Hirschs charmante Sekretärin, in der Tür.

„Ein Mann möchte die Herren sprechen", meldete sie. „Er heißt Meiners. Michael Meiners."

Fortsetzung folgt

Angelino






Frühstücke täglich wie ein König
So sollte jeder Tag beginnen: mit einem Frühstück – so verlockend, daß einem das Herz lacht! Dazu gehören frisch gebackene Brötchen, die noch so richtig knusprig sind. Dazu gehören köstliche Konfitüre, ein dotterweiches Ei, vielleicht ein wenig Käse, ein wenig Wurst. Dazu gehört auch Rama, weil sie den vollen naturfeinen Geschmack hat. Ja, frische pflanzliche Rama schmeckt allen ausgezeichnet – sie ist so nahrhaft, so bekömmlich, so gesund!
RAMA
Delikateß-Margarine
Wertvoll – weil pflanzlich
RAMA
gehört zu den wertvollsten Lebensmitteln

QUICK fragt die Prominenz:

Wie stellen Sie sich Ihren Lebensabend vor?

Vierzehn Prominente schicken ihre Gedanken auf Wanderschaft in die Zukunft. Sie träumen davon, was sie auf ihre alten Tage anstellen möchten. Sie träumen einen großen oder kleinen Wunsch. Und wer vom Leben noch was wünscht, für den ist selbst im Alter nicht gleich aller Tage Abend.



Grace Bumbry, Opernsängerin, Star in Bayreuth 1961: „Ich kann mir keinen ruhigen Lebensabend vorstellen. Wenn ich immer stillsitzen müßte — dann würde ich sterben! Wahrscheinlich werde ich als alte Frau jungen Sängerinnen Schauspielunterricht geben."



Manfred Klaiber, Botschafter der Bundesrepublik in Rom: „Ich werde Forellen züchten. Fische reden nicht, trinken keine Cocktails und erwarten mich nicht zum Diner im Smoking. Meine Memoiren werde ich wohl kaum schreiben."



Helga Burmester, Fernsehansagerin des Senders Freies Berlin: „Ich möchte mich an meinem Lebensabend der Aufzucht von Siamkatzen widmen — falls es dann überhaupt noch Siamkatzen gibt und pensionierte Ansagerinnen ..."



Hans-Herbert Blatzheim, Gastronom: „Ich möchte schreiben, fotografieren, Boot fahren. Im Vertrauen gesagt: Mein Lebensabend hat eigentlich schon begonnen, gerade habe ich mir nämlich ein Haus am Luganer See gekauft."

Horst Schnoor, HSV-Torwart: „Ich muß halt weiter Fußball spielen. Wenn der Körper an Kraftverschleiß gewöhnt ist, kann man nicht ungestraft abschalten. Vielleicht komme ich am Lebensabend sogar wieder zu meinem Lieblingssport: Tennis."



Professor Karl Böhm: Dirigent: „Ich hoffe, daß der Herrgott mich gesund erhält, so daß ich bis zum Ende dirigieren kann. Ich liebe meinen Beruf beinahe so sehr wie meine Frau."



Ingrid van Bergen, Schauspielerin: „Meine Arbeit bindet mich meist länger an einen Ort, als mir lieb ist. Aber dafür wird mein Lebensabend — vorausgesetzt die Kohlen stimmen noch — ein einziges Vagabundenleben sein."





Erich Mende, Bundesvorsitzender der FDP: „Bei meinem gegenwärtigen Alter und angesichts der kommenden medizinisch-technischen Entwicklungen schon an den Lebensabend denken? Das halte ich für verfrüht."



Heinz Erhard, Komiker: „Am liebsten würde ich selbst als Greis mit Bart ‚noch 'n Gedicht' aufsagen. Ob es dann noch passend wäre, weiß ich nicht. Aber ich möchte, wie man sagt, in den Sielen sterben."



Friedrich Foertsch, Generalinspekteur der Bundeswehr: „Garten besitzen und Blumen züchten."



Helena Rubinstein, Kosmetik-Industrielle: „Ich bin erst 83, aber eins weiß ich heute schon — meine täglichen zwölf Arbeitsstunden, die sind genau das Richtige für den Lebensabend."



Die „Blue Diamonds" (mit bürgerlichem Namen Rudy und Riem de Wolff), Schlagerstars: „Denn sitzen wir beiden in einem Altersheim in Holland, grau, ohne Zähnen, Pantoffeln an die Füßen und einen warmen Hausmantel ums Leib, und wir denken denn zurück an Quickes Frage: Wie stellen Sie sich Ihre Lebensabend vor ..."



Heinrich Maria-Ledig-Rowohlt, Verleger: „An meinem Lebensabend werde ich hoffentlich endlich einmal zum Lesen kommen."





Häufig sind plötzliche Regenfälle (1) die Ursache für parteipolitische Mißerfolge. Ein handgestrickter und wetterfest imprägnierter Transparentschoner ermöglicht auch bei ungünstiger Witterung wirksame Wahlstrategie (2).



Der ribbelfeste Gewehrwärmer aus reiner Schafwolle (1) ist der Stolz des Soldaten. Er hält die Waffe handwarm und bringt durch seine hohe Elastizität jeden versehentlich gelösten Schuß (2) in den Besitz des Schützen zurück (3). Der „GW 61" ist lieferbar in den Farben hellblau (für Herren) und rosa (für Damen).



Auch die Herrenmode bevorzugt im Herbst die handgestrickte Linie. Nebenstehend ein Beispiel für feine Maßarbeit aus den Händen der Gattin: Bei Fertigstellung (A), nach der ersten Wäsche (B) und mit dem beliebten elegant-saloppen Sitz nach mehrmonatigem Eintragen (C). Merke: Handgestricktes schmeichelt!

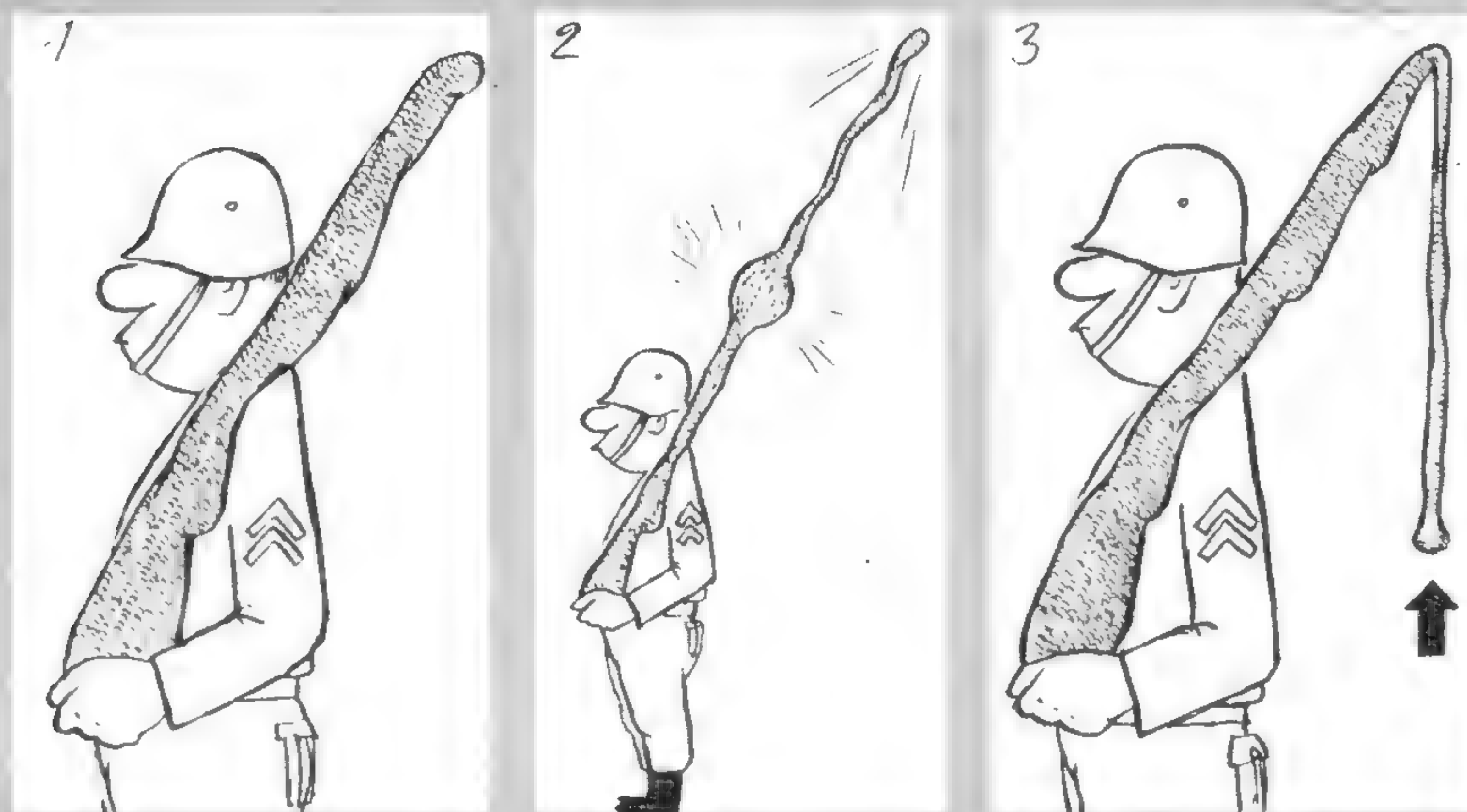


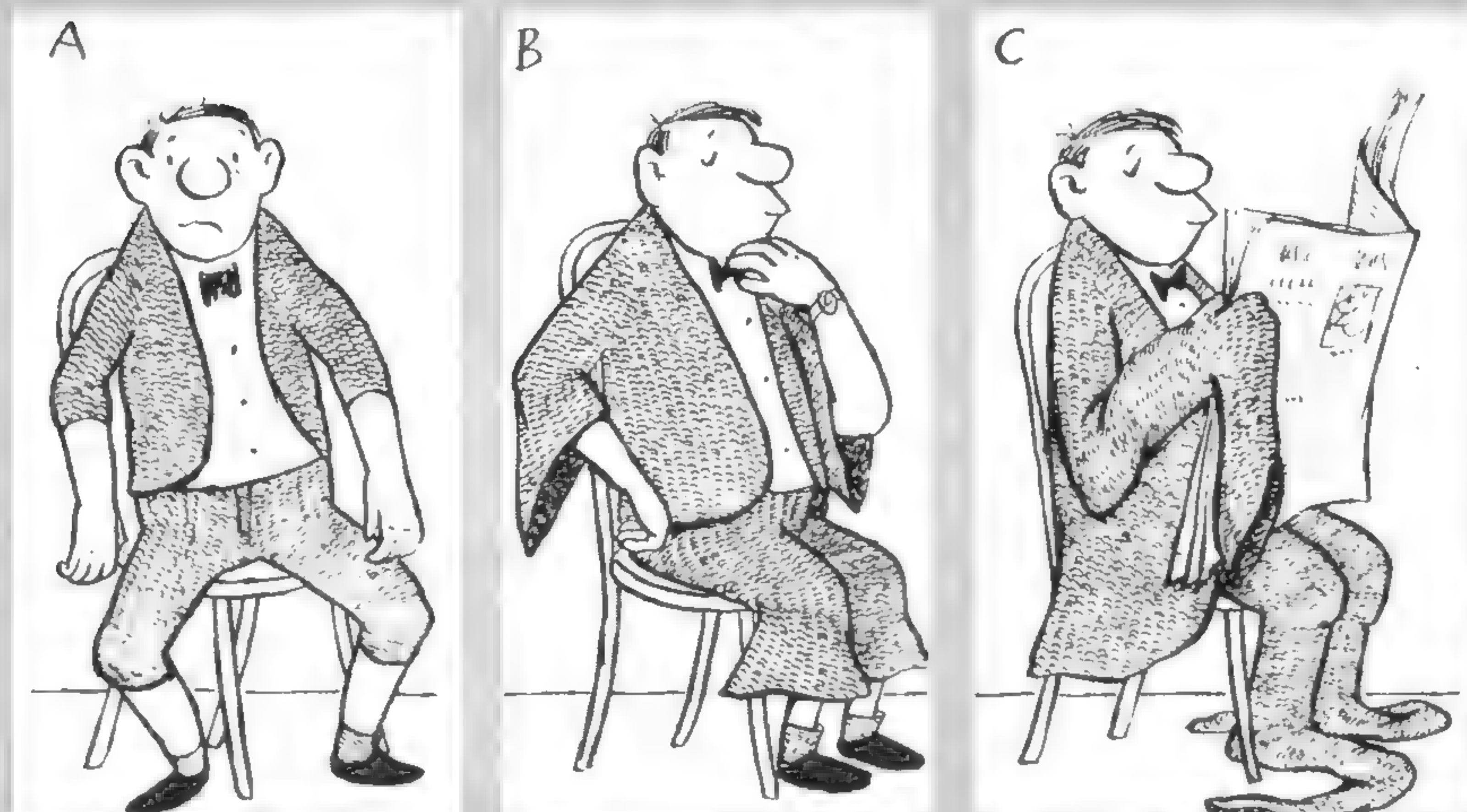
Wollekauf ist Vertrauenssache! Kluge Hausfrauen schützen sich durch die Brennprobe (A) vor späteren Enttäuschungen. Während bei dem einen Kostüm die Entwicklung einer Stichflamme minderwertige Materialbeimengungen vermuten läßt (B), beweist das andere durch langsames Verkohlen (C) seine hervorragende Qualität.

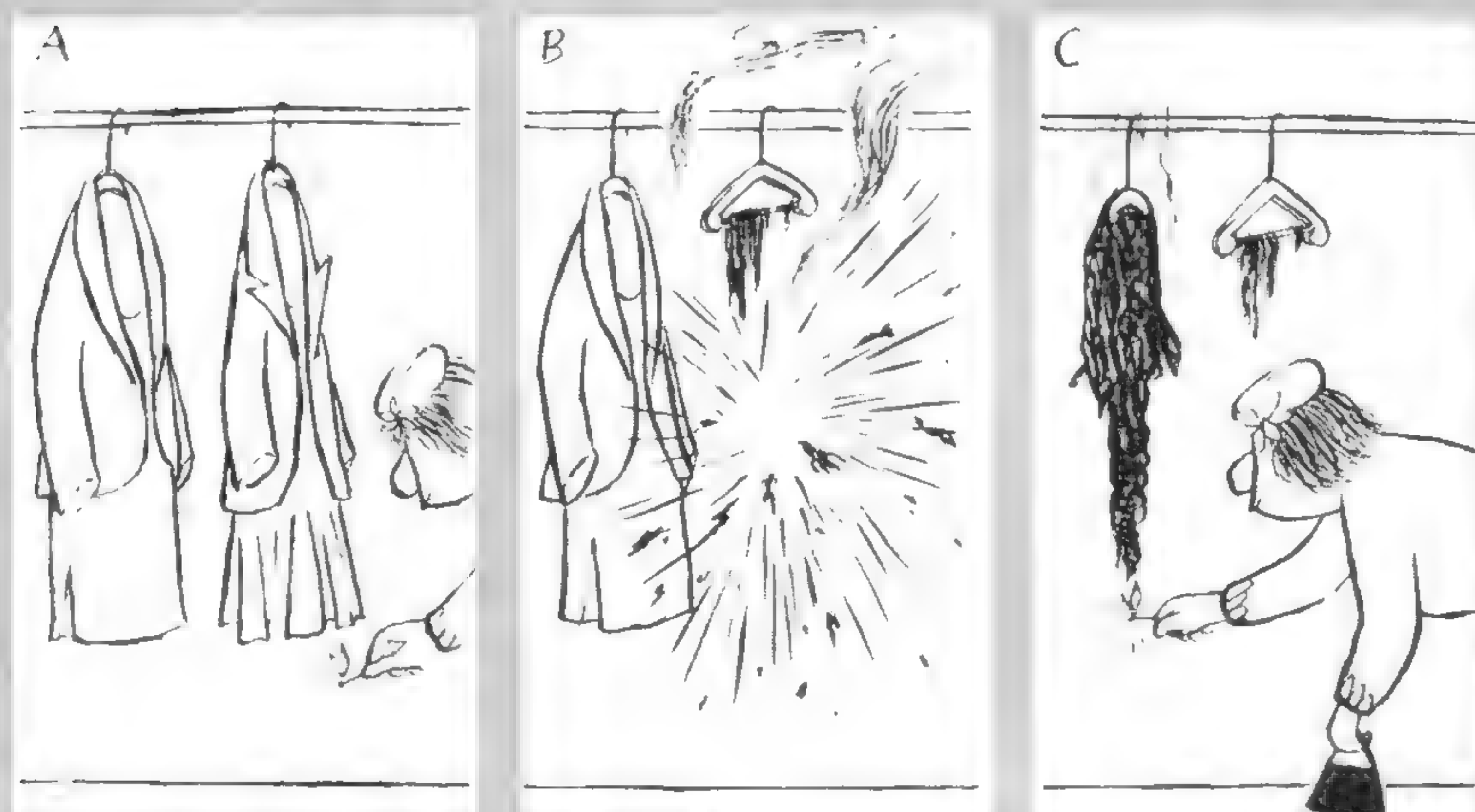
HANDGESTRICKTES

Bedauerlicherweise wird die Bedeutung des Handgestrickten sowohl in zivilen als auch in militärischen Kreisen meist verkannt, obwohl das Schaf seinen Siegeszug durch Deutschland längst angetreten hat. Mein Beitrag soll auf Vorzüge und Verwendungsmöglichkeiten handgestrickter Artikel hinweisen.









Familientag bei Edeka

KONSERVEN-KONFITUREN

Mit Vati am Samstag einkaufen — das macht Spaß! Natürlich beim Edeka-Kaufmann, denn bei dem fühlen wir uns wie zu Hause. Zum Schluß spendiert Vati für jeden noch etwas, und das dürfen wir uns dann selbst aussuchen. Ich nehme immer eine Tafel Edeka-Vollmilch. Die schmeckt prima und kostet doch nur eine Mark.

Mutti sagt immer: „Beim Edeka-Kaufmann bekommt man immer so gute Sachen, weil Edeka im Großen einkauft." Mutti hat recht. Mit rund 41 000 angeschlossenen Lebensmittelgeschäften ist Edeka die größte Einkaufsgemeinschaft Europas. Vor jedem Einkauf prüfen Fachleute sorgfältig die Qualität, vergleichen und wählen aus. Es ist also kein Zufall, daß Sie bei Edeka immer ausgewählt gute Lebensmittel erhalten.



Und für den heutigen Einkaufszettel:

Hanseaten-Kaffee

Es gibt mehrere Sorten, für jeden Geschmack die richtige: Hanseaten-Kaffee **ROT, BLAU, GRÜN** und **GOLD.** Ein edler Kaffee, von Kennern gemischt, von Kennern geröstet. Und röstfrisch erhalten Sie ihn bei Ihrem Edeka-Kaufmann – mit Garantie für jede Packung. Aber denken Sie daran: Hanseaten-Kaffee erhalten Sie nur in den Edeka-Geschäften.



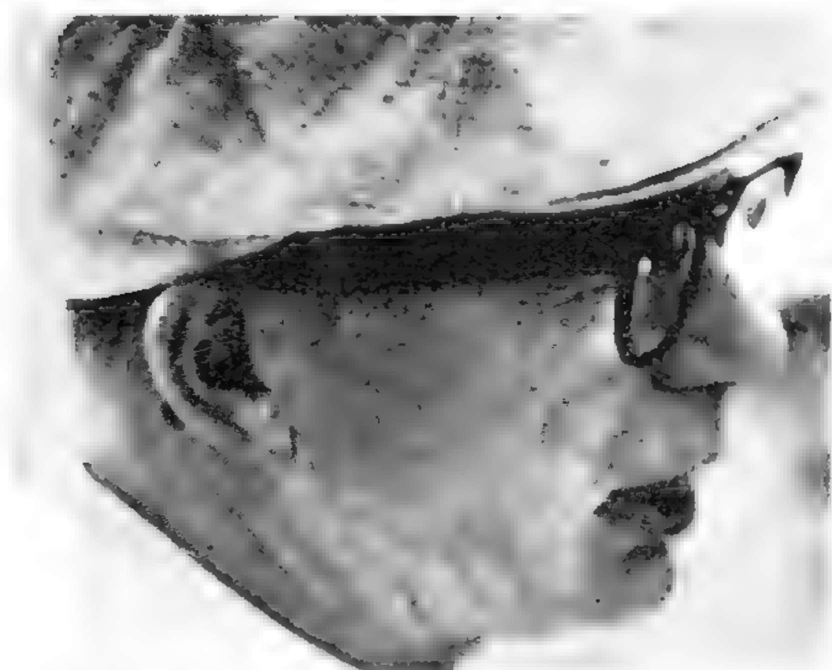
Bei uns zu Haus – Gutes von



Ef 1/61

Der Filmregisseur Wilder ignoriert die Berlin-Krise:

Billy macht das Tor auf



Von sowjetzonalen Panzern überrollt: Filmregisseur Billy Wilder

Eine schwarze Limousine rollt durch die „Straße des 17. Juni" zum Brandenburger Tor. Am Kotflügel flattert das Sternenbanner. An der Sektorengrenze wird das Fahrzeug von einem Unteroffizier der Volkspolizei gestoppt. Ein untersetzter, energischer Herr im Fond des Wagens weist sich als amerikanischer Staatsbürger aus und erklärt, er müsse zu Verhandlungen mit einer sowjetischen Handelsdelegation in den „demokratischen Sektor". Der Vopo verlangt Beweise. Der Ami greift unter den Sitz und hält dem Wächter eine Batterie Coca-Cola-Flaschen unter die Nase. Mit leuchtenden Augen konfisziert der Ostdeutsche das Erfrischungsgetränk. Der US-Bürger hat nichts dagegen, bittet nur um gelegentliche Rückgabe der leeren Flaschen. Er darf passieren. Und während der Posten sich mit einem tiefen Schluck von der Güte der kapitalistischen Brause überzeugt, wird es dunkel auf der Leinwand.

Hollywood-Regisseur Billy Wilder drehte diese Szene in Münchens Filmstadt Geiselgasteig zur selben Zeit, da die Vopos in Berlin das Brandenburger Tor mit Stacheldraht vernagelten.

Das politische Trauerspiel um

Eiertanz hinter geschlossenen Toren: „Eins-zwei-drei"-Star Liselotte Pulver

Billy macht das Tor auf

Aus Liebe zu Lilo zwängte sich Filmschauspieler Helmut Schmid in die Uniform eines sowjetzonalen Volkspolizisten und leuchtete seiner Verlobten heim. Weil er einmal mit Lilo gemeinsam drehen wollte, ließ sich Helmut von Billy Wilder für eine unbedeutende Nebenrolle anheuern. Seine Braut allerdings ist die große Überraschung dieses Films. Billy Wilder zeigt die Pulver, wie sie keiner kennt: als Frau mit Sex.



Die helle Welle keß über dem Ohr geringelt — so stellt Billy Wilder eine neue Liselotte Pulver vor (rechts). Sie hat mit dem verschämten Geschöpf aus dem Erfolgsfilm „Helden" (links) nur noch das Stupsnäschen gemein. In dem Film „Eins, zwei, drei" kann Lilo dafür ihr komödiantisches Talent an einem heiklen Thema versuchen, das auf den ersten Blick alles andere als lustig ist ...

Westberlin hat den Lustspiel-Regisseur in eine mißliche Lage gebracht. Seit Monaten dreht der Wahlamerikaner, der selbst lange in Berlin lebte, sein neues Leinwand-Opus „Eins, zwei, drei". Es sollte eine ironische Geschichte werden, ein amouröser Drahtseilakt auf der Sektorengrenze: Die wasserstoffblonde Tochter eines amerikanischen Cola-Milliardärs verliebt sich bei einem Berlin-Trip in einen Ostberliner Studenten. Dazu ließ Wilder aus Gips, Beton und Pappe ein riesiges Brandenburger Tor aufbauen. Kostenpunkt: 800 000 Mark.

Als die Kommunisten das Original Brandenburger Tor an der Berliner Sektorengrenze mit Panzern und Stacheldraht sperrten, stand der Filmkünstler Billy Wilder vor einem ungleich kleineren Problem als die politischen Künstler in aller Welt. Hatten sie die Wahl zwischen einem guten Dutzend mehr oder weniger schlechter Auswege, so blieben ihm nur zwei: die bisher gedrehten Filmkilometer in einer riesigen Mülltonne zu versenken. Es wäre die teuerste Mülltonne der Filmgeschichte geworden. Oder: so zu tun, als sei nichts geschehen. Billy Wilder entschied sich so, als sei nichts geschehen. Sagt er: „Wir verlegen die Handlung einfach auf die Zeit von Mai bis August. Schon haben wir einen Film über die gute alte Zeit, da man noch durchs Tor durfte."

So will Billy Wilder mit „Eins, zwei, drei" versuchen, ein neues Blatt in den Lorbeerkranz seiner großen Filme zu fügen. Auch wenn die Ereignisse in diesem Film als Fata Morgana auf Zelluloid entlarvt werden. Billy Wilder hat keine Angst vor dem politischen Salto, der sein Werk vom aktuellen Lustspiel in ein makaber historisches Dokument verwandelt. Emsig bastelt er weiter. Und die neugierigen Kritiker, die einen Blick in die Kulissen werfen durften, verließen verwirrt das Atelier. Sie fragen sich, ob der neue „Wilder" mit seinen grotesken Kabarett-Szenen über ein bitter ernstes Thema neben den vielgerühmten Vorgängern „Lost Weekend", „Reporter des Satans", „Boulevard der Dämmerung" und „Manche mögen's heiß" wirklich bestehen kann. Billy Wilder läßt sich von den Unkenrufen nicht irritieren: „Die Leute werden auch in Zukunft lachen wollen. Trotz — oder vielleicht gerade wegen der Kanonen am Brandenburger Tor. Ganz wie sie wollen!"

Gerade darum Loewe Opta...

LOEWE OPTA-*Fernsehbilder*: Lupenscharf, kontrastreich und augenschonend durch Selektiv-Telefilter

LOEWE OPTA-*Automatic*: Ein Tastendruck genügt und blitzschnell wechseln Sie das 1. und 2. Programm

LOEWE OPTA-*Komfortsteigerung*: Drahtlose Ultraschall-Fernsteuerung erhöht Ihre Bequemlichkeit beim Fernsehen



***Drahtlose* Ultraschall-Fernsteuerung**

für Programmwahl I oder II und Lautstärke

Spitzenfer–



LOEWE

Berlin-West • Kronach/F

Besuchen Sie uns auf der Deutschen Rundfunk-, Fernseh- und Phono-Aus

Fernseh Parade

TELE-Programm-Tips:

Dienstag, 5. September, 20.30 Uhr:

„. . . tauchte ins Meer und verschwand" — Atlantis, das versunkene Inselreich.

Seit mehr als 2000 Jahren beschäftigt die Sage von ATLANTIS, dem versunkenen Kontinent, die Phantasie der Menschen. In seinem berühmten Timäos-Dialog beschreibt Platon das Ende des fabelhaften Kontinentes, der plötzlich im Meer versank. Mehrfach versichert Platon, seine Geschichte sei wahr. Der Gelehrte von heute glaubt nicht daran: „Nichts als Faseleien", sagt er, „doch die Narren werden nicht aufhören, Atlantis zu suchen." Und so ist es: Kaum ein Jahr ohne eine neue Atlantis-Expedition, kaum ein Jahrzehnt ohne eine neue Atlantis-Theorie. Mehr als 20 000 Veröffentlichungen ruhen unter dem Stichwort „Atlantis" in den Bibliotheken. — Das 2. Programm bringt um 20.30 Uhr zwei klassische Klamotten aus der Stummfilmzeit: „Charlie bei der Arbeit" und „Charlie als Boxer" mit Charlie Chaplin als Charlie.

Mittwoch, 6. September, 22 Uhr:

„Geliebter Kitsch" — Versuch einer Ehrenrettung.

Der Kitsch ist im Kommen. Vor allem der Kitsch der Jahrhundertwende. Großmutters Nippesfiguren-Sammlung und ihre Stehlampe in Form eines brünstigen Schwanes finden plötzlich wieder Liebhaber. So manches, das man noch vor ein paar Jahren mit Abscheu und Verachtung von sich wies, bekommt heute Seltenheitswert. Man amüsiert sich über die Kitschpostkarten von Anno dazumal und man singt begeistert die schaurig-schöne Ballade vom Mariechen, das weinend im Garten saß. Peter Schraudenbach und Kurt Prym haben den Kitsch nun auch fernsehreif gemacht. Sie zeigen die vielen schönen Schauerlichkeiten, mit denen sich eine liebe alte Großtante im Laufe ihres Lebens umgeben hat. Und sie bringen es nicht übers Herz, all diesen nichtsnutzigen Plunder dem Fegfeuer des „guten Geschmacks" zu übergeben.

Donnerstag, 7. September, 20.30 Uhr:

„Schatten der Helden" — Schauspiel von Robert Ardrey.

Der Titel ist einer alten ungarischen Hymne entnommen. „Lobet den Schatten der Helden . . ." beginnt sie. Die „Helden", das sind hier die Kämpfer der ungarischen Revolution. Das Drama beginnt im Jahre 1944; es endet 12 Jahre später, als in Budapest russische Panzer rollen. Dieses Schauspiel ist ein Dokument. Für jede seiner Szenen gibt es Dutzende von Zeugen. Im Mittelpunkt steht der ehemalige Minister Laszlo Rajk, der auf Grund einer falschen Aussage hingerichtet wurde. Seine Frau Julia lebt heute noch in Gefangenschaft. Wahrscheinlich in einem Lager in Rumänien. Der spätere Verräter Janos Kadar (von Hannes Messemer dargestellt) gehört zu seinen Freunden.

Freitag, 8. September, 21.20 Uhr:

„Deckname: Fünf Finger" — amerikanisches Spionagespiel.

Aus Amerika hat das Süddeutsche Fernsehen diesen Spionagefilm bezogen. Hauptperson ist ein extravaganter Regisseur, der sich in den Fallstrikken internationaler politischer Agenten verfängt. Die Lösung wird einige Wochen auf sich warten lassen, denn es sind fünf oder sechs Folgen geplant. — Im 2. Programm um 20.30 Uhr: „Geschichten aus dem Wienerwald", ein Fernsehspiel des ungarischen Schriftstellers und Dramatikers Ödon von Horvath. Hinter dem harmlosen Titel verbirgt sich eine bittere Satire auf das „Goldene Wiener Herz". Es geht um das Schicksal einer ledigen Mutter, die in ihrer Verzweiflung in die Ausweglosigkeit einer unglücklichen kleinbürgerlichen Ehe getrieben wird. Auf der Darstellerliste stehen auch Hannerl Matz und Hans Moser.

Samstag, 9. September, 20.20 Uhr:

„Die Journalisten" — Lustspiel von Gustav Freytag.

Wahlkampf in einer deutschen Kreisstadt um die Mitte des 19. Jahrhunderts: Das ist der politische Hintergrund, vor dem der 1816 im schlesischen Kreuzburg geborene Lehrer, Journalist und Dichter Gustav Freytag seine Komödie abrollen läßt. Auf dem Umweg über eine Verlobung soll der Kandidat der liberalen Partei (Heinz Weiss) mundtot gemacht werden. — Im 2. Programm, 20.20 Uhr: „Herrscher, aufgeklärt und gefährdet." Im Rahmen ihrer Dokumentarserie „Wie die Welt regiert wird" besuchten die Mitarbeiter Peter von Zahns den Schah von Persien und Kaiserin Farah in ihrem Sommerpalast bei



Freitag: Hannerl Matz



Montag: Heinz Weiss

Teheran. Das vieltausendjährige Feudalsystem Persiens mit all seinen unglaublichen sozialen Gegensätzen geht seinem Ende entgegen. Das weiß auch der Schah. Er sieht die Lösung in einer „Revolution von oben". Er verteilt den Landbesitz seines Vaters an die armen Bauern. Wird es ihm gelingen, die Umwälzung unter Kontrolle zu halten?

Sonntag, 10. September, 9.30 Uhr:

„900 Jahre Kaiserdom zu Speyer" — Kunstgeschichte am frühen Morgen.

Vor 900 Jahren, genau auf den Tag, wurde in Speyer der Kaiserdom geweiht. Er war damals die größte Kirche der Christenheit. Acht deutsche Könige und Kaiser fanden hier im Laufe der Jahrhunderte ihre Grabstätte. Der Bericht des Südwest-Fernsehens schildert die wechselvolle Geschichte dieses gewaltigen romanischen Bauwerkes, das in den Franzosenkriegen zum Teil zerstört und in etwas entstellter Form wiederaufgebaut worden ist. Bei der erneuerten Restaurierung in den letzten fünf Jahren wurden die damals gemachten Fehler wieder beseitigt. Nun steht der Kaiserdom wieder in seiner ursprünglichen herben Würde. — Im 2. Programm um 21.00 Uhr: „Papas Krankheit" — die neuesten Erlebnisse der Familie Leitner.

Montag, 11. September, 21.55 Uhr:

„Das Maß ist voll" — eine Komödie in zwei Szenen.

Noël Coward nennt sein Bühnenstück, das nun fürs Fernsehen inszeniert wurde, eine „unangenehme Komödie", die ein bitteres Lachen erzeugen werde. Es geht um einen Mann namens Henry, der einst von seiner Frau und seiner Schwiegermutter gemeinsam in die Ehe gelockt wurde. Einen Mann, der dieser Ehe wegen in eine Tretmühle einsteigen mußte, bei einer Arbeit, die ihm nicht die geringste Freude bereitet. Jahrelang läßt er sich von den beiden Frauen geduldig quälen. Erst als die inzwischen 14jährige Tochter auch noch mithilft, ihm das Leben zu vergällen, entschließt er sich, diesen bürgerlichen Megären zu entfliehen. In der Rolle des Henry: Heinz Weiss, der damit innerhalb von drei Tagen zum zweitenmal auf dem Bildschirm zu sehen ist. Weiss, der zuletzt in Nürnberg Theater spielte, ist den Fernsehern vor allem durch seine Hauptrolle in „So weit die Füße tragen" — in bester Erinnerung.



Donnerstag: Hannes Messemer

Wer mit wem?



Ann: Ihr Prinz brachte arge Unruhe ins Elternhaus ...

Filmblondchen Ann Smyrner hat durch ihre angebliche Verlobung mit dem Prinzen Fares Hussein von Jordanien ihre Eltern in Aarhus (Dänemark) in arge Unruhe versetzt. Anns Vater Poul, der seine Tochter kennen sollte, meinte sorgenvoll: „Hoffentlich begehen die beiden nicht etwas Unüberlegtes!" Anatol kann ihn beruhigen: Die kühle Ann (ihr neuester Film heißt „Frau Cheney's Ende") hat noch nie etwas getan, was ihr als Filmschauspielerin oder als Frau zum Nachteil gereicht hätte ...

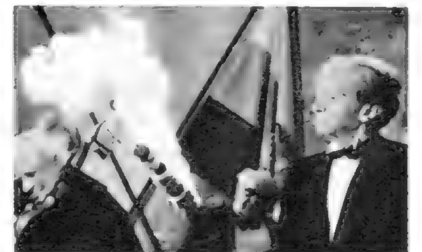
★

Propaganda für Adenauer und die nach ihm benannte Boccia-Bahn in Rom machte das Berliner Starlet Margaret Rose Keil, die sich in Italien nur Margaret Rose nennt. Sollte sie im italienischen Film zu wohlproportioniertem Starruhm gelangen, so kann man unseren Bundeskanzler jedoch nicht dafür verantwortlich machen: Auch Bismarck war ja bekanntlich an dem Erfolg der heute noch nach ihm benannten Heringe nicht persönlich beteiligt ...



Margaret Rose: in eigener Sache ...

Mit flammendem Schaschlik dirigiert Friedrich Hollaender in der Rolle eines Kapellmeisters des Ostberliner Hotels „Potemkin" den „Feuertanz von Katschaturien". Friedel behauptet, daß er diese Episode aus Freundschaft für den US-Regisseur Billie Wilder in dessen Film „Eins-zwei-drei" gratis spiele. Die Gefahr, daß Billie sich revanchiert und seinerseits eine Rolle in der nächsten Münchener Hollaender-Revue ohne Gage übernimmt, besteht zum Glück nicht.



Friedrich: Feuertanz für Billie ...

Vorsorglich ist der Emir von Kuweit: Da er nicht weiß, ob sein erwarteter Nachwuchs männlichen oder weiblichen Geschlechts sein wird, bestellte er sicherheitshalber in Paris gleich zwei Kinderwagen. Einen in Rosa, den andern in Blau. Selbstverständlich sind alle Metallteile aus 22karätigem Gold. Ein Ölkönig kann es sich einfach nicht leisten, gewöhnliches Metall in seiner Umgebung zu dulden. Nach einem Juwelier, der Kinderklappern aus Platin mit eingeschlossenen Brillanten herstellt, soll der Emir noch suchen ...

★

Hans Herbert Blatzheim rangiert als Exporteur kölnischen Dialekts gleich nach Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer. Der Kölner Gastronom und Stiefvater Romy Schneiders achtet nämlich streng darauf, daß auch in seinen ausländischen Betrieben wenigstens einige der kurz geschürzten Serviererinnen „köllsch" sprechen, z. B. im Wiener Nachtlokal „Eve". Ob das auch in dem Nachtlokal der Fall sein wird, das Hans Herbert demnächst in Honolulu eröffnet? Die Aussicht, auf der Insel Hawaii von



blumenbekränzten Hula-Hula-Tänzerinnen im Dialekt der rheinischen Fröhlichkeits-Metropole begrüßt zu werden, ist immerhin faszinierend. Oder etwa nicht?

★

Taktvolle Millionäre sind Enzo Ferrari und Gianni Agnelli: Während Enzo, Konstrukteur der schnellen Ferrari-Autos, einen Fiat aus den Werken Agnellis fährt, benutzt Agnelli einen Ferrari. Wenn dieses Beispiel Schule macht, dann kann der griechische Ölreeder Onassis schließlich auch sowjetisches Öl aus Baku transportieren. Wenigstens in seinem — Feuerzeug.

★

Auf Kassentrennung besteht Conny Froboess bei ihren privaten Beziehungen zu dem Wiener Burgschauspieler Peter Weck: Für Ferngespräche, die sie miteinander führen, zahlt



Conny und Peter: jeder die Hälfte ...

auf Connys Wunsch jeder die Hälfte. Nun will Peter, der seinen k. und k.-Charme kürzlich auf Bildschirmen beweisen konnte, auch in Wirklichkeit ein Kavalier sein. Darum legt er insgeheim Connys Fernsprechgebührenhälfte in Wiener Modellkleidern für sie an. Unter diesen Umständen sollte man der braven Froboess eigentlich wünschen, daß sie sich immer recht weit entfernt von ihrem Peter aufhält. Andernfalls würde nämlich der Bargeldanteil ihrer zärtlichen Telefonate nur für preiswerte Konfektionskleidung ausreichen . . .

★

Mit einer Säge soll Geigerkönig Helmut Zacharias die Bücher auf der obersten Reihe seiner Bibliothek halbiert haben, da die Decke seiner Villa in Ascona (Schweiz) zu niedrig ist. Mit Literaturfreund und Antiquar Leo Kock, der Helmut die wertvollen Bücher verschafft und verkauft hatte, trauern zugleich die prominenten Bewohner des Tessiner Literatenparadieses. Sie konnten jedoch bis jetzt noch nicht feststellen, ob etwa auch ein von ihnen geschriebenes Werk der „Bücherschändung" des Geigers zum Opfer fiel. Deshalb ist es auch noch nicht zu einem Boykott von Zacharias-Schallplatten gekommen...

Soviel für heute. Nächste Woche hören Sie wieder von Ihrem

Anatol Aber

BERLIN-CHARITÉ

Die Geschichte des berühmten Krankenhauses. Ein Bericht von Gerhard Jaeckel

Die Rosskur...

In diesem Heft: Fieber heilt gelähmte Glieder • Gruselige Lehren im Krankensaal • Die Angst der Doris Ritter • Wechsel über 8000 Taler • Der Kronprinz will desertieren • „Dein Sohn ist tot!" • Liebe am Pranger . . .



Die beiden Krankenwärter von Saal Nr. 26 — „Innerliche Krankheitsstube für Männer" — springen zu spät dazwischen. Das junge Mädchen hat sich schon vor Professor Eller in die Knie geworfen, krallt sich mit beiden Händen an seinem Rock fest und schreit:

„Habt doch Erbarmen, bringt unsern Vater nicht um . . ."

Die Visite stockt.

Im engen, halbdunklen Flur der Charité drängen sich Feldschere, Chirurgen und Ärzte. Teils betretene, teils mokante Gesichter. Zwischenfälle dieser Art sind nicht vorgesehen im eisernen Reglement des Königlichen Krankenhauses an der Spree. Schon gar nicht, wenn allerhöchster Besuch anwesend ist, wie an diesem Apriltag des Jahres 1730.

Alle Augen richten sich auf den blutjungen Offizier, der zur Rechten des Professors den Vorgang beobachtet, den Kronprinzen Friedrich.

„Was will diese Frau?" fragt er.

„Erkläre es Seiner Königlichen Hoheit selber", sagte Eller zu dem Mädchen.

Aber das junge Ding blickt nur angstvoll auf die vielen Männer und jammert stereotyp vor sich hin:

„Erbarmen ... bringt ihn doch nicht um . . ."

Dem Professor Eller scheint der Zwischenfall keineswegs peinlich zu sein. Lächelnd, als gäbe es keinen allerhöchsten Besuch, wendet er sich seinem Gefolge zu. „Es kann uns gar nicht oft und eindringlich genug vor Augen geführt werden, in welchem Ansehen unsere ärztliche Kunst bei der großen Masse des Volkes steht . . ."

Und dann erzählt Professor Eller, weshalb dieses junge Mädchen zu seinen Füßen sich in die streng bewachte Charité eingeschlichen hat:

Sie will ihren Vater aus den Klauen der Ärzte retten.

Der 60jährige Soldat und Invalide Moritz Fellner hat vor einem Jahr einen Schlaganfall mit rechtsseitiger Lähmung erlitten.

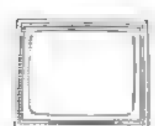
„Weil er zufällig mein Nachbar in der Friedrichstadt ist", sagt Eller, „hatte er das zweifelhafte Glück, von mir behandelt zu werden. Die Lähmung konnte ich nicht beseitigen. Das Wechselfieber, das ihn anschließend immer wieder befiel, bekämpfte ich mit Chinin. Der Mann verfiel immer mehr . . . Appetitlosigkeit,

Das Mädchen ist vor dem Krankenbett in die Knie gesunken. „Habt Erbarmen!" schluchzt sie. Kronprinz Friedrich wendet sich an Professor Eller: „Was will diese Frau?" *Zeichnung: Lotar Wendt*

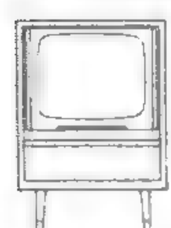
N O R D M E N D E

Automatik-Serie 1962

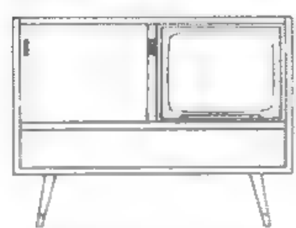
Diese neue Serie verkörpert die Erfahrung aus der Produktion von mehr als 1.000.000 Fernsehgeräten



TISCHGERÄTE	
FAVORIT	DM 968,–
PANORAMA	DM 968,–
HANSEAT	DM 998,–
KONSUL	DM 1065,–
KOMMODORE	DM 1098,–
PRÄSIDENT	DM 1175,–



STANDGERÄTE	
ROLAND	DM 1235,–
SOUVERÄN	DM 1365,–



STEREO KOMBINATIONEN	
IMPERATOR	DM 1978,–
EXQUISIT	DM 2298,–

Alle Preise gelten für Normalausführung mit 59-cm-Panorama-Großbild, betriebsfertig für UHF-Empfang. Tischgeräte auf Wunsch mit Anschraubbeinen.
Fernregler, auch mit Schnellumschaltung, DM 25,–.

Alle Geräte der Automatik-Serie 1962 sind nach den letzten Erkenntnissen der Wissenschaft und Forschung entwickelt. Sie bieten Ihnen schon heute die Technik von morgen. Die 62er-NORDMENDE-Fernsehempfänger mit 59-cm-Panorama-Großbild besitzen ein Höchstmaß an automatischem Komfort. Alle wichtigen Funktionen regeln sich selbsttätig! Einschalten - Ausschalten; mehr haben Sie nicht zu tun. Fortschrittlicher als die neuen NORDMENDE ist ein Fernsehgerät kaum noch denkbar.

Die besonderen Vorzüge der NORDMENDE-Automatik-Serie 1962:
Selbstverständlich sind alle Geräte fix und fertig für den Empfang der kommenden Fernsehprogramme (2. 3. und weitere) eingerichtet. Der magnetische Schnellumschalter bringt blitzschnell die Sendung Ihrer Wahl. Alle mit der vollelektronischen Abstimmautomatik für beide Empfangsbereiche ausgestatteten Typen besitzen eine Spezial-UHF-Antenne zum Empfang der neuen Programme. Ihr hoher Wirkungsgrad gestattet in vielen Fällen den Verzicht auf eine zusätzliche Außenantenne. Ein weiterer Vorzug ist, daß jeder neue NORDMENDE durch eine elektronische Störaustastung vor Fremdstörungen (Haushaltgeräte, Zündstörungen durch Autos, Mopeds usw.) bewahrt wird.
Die Bildqualität ist hervorragend. In den Luxusgeräten sorgt ein besonderer Kontrastverstärker für lebensechte Wiedergabe und vorzügliche Plastik. Die Farbtönung wird vom tiefsten Schwarz bis zum blendenden Weiß brillant abgestuft, so daß ein ungewöhnlich klares, gestochen scharfes Bild entsteht. Eine elektronische Raumlichtautomatik sorgt für stets gleichbleibende Bildqualität auch bei wechselnder Zimmerbeleuchtung.
Die neuen NORDMENDE sind Meisterwerke in Präzision, Bild- und Klanggüte, sie sind internationale Spitzenklasse!

NORDMENDE

BERLIN-CHARITÉ

Bleichsucht und immer wieder Fieberanfälle, immer wieder Chinin ... Der Zufall wollte, daß ich nach einer solchen Behandlung wieder einmal unseren alten Lehrmeister Hippokrates nachlas. Und da fand ich — Buch sechs, Absatz 51 und an mehreren anderen Stellen — die Anmerkung, daß sowohl Schlagfluß wie auch andere Nervenkrankheiten durch Fieber geheilt werden können ...

Es war, wie Professor Eller erklärte, wie eine Erleuchtung über ihn gekommen. Vielleicht war dieses Fieber eine Abwehrmaßnahme der Natur. Vielleicht sollte man es nicht mit Chinin niederschlagen, sondern sich austoben lassen ...

Halb mit List, halb mit Gewalt hat Professor Eller den alten Fellner in die Charité gebracht. Er hat nicht das Fieber bekämpft, sondern das verdickte, „schleimige Geblüt", welches die feinen Adern im Gehirn verstopft und die Lähmung herbeigeführt hat, mit einem Elixier zu verteilen gesucht. Daneben hat er ganz leichte Dosen von Fieberpulver angeordnet und eine kräftige, aber leicht verdauliche Diät . . .

„Wenn nicht alles täuscht", sagt Professor Eller, „wird der Invalide Moritz Fellner noch ein paar Jahre die Gnaden-Pension des Königs in Anspruch nehmen. Das Fieber nämlich hat tatsächlich die Lähmung fast geheilt. Ein ungewöhnlicher Fall . . ."

Das Mädchen hat von alldem kein Wort verstanden. Aber die ruhige Stimme des berühmten Arztes scheint die Angst von ihr genommen zu haben. Schamhaft will sie sich an dem Schwarm der Männer vorbeidrücken.

Aber Eller hält sie fest.

„Du kommst mit", sagte er.

Die Tür zu Saal Nr. 26 geht auf. Voraus geht die Räucherfrau, die einen qualmenden Kupferkessel mit desinfizierenden Kräutern schwenkt.

„Nach Euch", sagt der Kronprinz und läßt Professor Eller den Vortritt.

Sechzehn Betten stehen in dem Raum, alle einheitlich mit Strohsack, Laken, Kopfkissen und weißer Wolldecke ausgestattet. Über jedem Bett eine Nummer und eine Tafel mit Namen, Krankheit und Einlieferungsdatum.

Vor dem Bett Nr. 6 bleibt Professor Eller stehen. Ein hagerer, weißhaariger Mann richtet sich in den Kissen auf.

„Man sachte, Moritz", sagt Eller. „Hier ist deine Jüngste und will deine Leiche abholen."

Das Mädchen stürzt auf das Bett zu.

„Nanana", sagt der Alte. Mit der rechten Hand, die so lange gelähmt war, streicht er über den Scheitel der Tochter. „Sag man der Mutter, daß sie mich noch nicht los wird . . ."

„Und sag deiner Mutter auch, daß sie das Geld für die Gesundbeterin lieber sparen soll", fügt Professor Eller hinzu.

Dann tritt er ans nächste Bett. Ein neues Krankheitsbild, ein anderes Menschenschicksal, ein anderer tastender Versuch zur Therapie ...

„Das wärs für heute", sagt Professor Eller, nachdem das letzte Zimmer im zweiten Stockwerk der Charité besichtigt ist.

Der Kronprinz nickt erleichtert.

„Ich möchte gern wissen, wie viele Friedhöfe ein Arzt füllen muß, bevor er soviel von der Kunst versteht wie Ihr", sagt er altklug zu Eller.

„Nicht so viele wie ein Oberster Kriegsherr", gibt Professor Eller schlagfertig zurück.

Oberstleutnant von Rochow, Adjutant und Erzieher des Kronprinzen, tritt zu Eller und flüstert ihm etwas ins Ohr.

„Das halte ich nicht für richtig", sagt Eller.

„Aber es ist der ausdrückliche Befehl Seiner Majestät . . ."

Schrecken im 3. Stock

Professor Eller schüttelt den Kopf. Er findet es zwar durchaus in der Ordnung, daß der künftige Herrscher Preußens die Charité regelmäßig besichtigt. Soll der junge Herr nur erfahren, was Elend ist und was ärztliche Kunst dagegen vermag.

Aber den jungen Menschen nun auch ins dritte Stockwerk zu führen, das geht dem Professor Eller zu weit. Denn dort oben hausen die elendsten Kranken der Charité in strenger Isolierung. Dort führt er mit seinen Helfern einen fast aussichtslosen Kampf gegen die heimtückischste, verheerendste aller Seuchen — gegen die Geschlechtskrankheiten. Schlimm genug, wenn die Ärzte und Pfleger täglich den grausigen Anblick dieser Kranken ertragen müssen. Aber ein junger Mensch, ein leicht zu beeindruckendes Gemüt . . .

Das hält Professor Eller dem Oberstleutnant v. Rochow vor. Doch für den gilt nur der Befehl des Königs.

Und der König, das weiß Rochow nur zu gut, hat allen Grund, seinen Sprößling mit den Schrecken dieser Krankheit bekannt zu machen. Denn Kronprinz Fritz ist in schlechte Gesellschaft geraten. Mit seinen Freunden, den Leutnants v. Katte und v. Keith, stürzt er sich immer wieder in neue Abenteuer. Und nicht immer gerät er dabei an die besten Adressen.

Es bleibt also dabei, das dritte Stockwerk wird besichtigt.

Kronprinz Fritz muß die Elendsgestalten betrachten, eine nach der anderen. Er darf die Augen nicht schließen vor den zerfressenen, zur Fratze entstellten Gesichtern. Er muß ihr Gefluche und ihr Stöhnen anhören und ihren Gestank atmen, während Professor Eller die Krankengeschichten, die Symptome und die therapeutischen Maßnahmen erläutert.

Zum erstenmal sieht Oberstleutant v. Rochow seinen Zögling erbleichen.

Aber viel später erst wird Kronprinz Fritz seinem Vater für diese fürchterliche Lehre danken. Denn jetzt, im Frühjahr 1730, weiß er noch nicht, daß diese Krankheit nicht nur Arme und Dumme trifft, sondern alle — hoch und niedrig, arm und reich. Um das zu begreifen, muß er erst selber am Abgrund stehen . . .

Ein Abgrund, zu dem ein recht kurzer Weg führen soll. Ein Weg voller Schicksalsschläge, voller Verzweiflung.

Doch nichts von alledem zeichnet sich jetzt, im Frühjahr und Sommer 1730, ab. Friedrich lebt im Gefühl einer zärtlichen Liebe zu der knapp 17jährigen Kantorstochter Doris Ritter. Eine Liebe, an der dieses junge Mädchen zerbrechen wird. Eine Liebe, die Friedrich Zeit seines Lebens zum scheinbar gefühllosen Zyniker machen wird . . .

Die letzte Nacht

Von der Heiligen-Geist-Kirche schlägt es Mitternacht, und noch immer hat Doris Ritter kein Auge zugetan — seit in der Abenddämmerung drüben im Haus des Leutnants von Ingersleben ein Licht im Dachbodenfenster aufleuchtete.

Der Besucher, der ihr auf diese Weise angekündigt wird, ist der achtzehnjährige Oberst und Kronprinz Friedrich von Preußen. Seit Ende des letzten Jahres ist er mit Doris Ritter, der einzigen Tochter des verwitweten Kantors Ritter in Potsdam, befreundet.

Heute, am 13. Juli 1730, ist Doris fest entschlossen: Es muß Schluß sein zwischen ihr und Fritz, ehe sie ihm rettungslos verfallen ist.

Aber ist es nicht schon zu spät dazu?

Eine wilde Unruhe hat Doris ergriffen, als es neun Uhr schlug und Fritz noch immer nicht da war. Gegen zehn war drüben vor dem Haus von Ingersleben ein Reiter angaloppiert und hatte sein Pferd in den Stall geführt.

Und noch immer brennt drüben das Licht.

Doris fühlt ihr Herz bis zum Hals herauf schlagen. Zum erstenmal ist ihr unheimlich allein in dem großen Haus. Das Warten, die Stille, die Sehnsucht . . .

Nur das?

Es liegt etwas Drohendes, Bedrückendes über der Stadt Potsdam in jenem Jahr 1730. Im Januar hat man eine Verschwörung in der Riesen-Garde des Königs aufgedeckt. Vierzig Mann wollten Potsdam an allen vier Ecken anzünden, damit der König in den Flammen umkommen sollte. Den Rädelsführern hatte man Nasen und Ohren abgeschnitten.

Doch die Empörung schwelt weiter. Sogar Kronprinz Fritz, flüstert man, sei gegen den König verschworen.

Daß Fritz seinen Vater haßt, das weiß Doris, obwohl er selbst nie ein Wort darüber zu ihr verliert. Aber Ingersleben hat ihr erzählt, welch furchtbare Szene sich erst kürzlich wieder zwischen den beiden abgespielt hat.

Es war in Mühlberg in Sachsen. König August hatte den Preußenkönig nebst Sohn zu einem glanzvollen Manöver geladen, mit anschließendem Gala-Diner.

Und vor Fürsten, Generalen und Offizieren aus ganz Europa hatte sich folgende Szene abgespielt:

„Tölpel, Idiot", hatte sein Vater laut geschimpft, als Fritz eine Gabel herabgefallen war.

Verwirrt hatte Kronprinz Fritz sich nach der Gabel gebückt. Worauf sein Vater ihn an den Haaren hochgezogen, ihn am Kopf hin und her geschüttelt und ihn links und rechts geohrfeigt hatte.

Auf der Rückfahrt nach Berlin hatte der Alte dann grausam gestichelt:

„Hätte mein Vater mich so behandelt, wäre ich davongelaufen oder hätte mich totgeschossen. Aber dir kann man alles bieten. Du hast ja weder Ehre noch Mut im Leibe ..."

Heiße Wut steigt in Doris hoch, wenn sie daran denkt. Sie starrt ins Dunkel und haßt den König.

Plötzlich fährt sie hoch. Ein feines Klirren an der Fensterscheibe. Ein Steinchen, das dagegengeworfen wurde. Doris blickt hinaus und — rennt wie im Taumel die Treppe hinunter.

Noch als sie den Haustür-Schlüssel umdreht, ist sie entschlossen, daß Kronprinz Fritz diesmal die Schwelle ihres Zimmers nicht übertreten soll. Zögernd öffnete sie die Tür. Nur einen Spalt breit, nur daß sie noch einmal sein Gesicht sehen kann ...

Doch auch das ist schon zu viel ...

Mit einem Satz ist er bei ihr, drückt die Tür hinter sich ins Schloß, zieht sie die schmale Treppe hinauf. Kein Wort, weshalb er so spät kommt. Dafür eine heiße, hemmungslose Leidenschaft, gegen die kein Wehren hilft und kein guter Vorsatz ...

Erst als er eine Stunde vor Morgengrauen hastig aufbricht, gesteht Fritz, daß er morgen schon wieder abreisen muß. Der König unternimmt eine große Reise durch Süddeutschland und an den Rhein. Im letzten Augenblick hat er entschieden, daß der Kronprinz ihn begleiten soll. Sechs Wochen werden sie wegbleiben.

Sechs Wochen ... Vor Doris Ritter liegen sie wie eine Ewigkeit. Dabei hat sie noch keine leise Ahnung, daß in dieser Nacht bereits ihr Liebesidyll im Begriffe ist, zur Tragödie zu werden.

Mißhandlungen und Schulden

Der Reiter, den Doris in der Nacht gehört hatte, war Leutnant Hans Hermann Katte vom Gardereiter-Regiment *Gens d'Armes* in Berlin, Fritzens intimster Freund. Fritz hat ihn eiligst nach Potsdam kommen lassen, als er von der bevorstehenden Reise erfuhr.

Beim König, so hat Fritz dem Freund erklärt, fühle er sich seines Lebens nicht mehr sicher. Er kann die Mißhandlungen nicht mehr ertragen. Außerdem hat er gewaltige Schulden. Er hat für 8000 Taler Wechsel unterschrieben, und die Gläubiger drängen. Wenn der König davon erfährt, ist die Wirkung leicht auszumalen, nachdem der Alte erst vor ein paar Monaten unter gewaltigem Krach 7000 Taler für Fritz geblecht hat.

Er wird also fliehen.

„Wohin?" fragt Katte.

Das weiß Fritz selber noch nicht. Er hat bei seinem Onkel, dem König von England, um Asyl gebeten, aber der hat ihn beschworen, zu bleiben, wo er ist. Denn sonst würde König Friedrich Wilhelm „Europa an allen vier Ecken in Flammen aufgehen lassen".

Aber wohin dann?

„Am besten zunächst nach Paris oder Holland", meint Fritz. Die Hauptsache für ihn ist, daß Katte mitmachen wird. Der überlegt keine Sekunde und sagt ja.

Katte soll in den nächsten Tagen für sein Regiment auf Rekruten-Werbung gehen. Bei der Gelegenheit kann er unauffällig verschwinden. Über den Treffpunkt wird Fritz ihm von unterwegs Näheres mitteilen. 3000 Taler bares Geld, das Fritz für die Flucht gespart hat, übergibt er Katte, weil er selbst vom Vater ständig bespitzelt wird.

So stehen die Dinge, als Kronprinz

BERLIN-CHARITÉ

Fritz Doris verläßt und durch den grauenden Morgen zum Schloß schleicht ...

Am nächsten Tag bricht die Wagenkolonne des König von Preußen auf. Jetzt, wo er die Freiheit wittert, wird dem Kronprinz jede Minute mit dem Vater zur Höllenqual. Der Alte hat ihn nur mitgenommen, um ihn unter der Fuchtel zu haben. Vielleicht ahnt er auch, daß Fritz fliehen will. Jedenfalls weichen die Adjutanten Oberst v. Rochow und Oberst v. Waldow ihm nicht von der Seite.

Am 23. Juli erhält Friedrich in Ansbach einen Brief von Katte. Aber schlechte Nachricht: Der Freund bekommt keinen Werbe-Urlaub. Er rät, die Flucht zu verschieben, bis die Reisegesellschaft in Wesel am Niederrhein ist. Von dort ist es nur ein Katzensprung nach Holland.

Fritz verbrennt den Brief und schreibt an Katte zurück, er werde auf jeden Fall noch aus Süddeutschland fliehen. Katte soll so bald wie möglich nach Den Haag nachkommen, und dort nach einem Grafen d'Alberville fragen. Unter diesem Namen wolle er reisen.

Mit gleicher Post schreibt Fritz an Leutnant Keith in Wesel. Das ist sein zweiter Busenfreund. Auch Keith soll nach Den Haag gehen und dort auf ihn warten.

In seiner Hetze adressiert Fritz den Brief an Katte falsch. Er schreibt: „An Lieutenant v. Katte, über Nürnberg" und vergißt den Bestimmungsort Berlin. So wird der Brief nach Irrwegen zu einem Rittmeister von Katte gelangen, der als preußischer Werbeoffizier in Erlangen sitzt ...

„Du schändlicher Deserteur!"

31. Juli: Augsburg.

Ohne Helfershelfer, merkt Fritz, kommt er nicht weiter. Er macht sich an den Leib-Pagen seines Vaters heran, den jüngeren Bruder seines Busenfreunds Keith. Den jungen Pagen bittet er, Pferde zu besorgen. Dann besorgt Friedrich Mäntel und Tuche, um daraus für sich und den Pagen Zivilkleider machen zu lassen.

Aber der König ändert spontan das Reiseziel. Man ist noch zu weit weg vom Rhein, über den man fliehen könnte. Und zu viele Aufpasser achten auf jede Bewegung des Kronprinzen.

„Dein Wagen ist schwerer als meiner, du fährst voraus", befiehlt der König am Morgen des 5. August 1730 zwischen Heilbronn und Mannheim. Aber Fritz trödelt fast eine Stunde, so daß der König früher aufbricht, ohne zu merken, daß Fritz noch da ist.

Um 8 Uhr kommt er in Mannheim an. Kein kronprinzlicher Wagen weit und breit.

Der König wird totenblaß.

Einem schlägt furchtbar das Gewissen — dem Pagen Keith. Er wirft sich dem König zu Füßen, er schluchzt und gesteht den mißglückten Fluchtplan.

Kurz darauf wird das Eintreffen des Kronprinzen gemeldet. Und nun zeigt König Friedrich Wilhelm, daß er nicht nur toben kann. Er befiehlt Keith, eisern zu schweigen.

8. August: Frankfurt a. M.

Am Main-Kai liegt eine Jacht zur Fahrt nach Bonn bereit, wo der Kurfürst von Köln die preußischen Gäste erwartet.

Für den König ist ein Sack mit Kurierpost gekommen. Er sitzt im Heck des Schiffes und studiert Brief für Brief.

Kronprinz Fritz füttert am Bug Möwen.

Unter den Briefen ist einer von Rittmeister v. Katte in Erlangen. Der Umschlag enthält einen zweiten Brief, adressiert in der Handschrift des Kronprinzen:

„An Lieutenant v. Katte, über Nürnberg."

Umständlich reißt der König ihn auf, liest. Und plötzlich springt er mit einem Schrei hoch. Er schwingt seinen derben Krückstock, rennt zum Bug, stürzt sich auf den Kronprinzen. Blind schlägt er zu, über den Schädel, über die Nase. Bis die Offiziere den Kronprinzen in Sicherheit bringen.

Der König verfügt, daß sein Sohn auf der Festung Wesel gefangengehalten wird. Dann wird bekannt, daß Leutnant Keith, Fritzens Busenfreund, seit dem 6. August aus der Garnison verschwunden ist.

Fritz lächelt zum erstenmal seit Tagen, als er das hört. Der König aber schickt sofort einen Oberst nach Holland. Der soll sich dort als Graf d'Alberville ausgeben und den Deserteur überwältigen, wenn er auf den Leim geht.

Dann läßt sich der König auf der Kommandantur den gefangenen Sohn vorführen.

„Warum hast du desertieren wollen?" fährt er ihn an. „Du bist ein schändlicher Deserteur, du hast weder Ehre im Leib noch ein Herz!"

„Ich habe soviel Ehre wie Ihr! Ich habe nur getan, was Ihr an meiner Stelle längst getan hättet, wie Ihr mir mehr als hundertmal gesagt habt ..."

Gefälschte und echte Briefe

Drei Tage später.

In Schloß und Park Monbijou in Berlin glühen Lampions, schwebt heitere Tanzmusik über einer ausgelassenen Gesellschaft von Prinzessinnen, Prinzen, Hofdamen und Kavalieren. Der König von Preußen ist weit weg, und so feiern Familie und Hof den 43. Geburtstag des Tyrannen nach ihrem Geschmack ...

Die füllige Königin Sophie Dorothee strahlt. Als die Stimmung einmal abzuflauen droht, tritt sie ans Klavier und singt ein gewagtes französisches Lied.

Am nächsten Morgen erhält die Königin einen Brief ihres Mannes:

Ich habe den Schurken Fritz arretieren lassen. Ich werde ihn behandeln, wie seine Unthat und Schlechtigkeit es verdienen. Ich erkenne ihn nicht mehr für meinen Sohn an. Ein solcher elender Mensch ist nicht mehr werth zu leben!"

Die Königin ist einem Zusammenbruch nahe. Aber es bleibt keine Zeit zum Weinen und Wehklagen. Noch am selben Vormittag geben maskierte Männer bei einer Hofdame eine schwere Kiste für die Königin ab. Prinzessin Wilhelmine erkennt die Brieftruhe ihres Bruders Fritz. Diese Kiste kann nur Briefschaften des Kronprinzen enthalten. Also Briefe von seiner Mutter, von seiner Schwester, vom englischen Königshof und fremden Gesandten. In diesen Briefen spiegelt sich das ganze Intrigen-Spiel, das in den letzten Jahren hinter dem Rücken des Königs abgerollt ist — inszeniert von seiner Frau, von seinen Kindern.

Wenn dem König diese Briefe in die Hände fallen, sind sie alle verloren.

Prinzessin Wilhelmine hat die rettende Idee:

Man muß alle verfänglichen Briefe herausnehmen, verbrennen und durch neue, harmlose ersetzen.

Vorsichtig löst man das Siegel ab, bricht das Vorhängeschloß auf. Vier Tage und vier Nächte lang schreiben die beiden, die Königin und ihre älteste Tochter, Briefe über Briefe.

Unter den Dokumenten, die sie als harmlos in der Kiste lassen, ist ein Bündel von kleinen Zetteln, die alle mit „D" oder „Doris" unterzeichnet sind. Schwärmerische Liebesworte in steifer Jungmädchenschrift.

Niemand weiß, wer diese „Doris" sein könnte.

Der König will Rache

„Dein Sohn ist tot!" Mit diesen Worten stürmt der König am 27. August in den Salon der Königin. Sie erwartet ihn, umgeben von ihren Kindern. Auf dem Schoß hält sie das Jüngste, den vier Monate alten August Ferdinand.

„Ihr solltet zum Mörder Eures Sohnes geworden sein?" bringt die Königin mühsam hervor.

„Er war nicht mehr mein Sohn, sondern ein Deserteur und hatte den Tod verdient", setzt der König das grausame Spiel fort.

Die Königin hört ihn nicht mehr. Sie ist ohnmächtig geworden.

„Wo sind die Briefe?" brüllt der König. Denn Katte hat inzwischen die Existenz des Briefkoffers gestanden.

Er wird herbeigeschleppt. Der König selbst bricht das Schloß auf. Gierig stürzt er sich über die Briefstapel. Er ist fest überzeugt, den Beweis für einen von England angezettelten Anschlag auf seine Krone und sein Leben zu finden. Seine Wut wird zur Raserei, als er nichts findet als Hoftratsch und Mode-Gequatsche ...

Plötzlich brüllt er auf: „Wer ist Doris?"

Überzeugt, auf die Schlüsselfigur der Verschwörung gestoßen zu sein, ordnet der König eine systematische Untersuchung an.

Zuerst erscheint der General-Chirurg Brandhorst mit der Potsdamer Schloß-Hebamme Fräulein Nolte im verdächtigen Kantor-Haus am Kanal. Tags darauf führen ein Unteroffizier vom Leibregiment und zehn Mann Bürgerwache Doris zum Potsdamer Rathaus. Aus Berlin ist eine hohe Kommission erschienen, Generale und Untersuchungsrichter. Fast einen Tag lang steht Doris im Kreuzfeuer der Fragen.

Stockend, unter Tränen, erklärt Doris, was für immer ihr und Fritzens Geheimnis hatte bleiben sollen. Sie gibt sich selbst preis, um zu beweisen, daß Fritz kein Komplott gegen seinen Vater geschmiedet hat — jedenfalls nicht bei ihr und mit ihr.

Aber Geschenke habe sie doch von ihm bekommen.

Doris quält ihr Gedächtnis ... „Einmal zehn Doppel-Dukaten ... einmal elf ... dann einen Schlafrock von blauer Seide ..."

„Das kann doch nicht alles sein", sagt einer der Richter. Schließlich weiß man inzwischen, daß der Kronprinz in den wenigen Monaten, seit er die Kantors-Tochter kennt, 8000 Taler Schulden gemacht hat ...

„Nein ... ein paarmal schickte er mir Seidenbänder, mit Silberblumen bestickt ..."

„Schickte er?"

„Ja, immer durch den Leutnant von Ingersleben", sagt Doris.

Eine halbe Stunde später sitzt auch Leutnant Johann Ludwig von Ingersleben hinter Schloß und Riegel.

Am 6. September 1730 liegt das magere Ergebnis des Verhörs vor dem König.

„Die Hure lügt", knurrt er verbissen. Er diktiert eine Kabinettsorder:

Seine Königliche Majestät befehlen dem Hofrat Klinte, daß er morgen die in Arrest allhier sitzende Kantors-Tochter vom gemeinen Henker soll auspeitschen lassen und soll dieselbe alsdann ewig nach Spandau in das Spinnhaus gebracht werden. Erstlich soll dieselbe vor dem Rat-Hause gepeitscht werden, hernach vor des Vaters Hause, und dann auf allen Ecken der Stadt.

Narben fürs ganze Leben

Am 7. September in den Vormittagsstunden tritt Doris, in ein graues, langes Hemd gekleidet, ihren furchtbaren Gang an.

Hunderte drängen sich vor dem Rathaus. Bürgerwacht kann nur mühsam den Raum um den Schandpfahl frei halten. Die Auspeitschung eines Kronprinzen-Liebchens erlebt man nicht alle Tage.

Über die grausame Exekution werden später widerspruchsvolle Berichte gegeben. Die einen behaupten, Doris sei schon am Schandpfahl vor dem Rathaus ohnmächtig zusammengebrochen. Andere wollen gesehen haben, daß sie alle Stationen ihrer Marter voll habe auskosten müssen. Kein Schmerzenslaut sei über ihre Lippen gekommen.

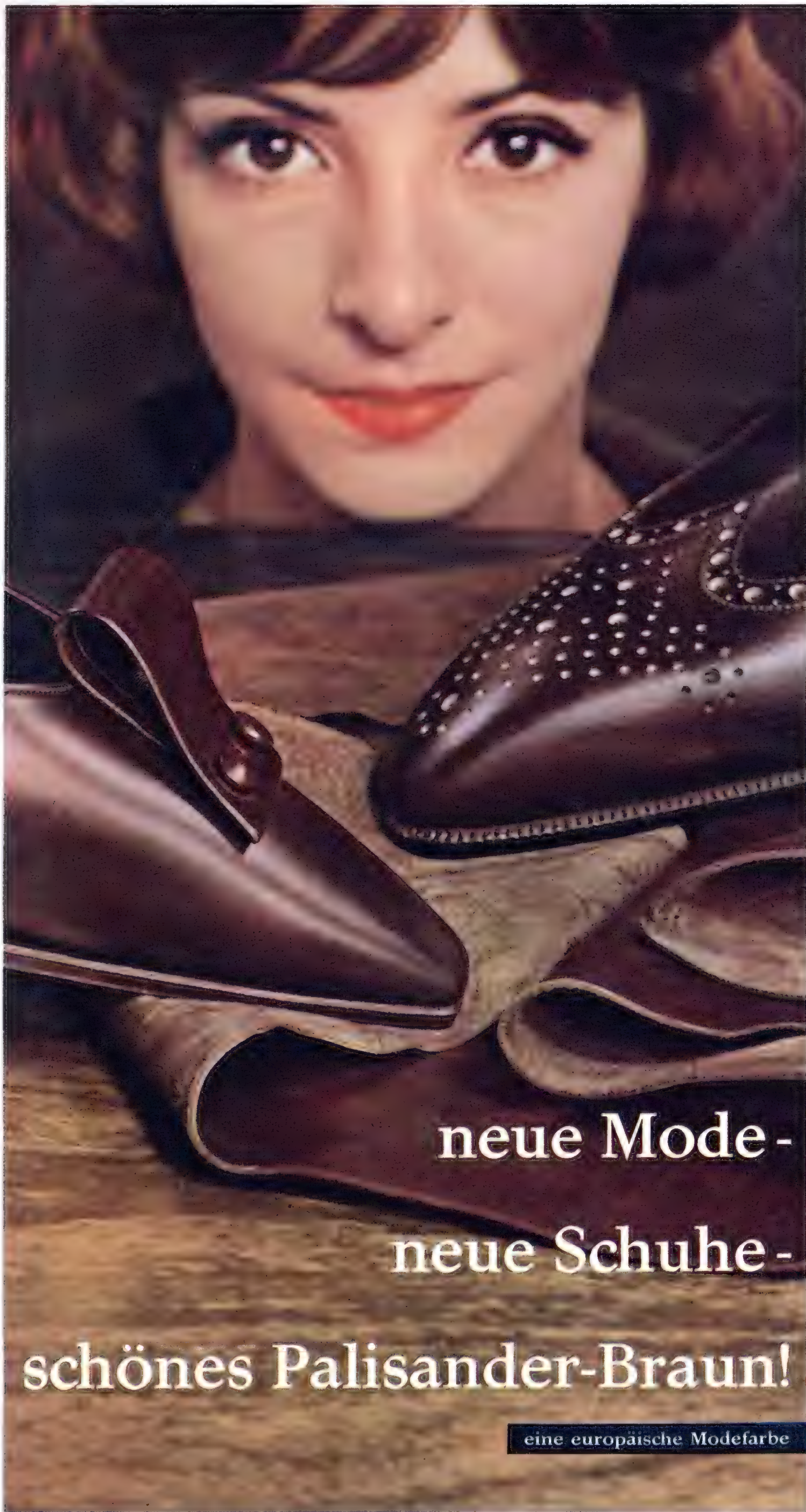
Dann senkt sich Vergessenheit über Doris Ritter. Im Geheimen Preußischen Staatsarchiv gibt eine knappe Notiz Auskunft über ihr Schicksal: Am 11. Juli 1733 bittet der „gewesene Rector Ritter aus Potsdam" — also auch den Vater traf die Rache des Königs — um „Loslassung seiner Tochter nach dreijähriger Haft".

„Gut", hat der König in seiner unförmigen Klaue auf das Gesuch geschrieben.

Neben der grausigen Hinrichtung seines Freundes Hans Hermann Katte — er wurde am 6. November 1730 vor den Augen des Kronprinzen enthauptet — hat das Erlebnis mit Doris Ritter die tiefsten Spuren im Charakter des jungen und späteren „Alten Fritz" hinterlassen.

Doris ist das letzte weibliche Wesen, an das er sein Herz gehängt hat. Dann

---



BERLIN-
CHARITÉ

kam ihr grausiges Ende. Sein sensibles Gemüt, seine leicht erregte Phantasie erleben jede Station ihres Weges mit, lassen ihn jeden Peitschenhieb des Henkers selbst fühlen. Wenn das der Preis für Liebe ist, dann muß die Liebe etwas Furchtbares sein, dann darf es nie wieder Liebe in seinem Leben geben . . . Geistreiche Frauen — bis an sein Lebensende begleiten sie ihn. Sinnliche Frauen — niemals hört er auf, sich für sie zu begeistern. Aber Liebe?

Es beginnt jene wilde, zügellose Epoche seines Lebens, in der aus dem seelisch Gebrandmarkten auch ein körperlich Gezeichneter wird . . .

Liebelei mit Eleonore

Ob die schöne, mit dem Kronprinzen Fritz über zahllose Ecken verwandte Eleonore von Wreech schon zu dieser neuen Epoche gehört, darüber haben sich die Gelehrten lange gestritten.

Er begegnet ihr im Spätsommer 1731.

Ein Jahr strenger Haft in der Festung Küstrin liegt hinter ihm. Jetzt darf er sich freier bewegen. Als Rechnungsrat der Domänen-Verwaltung Küstrin besichtigt er die Güter in der Umgebung.

Statt der Uniform trägt er einen dunkelbraunen, bürgerlichen Rock. Aber die strahlenden Augen, den Charme, den schnellen Witz und den scharfen Geist konnte man ihm nicht abreißen wie die Offizierstressen. Und so verfällt ihm die Gutsherrin von Tamsel im Warthebruch, Eleonore von Wreech.

Sie ist 23 Jahre alt, seit acht Jahren verheiratet mit einem jetzt fünfzigjährigen Oberst. Ihr Mann widmet sich mehr seinem Regiment als dem Gut und der jungen, von Leben und Geist sprühenden Frau.

Feststeht, daß im Frühjahr 1732 König Friedrich Wilhelm seinen Staatsminister von Grumbkow beiseite nimmt und erklärt:

„Mein Fritz hat der Wreechin zu einem Kindlein verholfen . . . Der Gatte sagt allerdings, daß er ihn nicht als den Vater anerkennen werde."

Überrascht stellt Minister von Grumbkow fest, daß Seine Majestät ziemlich viel Spaß an der Sache zu haben scheint. König Friedrich Wilhelm will unbedingt einen Enkel und Thronerben sehen, bevor er von dieser Erde abkratzt, wie er sich auszudrücken pflegt. Daher hat er beschlossen, seinen unbändigen Sohn zu verheiraten. Er hat auch schon eine Braut für ihn, eine Prinzessin von Braunschweig-Bevern.

„Ja, will denn der Kronprinz die Bevernsche Prinzessin heiraten?" wendet Grumbkow vorsichtig ein.

„Er ist begeistert", prahlt Friedrich Wilhelm.

Nur mühsam kann Grumbkow sein Gesicht wahren. Denn er weiß es anders.

Wie der Kronprinz über die Heirat denkt, zeigt ein Brief vom 4. September 1732:

Man will mich mit Stockschlägen verliebt machen, aber unglücklicherweise habe ich keine Esels-Natur und fürchte, man wird keinen Erfolg haben. Ich liebe die Frauen, aber auf eine sehr flüchtige Art. Ich will nur das Vergnügen, im übrigen sind sie mir gleichgültig. Ich werde mein Wort halten und werde heiraten. Aber damit ist dann auch Schluß, dann heißt es: Hat mich sehr gefreut, Madame, gute Reise . . .

Im übrigen genießt Fritz das Leben in vollen, gierigen Zügen. Seit April 1732 trägt er wieder Uniform. Sein Regiment liegt in Ruppin. Und im kleinen Palais an der Stadtmauer geht es hoch her.

Da wird Theater gespielt, musiziert, getanzt und geliebt. Für weibliche Gesellschaft sorgt Karl Friedrich von Natzmer, der Kammerjunker und Busenfreund. Hübsch müssen die Damen sein, lustig und auf keinen Fall prüde.

Im Morgengrauen, wenn die Köpfe benebelt und die letzten Gläser an den Wänden zerschellt sind, zieht die Gesellschaft durchs Städtchen. Da werden Kaufleuten, die keinen Kredit mehr geben wollen, die Fenster zerteppert, da fliegen dem Pastor Knallfrösche und Schwärmer ins Schlafzimmer, da steigt

Kronprinz Fritz auf der Leiter zum Kammerfenster einer Glasertochter hinauf.

Weniger Umstände macht eine Köhlerstochter, die der Kronprinz eines Tages rußverschmiert beim Meiler ihres Vaters trifft. Er badet sie eigenhändig im See. „Diana vom Kalksee" nennt er sie oder auch „Bine", denn sie hat den hübschen Namen Sabine Schott. Später, als König, wird Fritz ihr ein schönes Gut schenken, das er selbst „Binenwalde" tauft . . .

„So eine Dorf-Nymphe, die nach Knoblauch duftet, ist mir lieber als die Komteß Dönhoff mit ihrem gezierten Getue", gesteht Friedrich dem Minister v. Grumbkow.

Aber auch Dorf-Nymphen scheinen ins Geld zu gehen. Ewig ist Ebbe in der kronprinzlichen Kasse. Die Botschafter von Österreich, Sachsen und Rußland können ein Lied davon singen, denn er pumpt sie reihum an.

„O Eitelkeit, o Prahlerei . . ."

General v. Schulenburg, ein Vertrauter des Königs, redet dem Kronprinzen ernst ins Gewissen.

„Ein solcher Lebenswandel kann Sie fürs Leben ruinieren. Denken Sie an die Gefahren für Ihre Gesundheit!"

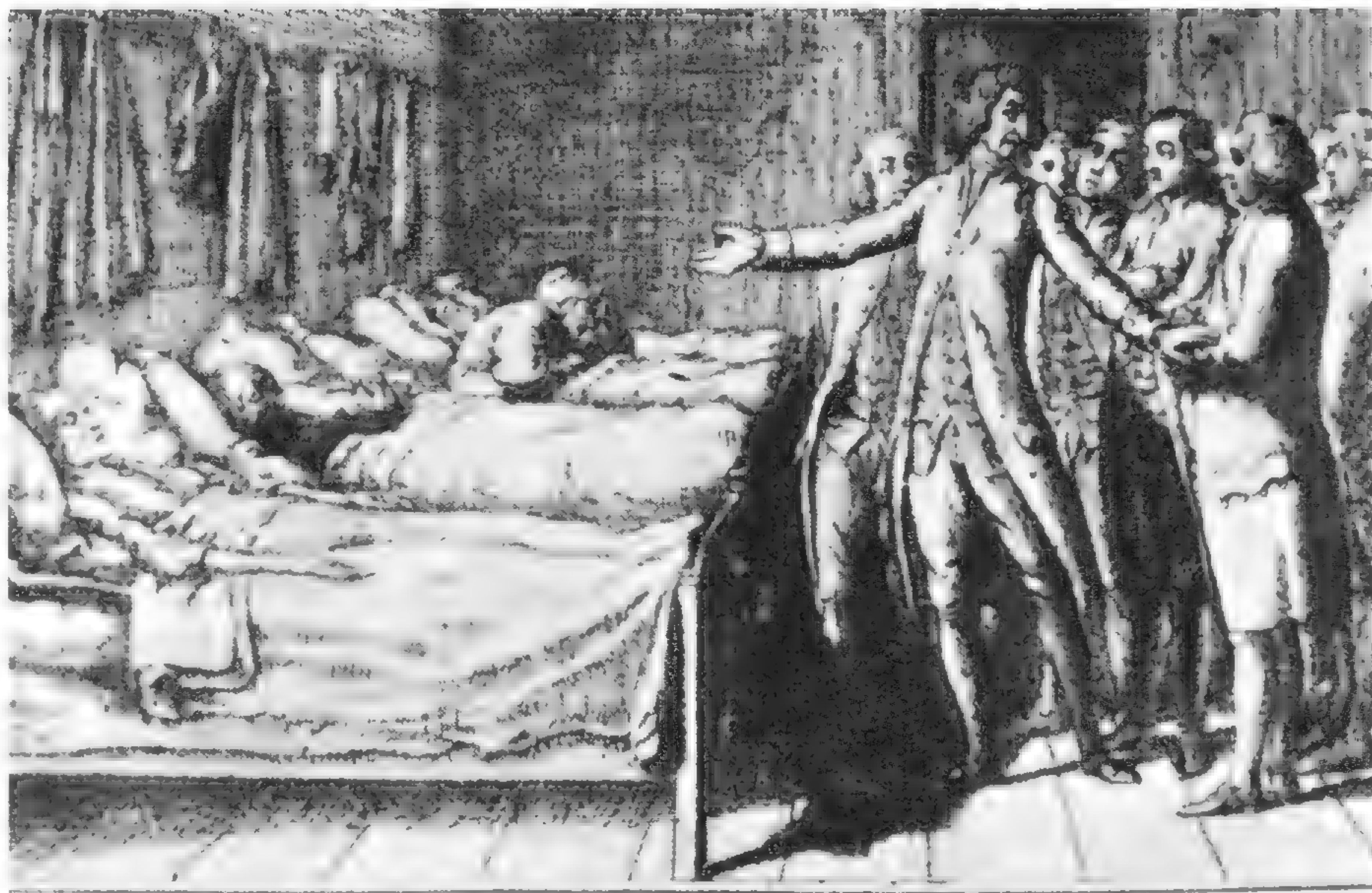
„Was wollen Sie", sagt Fritz von oben herab. „Wenn ich mich wirklich mal anstecke, das heilt Doktor Eller im Handumdrehen."

Kopfschüttelnd wendet der General sich ab. Hat der Kronprinz denn alles vergessen, was er damals im dritten Stockwerk der Charité gesehen hat? Die zerfressenen Gesichter, die Menschenwracks, denen keine Quecksilber-Kur mehr helfen kann . . .

Doch im Frühjahr 1734 wird Kronprinz Fritz mit Gewalt daran erinnert. Ganz plötzlich wird ihm klar, daß er sie hat – diese Krankheit. Und es sind nur noch ein paar Wochen bis zu seiner Hochzeit . . .

Soll er sich an Dr. Eller wenden? Der Gedanke allein ist ihm furchtbar.

Außerdem müßte er sich bei Dr. Eller der sogenannten „Speichel-Kur" unterwerfen. Das würde heißen, daß er wochenlang bei gleichmäßiger Wärme im verschlossenen Zimmer zubringen müßte, auf strengste Diät gesetzt, mit täglichen umständlichen Anwendungen von Quecksilber, um den — wie man sich damals vorstellte — „reinigenden Speichelfluß" zu erzielen.



Visite in einer Krankenstube der Charité im 18. Jahrhundert: Professor Eller demonstriert Zivilärzten und Militär-Chirurgen seine Fälle . . .

Er könnte keinen Dienst beim Regiment machen, müßte sich beim König krank melden. Und es würde keine Woche dauern, bis der König durch seine Spitzel über die wahre Natur seiner Krankheit im Bilde wäre. Eine neue Katastrophe wäre unvermeidlich . . .

In seiner Verzweiflung vertraut er sich seinem Vetter, dem Prinzen Heinrich von Brandenburg-Schwedt, an.

Der stimmt eine meckernde Lache an. Solche Kümmerchen kennt er, denn er unterhält auf dem Gut Malchow im Norden Berlins einen regelrechten Harem. Da kommt es öfter zu kleinen Unglücksfällen, und ein Arzt ist ständig zur Hand.

Da Prinz Heinrich sowieso ständiger Gast bei den Ruppiner Orgien ist, fällt es nicht weiter auf, daß er seinen Wunder-Doktor gleich mitbringt.

Wie dieser Arzt heißt, ob er jemals studiert hat oder aus der riesigen Gilde der Quacksalber und Scharlatane stammt — niemand weiß es. Spätere Historiker, denen diese Geschichte nicht in das heroische Bild vom großen Preußenkönig paßt, werden deshalb seine Existenz einfach bestreiten. Aber bei den brandenburgisch-preußischen Kavalieren jener Zeit ist der „Doktor von Malchow" bestens bekannt, bei ihnen erfreut er sich regen Zuspruchs.

Und auch über die Kur, mit der er seine Patienten auf eine weniger qualvolle und raschere Art zu „heilen" verspricht, tappen wir durchaus nicht im Dunkeln. Der Nachfolger des Professors Eller an der Charité, Dr. Samuel Scharrschmidt, äußert sich bitterböse darüber in den von ihm herausgegebenen „Medicinischen und Chirurgischen Berlinischen wöchentlichen Nachrichten":

Einige Autoren raten, um die Krankheit gleich in der ersten Geburt zu ersticken, die Injektionen an, und zwar solche, die eine Kraft besitzen, das venerische Gift zu dämpfen und so zu vermindern, daß es seine irritierende und fressende Eigenschaft verliere und folglich ohne schädliche Wirkung weggespült werde . . .

Es wird davon gerühmet, daß einer durch den fleißigen Gebrauch solcher Injektion binnen 3, höchstens 5 Tagen vollkommen wieder von der Krankheit befreiet werden müßte.

Das verspricht auch der Doktor von Malchow dem Kronprinzen Fritz. Und nach wenigen Tagen schon fühlt der Patient auch tatsächlich keine Beschwerden mehr.

Wie es sich jedoch in Wirklichkeit mit der „Heilung" verhält, sagt Dr. Samuel Scharrschmidt, der den Kronprinzen und späteren König Fritz oft behandelt hat:

O Eitelkeit, o große Prahlerei! Es ist, mit Ehren zu melden, erstunken und erlogen. In meiner Praxis habe ich mir alle Mühe von der Welt gegeben, eine so viel wie möglich geschwinde Cur anzubringen. Aber soll ich aufrichtig anzeigen, was für Wirkungen ich wahrgenommen, so haben diejenigen, die innerlich nichts weiter als erwähnte Injektionen gebraucht, ihre Krankheit später nur noch stärker bekommen, und man hat Mühe gehabt, durch innerliche Mittel derselben abzuhelfen . . .

Der Doktor von Malchow aber erklärt lächelnd:

„Sie sind vollkommen geheilt, Königliche Hoheit. Sie können mit ruhigem Gewissen heiraten . . ."

Im nächsten Heft:

Staatsgeheimnis Nummer 1



Die QUICK-Kurzgeschichte

Dan Howler hatte mich vom Büro abgeholt, und wir waren, ohne zu reden, durch die heißen und staubigen Straßen zum Hafen gegangen.

Ich hatte es vermieden, Dan anzusehen, und erst als wir zwischen den Kisten und Ballen auf dem Kai vor der Gangway des Schiffes standen, sagte er:

„Sie haben mir das Leben gerettet, Pieter. Ich möchte was für Sie tun."

Ich saß auf einer Kiste und rauchte und hatte die Hände in den Taschen. Die Sonne brannte vom Himmel.

„Nicht nötig, Dan."

„Was halten Sie von fünfzigtausend?"

Ich stand auf und spuckte die Zigarette aus. Er sollte nicht soviel reden und sein Leben nicht nach Geld bewerten.

Diana Howler lehnte oben an der Reling und sah zu uns herunter.

„Also, dann alles Gute." Dan gab mir die Hand. Aber er blieb stehen ... und ich sah zu Diana hinauf. Ich sah, wie ihr Haar in der Brise wie eine Löwenmähne wehte. Genauso wie damals ...

★

Damals standen unsere Zelte spitzgieblig und grün auf der Helle des Sandes am Fuße des Ngorongoro. Dan Howler war vom Camp herübergekommen. Ich hatte ihn nicht bemerkt, denn ich beobachtete durch mein Glas eine Herde Giraffen, die vor dem Dornengürtel stand.

„Gehen wir morgen auf Rhinos?" fragte er. „Schöne Tiere, die da drüben. Geben eine gute Haut, denke ich."

„Die Zeit ist schlecht für Rhinos, und die Gegend auch. Hier gibt's nur Einzelgänger — und ein Rhinozeros allein kann verdammt wild sein."

Er verzog die Mundwinkel. „Auf meiner Liste stehen drei Rhinos. Und ich will drei kapitale Burschen schießen. Gehen wir also morgen auf Rhinos?"

Ein Dutzend Bongos preschte über die Steppe zum Wasserloch und verschwand. Nur eine Staubwolke blieb.

„Gut, wenn Sie unbedingt wollen ..."

„Sie sind in Ordnung, Pieter. Gehen wir einen trinken."

Im Camp saßen die Boys vor den Feuern und brieten Perlhühner an kleinen Ästen.

Wir setzten uns unter das Sonnensegel von Dans Zelt, und er holte die Flasche aus dem Wasserbeutel und schenkte zwei Gläser voll.

„Prost", sagte er. „Auf die Rhinos."

„Prost."

Dan setzte das Glas ab und grinste. Dann nahm er die Spieße von dem letzten Kudu in die Hand und betrachtete sie. Er hatte den Kudubock am gestrigen Nachmittag geschossen ... mit dem vierten Schuß.

„Prächtiger Bursche. Mein Freund Henderson wird vor Neid bersten, wenn er den hier sieht. Henderson war vor zwei Jahren hier. Hat prächtige Stücke mitgebracht."

„So ...?" Ich sah in seinen Augen wieder das Glitzern, das nichts mit Jagd zu tun hatte.

Ich haßte ihn deshalb. Er betrieb die Jagd wie ein Geschäft und nicht als Jäger, der dem Gegner eine reelle Chance läßt.

„Noch schlechte Laune?" fragte er. „Wegen der Rhinos?"

Die Sonne war hinter dem Berg versunken. Von der Steppe kamen Grunz-

Diana mit der Löwenmähne

Walther Joachim erzählt von einer Safari zu dritt — und wer dabei auf der Strecke blieb ...

laute jagender Löwen. Die Moskitos sirrten durch die Dämmerung.

„Nein, keine schlechte Laune. Nur abgespannt. War 'n heißer Tag", sagte ich.

„Sind Sie schon lange im Land, Pieter?"

„Ein paar Jahre. Ich hab's nicht gezählt." Ich rauchte. Plötzlich hörte ich Schritte hinter mir, und ich wußte: Diana Howler. Sie kam um mich herum und trat hinter ihren Mann. Der leichte Abendwind strich durch ihre Haare, die an eine Löwenmähne erinnerten.

„Auch einen Schluck?" fragte Dan.

Diana nahm das Glas.

„Was habt ihr für eine komische Stimmung?"

„Nichts weiter. Wir hatten uns nur unterhalten", sagte ich.

„Über Rhinos", sagte Dan. „Aber Pieter ist nicht sehr in Form für Rhinos."

„Doch, ich bin in Form!" Ich trank und mußte mich beherrschen, ihm nicht eine Grobheit an den Kopf zu werfen.

„Henderson hatte ein Rhinozeros, dessen Horn war so lang wie von einer Grant-Antilope". Er lachte und zog Diana zu sich auf den Schoß. Er tätschelte sie mit der Hand, und die Bewegung dieser Hand erinnerte mich an Leute, die vor Freunden ihren kostbaren Hund streicheln.

Ich sah zur Seite, trank meinen Whisky aus und stand auf:

„Ich kümmere mich um die Boys und die Gewehre."

„Auf morgen dann. Auf Rhinos", sagte Dan und lachte.

Ich ging zum Fluß hinunter. Die Boys hatten sich in die Decken gerollt und schliefen. Das Feuerholz glühte. Die hohe Dornenhecke, zum Schutz gegen die Löwen, stand da wie eine graue Wand. Der Fluß gurgelte leise durch das Geröllbett. Ich ging am Ufer des Flusses westwärts bis zu dem umgestürzten Baum.

Alles herum war still. Nur eine Herde Colobus-Affen kreischte in den Baumkronen am Berghang.

Ich rauchte und lauschte auf das Sirren der Moskitos und das Ticken meiner Armbanduhr.

Schon eine ganze Zeit vorher hörte ich ihre Schritte.

Diana ...

Sie kam und legte ihre Arme um meinen Hals.

„Pieter, endlich!"

Ich küßte sie. „Ob er was gemerkt hat?" fragte ich. „Es ist mir egal, Diana ... aber ein elendes Gefühl ist es trotzdem ..."

„Dan wird nie etwas merken. Er ist wie eine alte und ausgetrocknete Zwiebel."

„Das Gefühl ist scheußlich für einen Mann, Diana. Was wir tun . . . Es ist ein ganz scheußliches Gefühl! Und es wird immer schlimmer."

„Liebst du mich, Pieter?"

„Sicher liebe ich dich. Aber was ich als Mann *ihm* gegenüber empfinde ... Verstehst du das nicht?"

„Nein, Pieter. Nein, das verstehe ich nicht. Ich will es auch nicht verstehen. Ich will nur wissen, ob du mich liebst. Jeden Tag ... jede Stunde ... jede Minute ..." Sie lehnte sich gegen meine Schulter, und ich fühlte ihren Körper.

„Ich lieb dich, Diana ... aber das ändert nichts an dem Gefühl."

„Ich wünschte, Dan wäre tot. Dann hättest du nicht das Gefühl", sagte sie. Hinter den Baumwipfeln in der Flußbiegung stand der Mond gelb und schwer.

„Du hast ihn schließlich geheiratet. Er ist immer noch dein Mann."

„Ich wünschte, wir beide wären allein. Hast du gesehen, wie er mich vorhin beim Zelt angefaßt hat?"

„Mir wurde elend dabei."

„Ich kann's nicht mehr aushalten, wenn er mich anfaßt."

„Du hättest ihn nicht heiraten sollen. Er ist viel älter als du."

„Ich war arm. Und ich hatte Hunger. Ich wollte leben. Und er ist reich. Er ist unheimlich reich."

„Warst du glücklich mit ihm?"

„Ja. Aber dann hatte ich genug gegessen."

„Und nun wünschst du, daß er tot wäre. Ich mag ihn auch nicht — aber ich will nicht, daß er unseretwegen tot wäre. Es ist gräßlich, so etwas zu denken. Und vielleicht würdest du später auch hoffen, ich würde bald tot sein."

„Aber dich liebe ich doch! Und dich werde ich immer lieben! Ich schwöre es. Nie würde ich das denken. Du bist ein Mann, und er, er hat nur Geld."

Die Zigarette schmeckte nicht mehr.

„Wir wollen gehen. Es ist besser", sagte ich. Und ich wünschte, ich wäre in Nairobi, könnte Whisky trinken und hätte die Safari in die Serengeti nie gemacht.

„Bist du böse, Pieter?"

„Nein, ganz sicher nicht", log ich.

Sie griff mit beiden Händen in mein Haar und zog meinen Kopf herunter und küßte mich. „Du bist sicher nicht böse?"

„Sicher nicht. Laß uns gehen."

Dann gingen wir. Ich hatte den Arm um sie gelegt, und es war ziemlich schwierig, so durch den Busch zu gehen.

„Was ist morgen?"

„Rhinos. Er ist versessen drauf."

„Ist es gefährlich?"

„Manchmal schon. Wenn wir auf einen Einzelgänger stoßen ..." Und dann trennten wir uns, zwanzig Meter vor dem Camp.

Als ich auf dem Bett lag und Whisky trank, hörte ich, wie sich Dan Howler auf seinem Lager im Zelt nebenan wälzte und dabei ächzte.

★

Der Morgen war kalt und taufrisch. Unser Gewehrträger ging voraus durch das Elefantengras und trug die Flinten.

Nach einer Stunde waren wir naß vom Tau und durchgefroren. Dan Howler ging hinter mir. Dann kam Diana und dann der Boy mit den Sachen und dem Bier für die Mittagsrast. Hinter ihm die Treiber.

Als die Sonne halbhoch stand, erreichten wir einen Hügel, von dem man einen guten Ausblick auf die Umgebung hatte.

Vor uns das hohe Gras, bis an die Schlucht, durch die sich der Fluß in Biegungen wand. Über der Steppe flimmerte die Tageshitze. Und hinter uns gab es gut dreihundert Meter Buschgürtel mit dichtem grünem Laub und dickem Unterholz. ➡

Diana mit der Löwenmähne

Viele Fährten kamen aus dem Buschgürtel und führten zum Fluß. Auf einigen war die Losung noch frisch.

„Wir wollen erst was essen", sagte ich und setzte mich auf den Boden. Dan stellte seine Flinte gegen den Stamm einer Fächerpalme. Der Boy packte das Essen aus, und ich trank ein Bier.

„Ich möcht auch ein Bier", sagte Diana. „Ich bin mächtig durstig."

Das Bier war warm und schmeckte schal. Ich trank nur die halbe Flasche und aß ein Stück kaltes Fleisch. Dan drängte zum Aufbruch.

„Madame bleibt besser hier auf dem Hügel", sagte ich. Ich hatte wenig Hoffnung, daß wir ausgerechnet hier auf ein Rhino stoßen würden.

„Ja, gut", sagte Diana.

„Nun also los." Dan repetierte sein Gewehr. „Hoffentlich stoßen wir auf einen ordentlichen Burschen."

Er war nicht mehr ganz bei der Sache und hörte sich meine Instruktionen nur mit halbem Ohr an.

Ich schickte die Boys aus. Sie schwärmten fächerförmig vom Fluß her dem Buschgürtel zu.

Dan starrte gespannt auf jede Bewegung zwischen den Halmen. Ich war zwanzig Schritte hinter ihm.

Plötzlich brach das Rufen der Treiber ab. Sie liefen wie wild davon. Dan und ich standen allein im Gras, und ich wunderte mich, was die Leute erschreckt haben könnte, denn ein Rhinozeros hatten sie unmöglich aufgestöbert.

Achselzuckend drehte sich Dan zu mir herum. „Was soll das? Haben die faulen Brüder keine Lust mehr?" rief er — und da . . .

. . . da sah ich den mächtigen Elefantenbullen, wie er auf Dan loswalzte.

Ich hob meine Büchse, um Dan Feuerschutz zu geben, falls etwas schiefging.

Der Bulle hatte den Rüssel erhoben. Seine Stoßzähne standen weit auseinander und waren gewaltig. Er kam direkt auf Dan zu. Unbeweglich stand Dan da, das Gewehr im Anschlag.

„Los, Dan . . . schießen! Sind Sie irrsinnig? Drücken Sie endlich ab!"

Dan ließ das Gewehr sinken. Er riß am Sicherungsflügel und drückte wieder durch — aber es nützte nichts.

Ich riß das Gewehr hoch.

„Nein, Pieter! Tu's nicht." Eine Frauenstimme, heiser, erregt, flüsternd.

Diana hatte die Hand auf das Schloß meiner Büchse gelegt.

„Geh weg. Er zertrampelt ihn zu Brei. Geh weg, zum Teufel!"

„Tu's nicht, Pieter. Der Bulle wird ihn töten und wir . . ."

Ich war ganz ruhig, als ich schoß, und der Bulle fiel mit der ersten Kugel um und bewegte sich nicht mehr.

„Mann", sagte Dan. „Pieter, Freund!"

Und dann ging er zum Hügel zurück, setzte sich hin und hielt den Kopf zwischen den Händen.

Ich fühlte mich ausgebrannt und elend, als ich zu dem toten Bullen ging.

Er war alt. Und er war verletzt und schon nicht mehr richtig bei Kraft gewesen.

Wäre er gesund gewesen . . .

Die Sonne stand hoch am Himmel und es war sehr heiß, als wir zum Hauptlager aufbrachen.

Dan sprach kein Wort, und er hatte sein Gewehr unterwegs weggeworfen. Diana war kalkweiß im Gesicht. Sie sah mich nicht mehr an.

Noch am selben Abend brachen wir die Safari ab.

★

„Also", sagte Dan Howler und wandte sich der Gangway seines Schiffes zu. „Leben Sie wohl, Pieter. Und wenn Sie mal in die Staaten kommen, dann besuchen Sie mich."

„Sicher, wenn ich mal in die Staaten komme", sagte ich. Und ich stand da, als das Schiff auslief und Dianas Haar wie eine Löwenmähne in der Brise wehte.

Neues aus der Medizin



Der Griff nach der Tablette

Maßloser Mißbrauch von Heilmitteln droht eine Krankheit unserer Zeit zu werden.

Es fing scheinbar harmlos an: Georg Maier, ein 34jähriger Kaufmann, war überarbeitet, hatte ab und zu Kopfschmerzen und konnte abends schlecht einschlafen . . . Wozu haben wir eine fortschrittliche Wissenschaft, die für alle Wehwehchen ein Gegenmittel kennt, sagte sich Herr Maier und kaufte Tabletten gegen den Kopfschmerz und Tabletten für rasches Einschlafen.

Herr Maier schlief nun ausgezeichnet. Allerdings fühlte er sich am Morgen etwas dumpf. Auch diese kleine Störung ließ sich leicht beseitigen. Er kaufte eben außer Kopfschmerz- und Einschlaf-Tabletten auch ein Mittel zum raschen Munterwerden.

Eine Zeitlang ging das alles sehr gut — Herr Maier nahm seine Mittelchen und blieb zunächst ohne Beschwerden. Als er aber dann einmal ohne Tabletten auskommen wollte, merkte er — „ohne" ging's nicht mehr! Insbesondere die Kopfschmerzen wurden schlimmer . . .

Ein Arzt hätte es ihm damals vielleicht gleich und rechtzeitig sagen können: Bei Dauergebrauch erzeugen bestimmte Anti-Kopfschmerzmittel ihrerseits Kopfschmerzen!

Gegen diese Schmerzen nahm Georg nun immer mehr Tabletten. Dazu das Schlafmittel und wiederum das Weckmittel. Und schließlich kam das Ende mit Schrecken, nämlich die Einlieferung in eine Klinik wegen Bewußtseins-Trübung, Gleichgewichts-Störungen, nervöser Erschöpfung.

Nach eingehenden Untersuchungen stellte sich dann heraus, daß der zunächst naheliegende Verdacht einer schweren Gehirnerkrankung nicht zutraf. Es war „nur" eine Arzneimittelvergiftung . . .

Krank durch Heilmittel

Der Fall des Kaufmanns Georg Maier ist nur einer von unzähligen ähnlicher Art. Er ist typisch für unsere Zeit und für die Menschen, die in ihr leben. Sie wollen es in jeder Beziehung bequem haben, und Schmerzen sind natürlich unbequem. Also nimmt man Tabletten – und stellt nach einiger Zeit fest, daß man sie nicht mehr entbehren kann. Auch wenn die Schmerzen längst aufgehört haben . . .

Viele dieser Mittel haben nämlich noch eine heimliche Nebenwirkung: Sie erzeugen einen Zustand des scheinbaren Wohlbehagens — „Euphorie" nennen das die Ärzte — und vermitteln die Illusion gesteigerter Leistungsfähigkeit.

Das hat neuerdings in bestimmten Industriegebieten der Schweiz zu einer wahren Volkskrankheit geführt. „Patienten", die eigentlich gar keine Patienten waren — sie klagten über Kopfschmerzen, ohne daß Ursachen gefunden werden konnten — verbrauchten bis zu 40 Schmerztabletten pro Tag! Resultat: Sie bekamen rauschartige Zustände, ja Delirien. Es folgten Benommenheit, Gedächtnisverlust und schließlich weitgehende geistige Abstumpfung. (Außerdem kann die in jenen Mitteln enthaltene Chemikalie namens Phenacetin schwere chronische Nierenkrankheiten verursachen.)

Auch in vielen anderen Ländern grassiert die Tablettensucht. So ist in den USA die Produktion barbitursäurehaltiger Schmerzmittel zwischen 1933 und 1960 um 400 Prozent gestiegen. In Schweden, Dänemark und Norwegen liegt der sogenannte „pro-Kopf-Verbrauch" an starken (barbitursäurehaltigen) Mitteln bei mindestens 30 Stück im Jahr. Kinder und Greise sind hierbei eingerechnet. Das heißt: Der wirkliche Verbrauch der „Interessenten" übertrifft die 30 Stück bei weitem.

Wie sehr auch in der Bundesrepublik die Tablettensucht grassiert, ergab eine Befragungs-Aktion durch ein deutsches Spezial-Institut: Zwei Drittel der Bundesbürger haben Arzneimittel im Haus. Es handelt sich bei diesen „Vorräten" zu 70 Prozent um sogenannte Schmerzmittel. Für sie geben wir in einem einzigen Jahr runde 100 Millionen D-Mark aus!

Auf der letzten Tagung der Deutschen Gesellschaft für Innere Medizin hat Professor F. Hoff (Frankfurt) in einem vielbeachteten Vortrag unter anderem gesagt:

„Das Problem der Therapie-Schäden ist zu einer der brennendsten Fragen der Medizin geworden. In wenigen Jahren ist darüber eine riesige Literatur entstanden. Ein wissenschaftliches Buch über die schädlichen Nebenwirkungen von Medikamenten umfaßt rund 1300 Druckseiten!"

Blinder Eifer schadet nur

Der Mensch des 20. Jahrhunderts glaubt mit hektischem Eifer an den Fortschritt. Gesundheitliche Pannen müssen rasch beseitigt werden — durch den Griff zur Medizin, natürlich zur jeweils „modernsten". So war es schon, als das Penicillin aufkam.

Wer aber bei jedem unbedeutenden Anlaß Penicillin oder ein anderes Mittel



Wenn man in dieser Zeit

als harmloser Bürger durch die Straßen geht, sieht man allenthalben die politische Propaganda sonderbare Blüten treiben

Wie in Treibhäusern künstlich gezogen, wirken auf den bunten Plakaten manche Politiker, die sich für den Wähler extra schöner und jünger malen ließen

Herr Dr. Adenauer und Herr Prof. Erhard schimmern wie rosiges Marzipan. Ihnen stehen Willy Brandt und Prof. Carlo Schmid gegenüber die sich statt dessen für die nüchterne Fotografie entschieden haben

Man weiß, daß der SPD-Kanzlerkandidat nie sich über persönliche Angelegenheiten seiner Gegner äußert — deshalb ist die Frage an ihn etwas heikel:

„Herr Regierender Bürgermeister — Dr. Adenauer hat seinen Stellvertreter Prof Erhard gedemütigt und erklärt öffentlich, daß Prof. Erhard ein unpolitischer Mensch wäre und deshalb für das Amt des Bundeskanzlers ungeeignet sei. Was meinen Sie dazu?

Willy Brandt lächelt: „Nun, auf den Wahlplakaten scheinen sie doch ein Herz — und eine Seele zu sein."

Auf den Einwand, daß das doch nur für den Wähler gemacht sei, wird sein Gesicht ernst:

„Wissen Sie, ich möchte mich da nicht einmischen. Ich selbst verachte die Methoden der persönlichen Verunglimpfungen von Politikern. Ihnen ist ja bekannt, was man auch alles von mir herum erzählt. Was da an Verdächtigungen und Beleidigungen in Form von anonymen Broschüren und Flüsterpropaganda verzapft wird, das geht auf keine Kuhhaut."

„Aber einige Rädelsführer sind doch geschnappt worden, oder?"

Willy Brandt macht eine leichte Handbewegung: „Gewiß, die verantwortlichen Leute und Hintermänner sind vom Gericht zu empfindlichen Strafen verurteilt worden. Aber was nutzt das schon Jeder weiß doch, daß ich Wichtigeres zu tun habe, als mich mit irgendwelchen Schmierfinken ständig vor Gericht auseinanderzusetzen

Willy Brandt zuckt die Achseln und meint: „Der Volksmund sagt: Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt

Recht hat er. Ein Staatsmann soll sich mit den Problemen der Welt und nicht der Unterwelt beschäftigen

Der SPD-Kanzlerkandidat selbst scheint starke Nerven zu haben — von seiner Familie spricht er in diesem Zusammenhang nicht

Willy Brandt versichert, daß er persönlich Prof. Ludwig Erhard seinen Respekt nicht versage. Doch dann zwinkert er mit den Augen und sagt: „Aber um Herr Professor Erhard geht es doch wohl gar nicht bei dieser Wahl oder?

Damit spielt er auf das an, was auch bei der CDU/CSU ein offenes Geheimnis ist, seitdem sich jetzt auch bei Dr. Adenauer die Jahre bemerkbar machen

Die SPD umschreibt die Sache mit der Formel: Wer nicht Brandt wählt, der wählt Strauß.



Immer daran denken: In jedem Jahr entzünden Willy Brandt und seine Gattin in ihrem Berliner Heim wie überall in der Stadt zu Weihnachten die Kerzen auf dem Fensterbrett. Es ist ein stiller Gruß an die Deutschen jenseits des Stacheldrahts und eine Mahnung an uns alle, die Spaltung des Vaterlandes niemals hinzunehmen.

Der Griff nach der Tablette

dieser Art verwendet, riskiert erstens, daß jenes Medikament bei ihm nichts mehr nützt, wenn er es später im Ernstfall wirklich dringend braucht. Zweitens kann nur der Arzt feststellen, ob im jeweiligen Fall nicht vielleicht eine Allergie, eine Überempfindlichkeit, gegen solche Mittel vorliegt.

Die Folgen solcher Überempfindlichkeit: Fieber, Kreislaufstörungen, Ekzeme, ja sogar völlig ausgefallene Symptome am Nervensystem.

Außerdem können auch die „nützlichen" Mikroben in unserem Körper von einem starken Heilmittel angegriffen werden. Wie folgendes Beispiel zeigt:

Kürzlich wollte eine amerikanische Firma ein wirklich ganz neues Zahnputz-Mittel herausbringen. Keine leichte Aufgabe bei der starken Konkurrenz. Aber man fand schließlich eine Lösung. Dann wurde die Reklametrommel für die supermoderne Zahnpasta XY gerührt. Über Werbefunk, Fernsehen, durch Plakate und Inserate erfuhr die Öffentlichkeit, keine Zahnpasta sei mit solch einmaligen Eigenschaften ausgestattet wie XY. Der Eigenschaft nämlich, dank bestimmter Zusätze eine wahrhaft vernichtende Wirkung gegen Mundbakterien zu entfalten . . .

Wenig später verschwand das neue Produkt vom Markt — ganz still und leise. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß jene Paste den Zähnen keineswegs half — sondern schadete! Die Erklärung war nicht schwierig, wie der (nachträglich) zugezogene Wissenschaftler feststellte: Die Mundbakterien haben unter anderem die Eigenschaft, sogenannte Fermente zu bilden. Diese Fermente bauen Stoffe, die den Zähnen gefährlich werden können, ab (Zucker und andere Kohlehydrate). Und gerade diesen wichtigen Bakterien wurde also mit der Super-Zahnpasta der Garaus gemacht! Eigentlich hätte man sich das vorher überlegen sollen . . .

Unerwartete Nebenwirkungen modernster Heilmittel kommen auch sonst häufig genug vor. Das Cortison zum Beispiel und andere zu Heilzwecken verwendete Hormone können die Abwehrkraft des Körpers gegen Krankheitserreger geradezu lähmen. Mißbrauch von Hormonpräparaten ist also gefährlich. Außerdem kann man auf solche Weise das ganze — lebenswichtige — System der sogenannten inneren Sekretion durcheinanderbringen.

Verkehrstod durch Tabletten

Jeder weiß es aus alltäglicher Erfahrung: Wir drohen im Verkehr zu ersticken. Immer mehr Autos, immer weniger Platz auf den Straßen. Der Tod auf Rädern grassiert, 14 000 Opfer waren es voriges Jahr in der Bundesrepublik.

Wenn viele Kraftfahrer sowieso schon im heutigen Verkehr überfordert sind, dann muß es fast sicher schiefgehen, wenn als zusätzliche Belastung noch Medikamente genommen werden.

Da sind wieder die Schmerztabletten, deren „Nebenwirkung" oft die Euphorie, das gehobene Lebensgefühl, ist. Wenn der Autofahrer Maier solche Mittel nimmt, weil sie Kopf- oder andere Schmerzen vertreiben und zugleich jene euphorische Stimmung geben, dann kann dieser Zustand am Steuer böse Folgen haben.

„Jetzt komme ich", meint Herr Maier und fühlt sich als König der Straße. Sein — mißbrauchtes — Mittel gibt ihm solche Illusionen. Also fährt er riskant — und sehr wahrscheinlich kracht es früher oder später. Alles Weitere steht dann im Polizeibericht.

Es gibt eine Menge an sich durchaus harmloser Medikamente, die für den Kraftfahrer eben **n i c h t** harmlos sind, Schlafmittel zum Beispiel. Auch wenn sie nur in geringer Menge

als „Beruhigungsmittel" genommen werden, verschlechtert sich die Reaktionsfähigkeit.

Die als „Glückspillen" (Tranquilizer) bezeichneten Beruhigungsmittel sind für den Kraftfahrer geradezu Gift. Sie vermitteln ihm nämlich den gefährlich falschen Eindruck, es könne gar nichts passieren. Gelassen, allzu gelassen, wagt er die schwierigsten Manöver, aus einem Gefühl der Wurstigkeit heraus. Und dann geht es eben an irgendeiner Ecke schief ...

Ebenfalls lebensgefährlich können im Straßenverkehr die „Weckamine" genannten Mittel wirken. Man nimmt sie mit Rezept zum Beispiel gegen Fettsucht — und (leider) ohne Rezept zur Leistungssteigerung. Am Steuer bedeutet das: Der Fahrer überschätzt sein Können. Das gilt auch, wenn man Müdigkeit am Steuer durch starken Kaffee oder coffeinhaltige Mittel bekämpfen will. Das regt zunächst zu forschem Fahren an, etwas später aber ist die Müdigkeit wieder da, noch stärker als vorher!

Fast unbekannt blieb bisher den meisten Fahrern, daß eine große Anzahl „beliebter" Medikamente die Wirkung selbst kleinster Alkoholmengen enorm erhöht. Das gilt schon für die üblichen Kopfschmerz-Pillen, ferner für gewisse Mittel gegen Tuberkulose und eine lange Reihe anderer Arzneien. Sie mögen an sich ganz harmlos sein, aber zusammen mit Alkohol — schon ein Glas Bier kann genügen — werden sie gefährlich. Der Fahrer reagiert nicht mehr richtig, obwohl der Alkoholgehalt im Blut minimal ist. „Absolute Fahrunsicherheit" stellt dann die Polizei fest. Leider in solchen Fällen meist zu spät!

Neuerdings gehen pharmazeutische Firmen dazu über, den hier in Betracht kommenden Mitteln warnende Hinweise für die Kraftfahrer beizulegen. Aber das ist noch längst nicht allgemein üblich.

Praktische Nutzanwendung: Pillenschlucker aller Art sollten grundsätzlich vor und während der Fahrt nur Mineralwasser trinken!

Keine Zeit zum Kranksein

Natürlich kommt die Tabletten-Inflation, die Manie des Pillenschluckens, nicht von ungefähr. Hier zeigt sich der vielzitierte Zeitgeist sogar besonders deutlich.

Der Mensch von heute fordert schon bei den allerersten Anzeichen ein Rezept gegen eine **Störung seines Wohlbefindens.** Weder hat er die Geduld noch die Kraft, harmlose Wehwehchen, gelegentlich auftauchende Schmerzen gelassen zu ertragen. Das Entscheidende dabei ist: Der „typische" Patient des 20. Jahrhunderts will in erster Linie die lästigen Symptome einer eventuellen Krankheit abgestellt haben, also Schmerzen oder Verdauungsstörungen oder Ohrensausen. Die eigentliche Krankheit selber macht ihm weit weniger Sorgen — es sei denn, es handelt sich um die großen Schrecken Krebs, Herzinfarkt, Tuberkulose.

Eine länger dauernde Kur jedoch, etwa zur Heilung eines relativ harmlosen Magenleidens, das nimmt der Patient von heute höchst ungern in Kauf. Eine Kur übrigens, bei der ein verantwortungsbewußter Arzt vielleicht *keine* Pille gegen das Symptom Kopfschmerz oder gegen das Symptom Verstopfung verschreibt, weil er eben nicht Symptome bekämpfen, sondern die Ursache der Krankheit heilen will.

Für den Menschen des 20. Jahrhunderts gilt gemeinhin nur *der* Arzt als gut, der die am schnellsten wirkende Tablette gegen irgendeine Störung des Wohlbefindens zu verschreiben weiß. Möglichst auch noch innerhalb weniger Sekunden, kaum daß der Patient das Sprechzimmer betreten hat.

Professor *Bay* (Medizinische Akademie Düsseldorf) hat kürzlich in einem Bericht über den Arzneimittel-Mißbrauch den modernen Menschen so gekennzeichnet:

„Die durchweg erhöhten Anforderungen in allen Lebensbereichen bedeuten an sich schon eine pausenlose Beanspruchung des Menschen nahe der Grenze seiner Belastbarkeit. Diese Dauerbelastung verträgt zudem keine auch nur vorübergehende Minderung der Leistung, wie sie schon eine leichte Unpäßlichkeit oder harmlose körperliche Beschwerden mit sich bringen. Deshalb verlangen selbst die banalsten Kopfschmerzen unter diesen Umständen nach sofortiger Abhilfe. Das heißt also: Griff zur Tablette."

Der Tabletten-Protz

Es gibt noch ein paar Gründe, die zur Tabletten-Inflation führen, Gründe seelischer Natur. Sie sind meist bei Menschen zu finden, die mit ihren Problemen und mit ihrer Umwelt nicht fertig werden oder gar — mit sich selber nicht ins reine kommen.

Ein ernsthaftes Leiden kann der Laie ohnehin nicht selbst behandeln, das merkt er nach kurzer Zeit, wenn sich sein Zustand verschlechtert. Daher sind die eigentlichen Domänen der Pillenschlucker verhältnismäßig harmlose und — eingebildete Krankheiten. Mit ihrer „Hilfe" kann man vor sich selbst und anderen den Leidenden spielen und so vor den harten Ansprüchen des heutigen Lebens flüchten. Oder vor der Lebensangst. Oder vor der Langeweile.

Hypochonder wie Neurotiker, „Patienten ohne Krankheit", sind daher besonders von der Gefahr des Tabletten-Mißbrauchs bedroht. Sie verwenden eben ihre „Leiden" als Waffe in der Auseinandersetzung mit irgendwelchen Problemen persönlicher oder sachlicher Art. Und das Pillenschlucken hebt sie nach ihrer Meinung über die banale Welt der Nicht-Tabletten-Schlucker hinaus.

Aber aus diesem „Spiel" mit der Krankheit und mit den Tabletten kann bitterer Ernst werden. Der Mißbrauch von Beruhigungsmitteln, Schmerztabletten und Schlafmitteln löst keine Lebensprobleme. Er schafft nur neue und diesmal ernsthafte. Die Sucht nach dem Mittel wird größer, seine Wirkung schwerer: Der „Teufelskreis" läßt den nunmehr wirklich zum Patienten gewordenen Pillenschlucker so leicht nicht los. Darin liegt die Gefahr.

Dr. H. Wollereck



Heilmittel-Mißbrauch ...

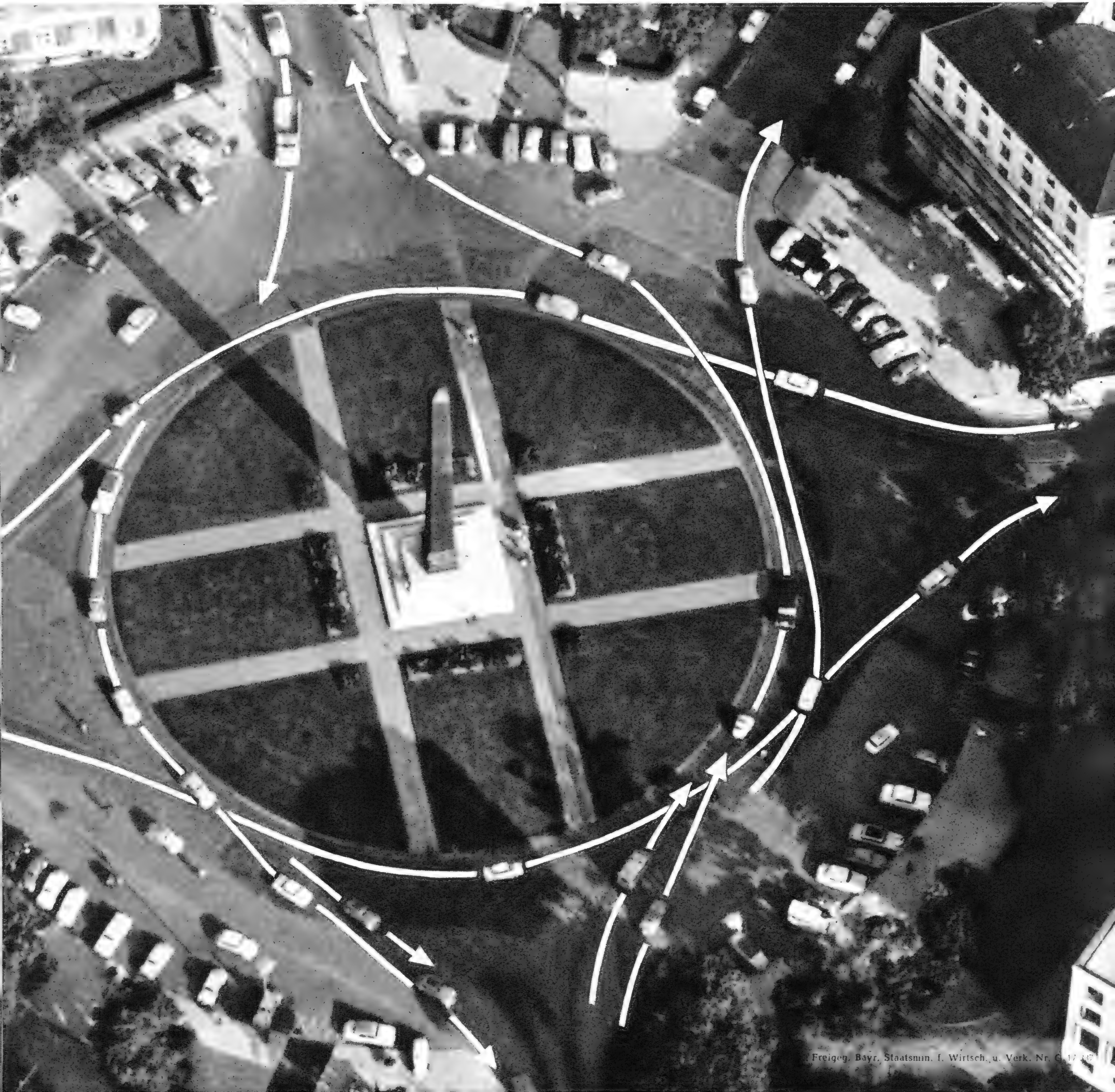
Fahr schick mit QUICK Folge 17



Huschke von Hanstein: „Nur bei uns hat der Kreisverkehr Vorfahrt!"



Im Kreisverkehr geht's rund



Achtung Kreisverkehr! Das blaue Schild mit den drei gekrümmten Pfeilen ist für viele Autofahrer ein rotes Tuch. Der Kreis, das ist für sie die schlimmste aller Kurven. Im Kreis vergessen sie alles: Was sie in der Fahrschule gelernt haben, was die Gesetze vorschreiben und was ihnen der gesunde Straßenverstand sagen müßte. Sie fahren links, schneiden die Nachfolgenden, bedienen den Winker falsch, und sie fühlen sich immer im Recht. QUICK-Fahrlehrer Huschke von Hanstein zeigt heute, wie der schicke Fahrer den modernen Hexenzirkel meistert.

Ein Drang nach links erfaßt bei uns die Autofahrer, wenn der Verkehr rund geht. Es ist, als ob ein unsichtbarer Magnet sie anziehen würde. Jeder versucht, auf kürzestem Weg an den Innenrand der Fahrbahn zu kommen. Möglichst nahe an den Bordstein ran. Woran liegt's? Darüber zerbrechen sich die Verkehrsexperten die Köpfe. Der Gesetzgeber verlangt eindeutig: Rechtsfahren, auch wenn's rund geht. „Links ist bequemer", sagen die Autofahrer. „Kurven schneiden ist leichter als Kurven ausfahren, und ohne Gegenverkehr ist es doch ungefährlich." Aber wer es sich so leicht macht, kommt leicht in Gefahr.

Fahr schick mit QUICK Folge 17

Gefährlich wird's für den chronischen Linksfahrer, wenn er wieder aus dem Kreis heraus will. In diesem Augenblick offenbart der moderne Hexenzirkel seine ganze Tücke. Denn nun versperren die anderen Fahrzeuge, die noch im Kreis bleiben wollen, den Ausgang. Rechts strömen sie an dem Innenfahrer vorbei. Empört reagiert er mit Sturheit. Rücksichtslos schneidet er den andern den Weg ab, um sich aus der Umklammerung zu befreien. Die Geschnittenen versuchen nun ihrerseits in den Schutz der Mitte zu kommen, wo sie sich sicher fühlen — bis sie selbst auch ausbiegen müssen und andere auf die gleiche Art und Weise gefährden. Bei diesem Spiel fühlen sich die Ausbieger noch dazu im Recht. Sie halten sich an den Satz „Kreisverkehr hat Vorfahrt" und sagen: „Ich war zuerst drin, folglich müssen mich die anderen vorbeilassen." Daß das Gesetz den Abbieger dazu zwingt, sich rechtzeitig einzuordnen, daran denkt niemand. Im Kreisverkehr herrscht das Faustrecht. Wer rücksichtslos fährt, vor dem steigen die anderen ängstlich auf die Bremse. Bis der Rücksichtslose einmal auf einen Gleichgesinnten trifft ...



Das andere Extrem aber ist noch viel schlimmer: Ganz rechts fahren. Niemand tut es bei uns. „Und ich glaube", meint Huschke von Hanstein, „zum Glück. Denn sonst könnten wenige Autos den ganzen Zufahrtsverkehr blockieren. Der Mittelraum aber wäre völlig ungenutzt. Der schicke Fahrer meidet beide Extreme. Er weiß, wie schwierig und gefahrvoll es ist, von der Mitte abbiegen zu müssen, wenn man ganz links fährt. Und er weiß ebenso, daß man rechts den Dazukommenden Platz lassen muß, sich einzuordnen. Er weiß, daß der stetige Verkehrsfluß der Vorteil des Kreises gegenüber Kreuzungen ist. Und er tut alles, um den Verkehr flüssig zu halten."





Ein schlechtes Zeichen ist es, wenn ein Fahrer den Winker betätigt, bevor er in den Kreis fährt. Was er tut, ist zwar nicht verboten — aber völlig überflüssig. Dieselben Fahrer vergessen übrigens meistens das Winken, wo es nötig ist: beim Ausbiegen aus dem Kreis.

Im nächsten Heft:

Parken ohne Furcht und Beulen

Art Buchwald



Tränen auf den Champs Elysées

Vor ein paar Tagen hockte ich mit Freunden auf den Champs-Elysées vor „Fouquet's", dem berühmten Eßlokal. Etwa drei bis vier Meter von uns entfernt saß ein Pärchen in einem offenen Wagen. Die junge Dame war ungewöhnlich hübsch, aber sie weinte herzzerbrechend; der Mann, offensichtlich ein Franzose, versuchte sie zu trösten.

Zu jeder anderen Jahreszeit hätten wir solch einer Szene überhaupt keine Beachtung geschenkt. Aber es war August, August in Paris — und wenn da eine junge Dame weint, dann hat es sicherlich ernsthafte Gründe.

Wir waren vier Männer, die überhaupt kein Interesse daran hatten, wieder ins Büro zurückzugehen. Und deshalb begannen wir eine ernsthafte Unterhaltung darüber, welche Wein-Gründe das Mädchen im Auto haben könnte.

★

Der erste meinte: „Offensichtlich hat der Mann zum Mädchen gerade gesagt: Aber Liebling, du weißt doch, daß meine Frau und die Kinder Ende August zurückkommen — das war doch keine Überraschung für dich!"

„Es könnte auch sein", gab der zweite zu bedenken, „daß der Mann gesagt hat: Ich muß jetzt endlich nach Südfrankreich fahren, um dort den unvermeidlichen August mit meiner Familie zu verleben, aber im September bin ich ja zurück, Liebling, und ein Monat vergeht doch so schnell . . ."

„Vielleicht aber", äußerte der dritte, „hat der Mann dem Mädchen erklärt: Ich weiß, daß ich versprochen hatte, mit dir nach Biarritz zu fahren — aber woher konnte ich wissen, daß dort alle Hotels überfüllt sind . . ."

Ich war völlig anderer Ansicht: „Ich glaube, daß sie verheiratet ist und er nicht. Sicher hat sie ihm gerade erklärt, daß sie sich scheiden lassen will, um ihn heiraten zu können. Und darauf gab er zur Antwort: Warum willst du nur so einen Unsinn machen . . ."

„Bestimmt irren wir uns alle", meinte jetzt wieder der erste. „Nach intensivem Nachdenken möchte ich annehmen, daß er ihr Chef ist und



eben gesagt hat, er wolle sich eine neue Sekretärin suchen. Und weiterhin möchte ich annehmen, daß er gesagt hat: Ich wußte zwar, daß Sie Stenographie nicht beherrschen, aber ich dachte, Sie könnten wenigstens tippen!"

„Ist es nicht auch vorstellbar", fiel einer von uns ein, „daß die beiden verheiratet sind. Und ist es etwa nicht gut möglich, daß er seiner Frau neulich erklärt hatte, daß er sich zum Wochenende mit seiner Freundin in Deauville treffen wolle, woraufhin sie ein Weekend mit ihrem Freund geplant hat. Aber ganz plötzlich ergab es sich nun, daß er, der Ehemann, aus geschäftlichen Gründen in Paris bleiben muß. Und nun hat sie ihn gerade weinend gefragt: Aber wie soll ich denn das Jean erklären?"

Das klang eigentlich recht plausibel. Doch dann kam ich auf den entscheidenden Fehler dieser Theorie: „Es ist ganz unwahrscheinlich, daß die beiden verheiratet sind, der Mann sitzt ja viel zu dicht neben ihr!"

Während unserer Überlegungen weinte das Mädchen immerfort weiter, und der Mann sprach dauernd ganz ernsthaft auf sie ein. Jedesmal, wenn er versuchte, ihr einen Kuß zu geben, stieß sie ihn zurück. Wir warteten gespannt auf die weitere Entwicklung.

Plötzlich platzte einer heraus: „Einen Moment — ich glaube, ich hab's! Er hat ihr etwas versprochen und nun kann er es nicht einlösen. Und da wird er halt eben zu ihr gesagt haben: Sieh mal Liebling, es ist doch schließlich nicht mein Fehler, daß im August alle Pariser Pelzläden geschlossen sind . . ."

„Das mag zwar überzeugend klingen", erwiderte der dritte, „aber wir alle übersehen eines. Es waren doch eben gerade die großen Herbstmodeschauen . . . und sie kann ein Mannequin sein und er ein Modefotograf . . . und er kann ihr gerade gestanden haben: Ich habe wirklich alles versucht, dich als Titelbild auf Harper's Bazaar unterzubringen — aber der Chefredakteur kann mich nun mal nicht leiden!"

★

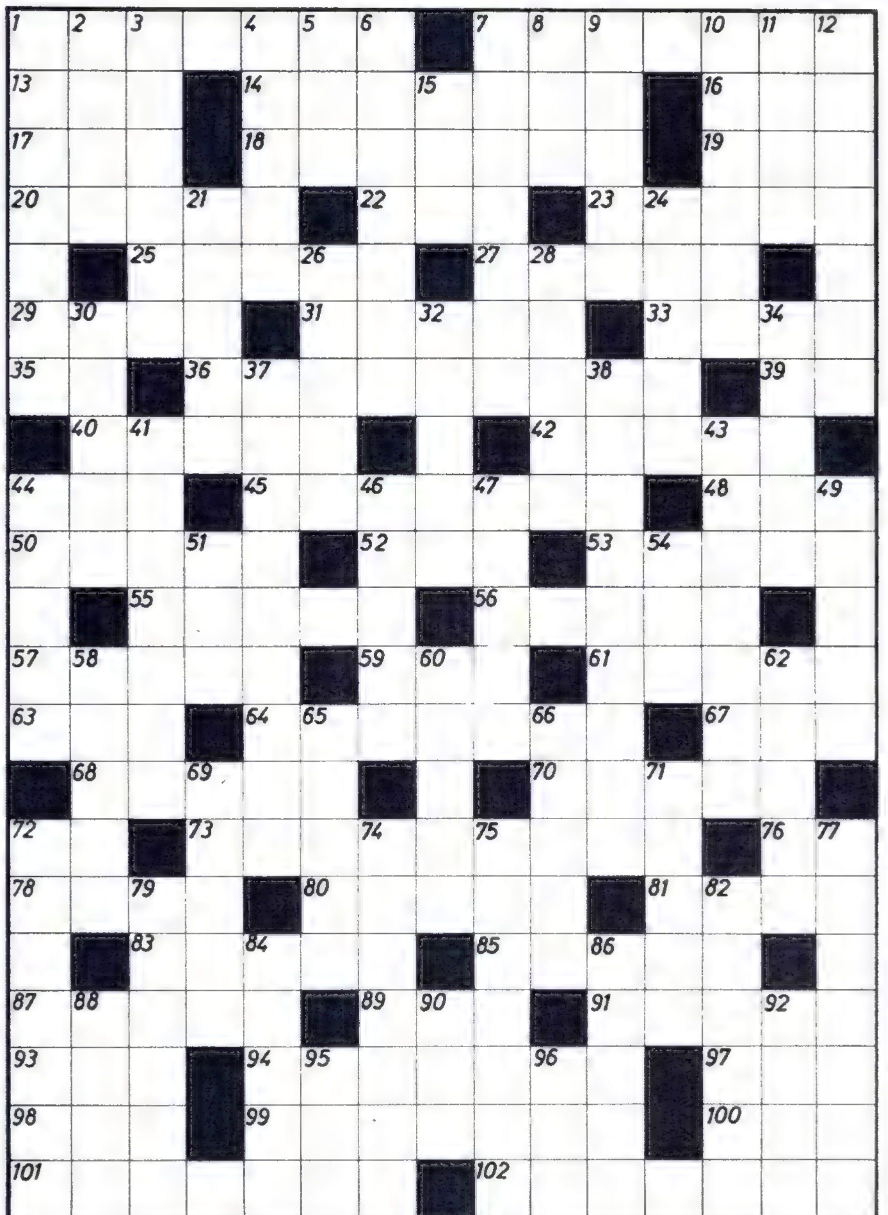
Das Mädchen griff inzwischen nach dem Taschentuch des Mannes und putzte sich ihre verweinte Nase.

„Das ist die Lösung des Rätsels", schrie der zweite. „Es ist doch jetzt August in Paris, und fast alle Läden sind wegen der Ferien geschlossen. Worüber wird sie da schon weinen? Sie weint, weil sie ihm eben hat sagen müssen: Du hast gut lachen, du hast deine gesamte Wäsche rechtzeitig zurückbekommen — aber als ich meine abholen wollte, hatte das verdammte Geschäft schon dichtgemacht!"

(Wenn einer unserer Leser seine eigene Theorie darüber hat, warum das Mädchen weinte, wären wir glücklich, sie kennenzulernen. Bitte schreiben Sie an uns. Die Redaktion)



KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. männl. Stimmlage, 7. Weltseele, magische Kraft der ind. Religion, 13. bevor, vorher, 14. nicht berufsmäßig Ausübender, 16. weibl. Vorname, 17. Nebenfluß des Rheins, 18. Lichtspender, 19. jap. Münze, 20. Südfrucht, 22. zehn (englisch), 23. munter, frisch (franz.), 25. nordische Schicksalsgöttin, 27. Donauzufluß, 29. Lage, Schicht (mundartl.), 31. Kampfstätte, 33. Kreuzesinschrift, 35. chem. Zeichen für Lithium, 36. Sportfahrzeug, 39. Vorwort, 40. unbekannt, 42. männl. Gestalt der griechischen Sage, 44. stehendes Gewässer, 45. possenhaft, 48. Nomadenzeltdorf, 50. erstklassig, 52. Männerkurzname, 53. Teil optischer Geräte, 55. Prunkzimmer, 56. Marktbude, 57. lautlos, 59. Straßenschmutz, 61. See in Lappland, 63. Strömung hinter einem fahrenden Schiff, 64. Künstlerwerkstatt, 67. hinterindischer Langarmaffe, 68. bergmännisch: vertiefte Stelle zum Ablaufen des Grubenwassers, 70. Reinigungsgerät, 72. chem. Zeichen für Helium, 73. letztwillige Verfügung, 76. Autokennzeichen für England, 78. Mädchenname, 80. vollzogene Handlungen, 81. Stadt und Fluß in Böhmen, 83. Lebensabschnitt, 85. Flüssigkeitsrest, 87. Gebirgsgruppe in Innerasien, 89. morgendlicher Niederschlag, 91. zittern, 93. Haustier, 94. ein Vorname Mozarts, 97. Hausflur, 98. Nebenfluß der Save in Jugoslawien, 99. Apfelsorte, 100. erster Generalsekretär der Vereinten Nationen, 101. kirchliches Tonstück, 102. Gebrauchtwarenhändler (umgangssprachlich).

Senkrecht: 1. Applaus, 2. Schuhmacherwerkzeug, 3. Schiffsgeländer, 4. alte deutsche Silbermünze, 5. Kosename für eine nahe Verwandte, 6. Otter (Mehrz.), 7. Gruppe der Alpen, 8. Börsensturm, 9. Bodenfläche, 10. Kinderkrankheit, 11. Blutbahn, 12. Männername, 15. aromatisches Getränk, 21. ungezogenes Mädchen, 24. Schnur, 26. südamerikanischer Steppenvogel, 28. Hauptstadt Nigerias, 30. fleißiges Bemühen, 32. Männername, 34. religiöser Brauch, 37. Verpackung, Umhüllung, 38. begreiflich machen, 41. berittene Söldner im Mittelalter, 43. leichte Fußbekleidung, 44. Scherz, Ulk, 46. Speisefisch, 47. estnischer Name von Estland, 49. gegerbte Tierhaut, 51. Zeichen, Fleck, 54. Donauzufluß, 58. rauschen, brausen, 60. ölsaures Salz, 62. unartiges Kind, 65. Eignungsprüfungen, 66. Geländeform, 69. älteste lateinische Bibelübersetzung, 71. kleine, schmale Brücken, 72. bibl. Prophet, 74. Fischerfahrzeug im Mittelmeer, 75. alter franz. Hoftanz, 77. Alpenpaß, 79. bibl. Prophet, 82. Gekläff, 84. Papstkrone, 86. norwegischer Dichter, 88. römische Mondgöttin, 90. Abschiedsgruß, 92. Stadt und See in Nordamerika, 95. Honigwein, 96. Stifterfigur am Naumburger Dom.

SILBENRÄTSEL

an — au — ber — burg — ca — cha — char — che — chi — del — e — e — eh — ei — er — fach — fuß — ga — gast — hard — i — im — in — iv — kar — ke — ke — kel — kow — lands — lao — lin — ma — ma — mur — na — nan — nat — ni — ni — nich — nin — preis — pres — rak — ré — rei — ren — ri — ris — ro — ro — schaft — schau — schiff — senk — ser — si — si — te — te — ter — ter — ti — to — tos — traud — tse — tur — u — vi — wirt — wol

Aus diesen Silben bilde man 27 Wörter, deren letzte und erste Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Eugen Roth ergeben (ch = 1 Buchst.): 1. russische Stadt, 2. franz. Komponist, geb. 1901, 3. Hilfsgeistlicher, 4. weibl. Vorname, 5. franz. Physiker, erfand ein Thermometer, † 1757, 6. chines. Weiser, 7. Bienenzucht, 8. Blume, 9. Pferd des Don Quichotte, 10. Edelstein, 11. Rummelplatz-Unternehmen, 12. griech. und röm. Altertum, 13. Schweizer Kanton, 14. Rollengattung für Schauspieler, 15. Schülerheim, 16. natürlich, unschuldig, 17. Verwandte, 18. besonders gemeiner Verbrecher, 19. vielbesungene rhein. Burg, 20. Laubbaum, 21. Fußdeformation, 22. Bewirtungsstätte, 23. männl. Vorname, 24. russischer Strom, 25. Regenbogenhaut des Auges, 26. Fieberheilmittel, 27. ital. Dirigent, † 1957.

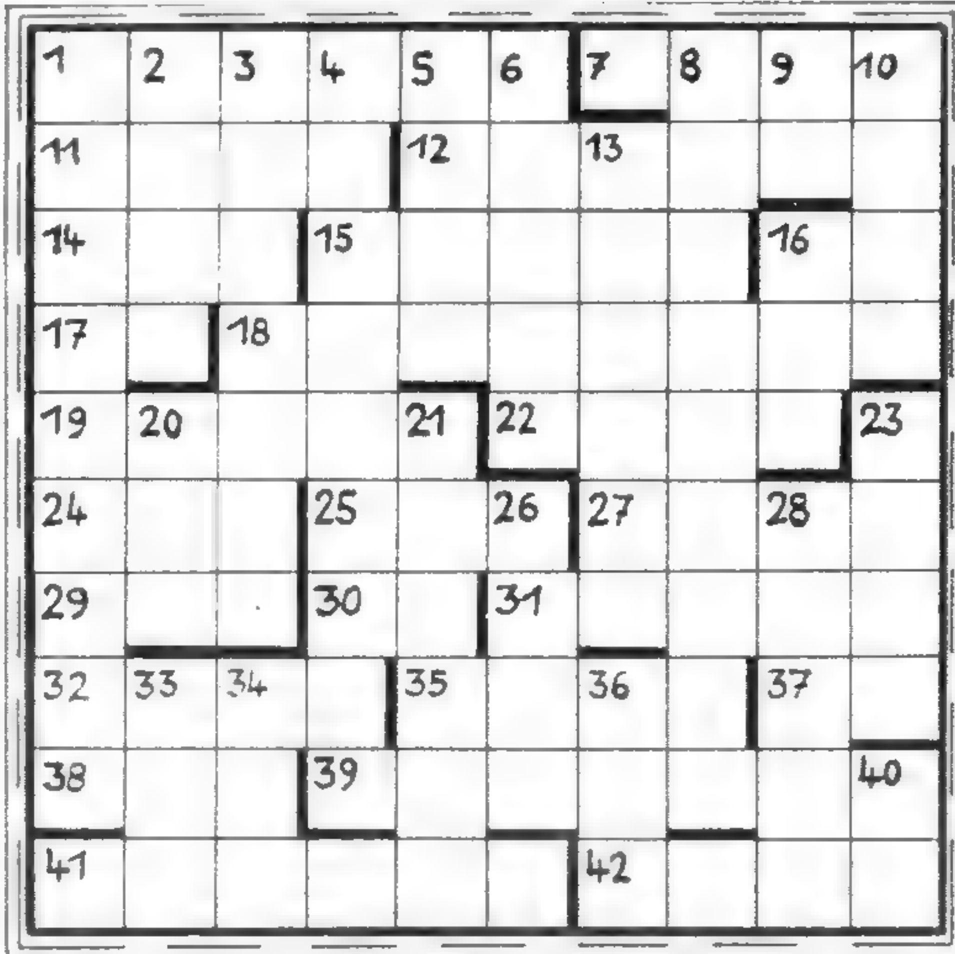
LEICHT BESCHWINGT

Bauwerk — Energie — Wegkreuz — Scheinwerfer — Gasometer — Kopfschmerz — Plantage. — Diesen Wörtern sind je drei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, die dann, fortlaufend gelesen, den Namen eines Komponisten und den Titel einer Ballettmusik von ihm ergeben.

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Baustein, 7. Brauch, 11. Schneehütte, 12. getrocknete Weinbeere, 14. Getränk, 15. völlig, 16. griech. Buchstabe, 17. Zeichen für Aluminium, 18. Festspiele, 19. Verlangen, 22. allgem. Bezeichnung für Zuckerarten, 24. unbest. Artikel, 25. Gutschein, 27. europ. Hauptstadt, 29. Senkblei, 30. franz.: in, 31. einjähr. Pferd, 32. ohne Inhalt, 35. amer. Münze, 37. Vorsilbe, 38. Tiroler Passionsspielort, 39. Offiziersdienstgrad, 41. Malheur, 42. Stadt in Rußland.

Senkrecht: 1. Befestigungsanlage, 2. Stacheltier, 3. Dickhäuter, 4. Erfinder der Buchdruckerkunst, 5. griech. Liebesgott, 6. Glücksspiel, 8. Jahresende, 9. verneinende Vorsilbe, 10. Tau, 13. Hauptzeit, 16. griech. Hirtengott, 20. span.: Fluß, 21. Korb des Luftballons, 23. Hautöffnung, 26. Ablehnung, 28. gesetzmäßig, 33. Hausflur, 34. Zahlwort, 36. Honigwein, 40. franz. Artikel.



ANFANG UND ENDE – NEU

Karl — Adel — Ritt — Amt — Saar — Soda — Odem — Pech — Ecke — Sarg

Diesen Wörtern nehme man die ersten und letzten Buchstaben und ersetze sie durch neue, so daß sich andere Begriffe ergeben. Richtig gelöst, nennen die neuen Anfangs- und Endbuchstaben, fortlaufend gelesen, zwei beliebte Ferienorte und eine für sie typische Heildiät (ck = kk).

AUFLÖSUNGEN AUS NR. 36

KREUZWORTRÄTSEL: *Waagerecht:* 1. Forellenquintett, 14. Urias, 15. in, 16. adrett, 18. Reflektant, 21. Eger, 22. du, 23. Ede, 24. Stilbluete, 25. Ela, 27. Atem, 28. Elan, 29. Referat, 32. Sud, 34. blass, 36. Lenau, 39. Nora, 41. Tage, 42. Finesse, 44. Groll, 45. Sand, 47. Tore, 48. Kniff, 50. Zeremonie, 53. Watt, 54. rot, 56. Turm, 57. un, 58. Elaborat, 60. Elite, 63. ego, 64. Mitte, 66. Bei, 67. Dau, 69. Amen, 71. Lee, 72. Sir, 73. Elsa, 75. Ei, 76. Reisen, 78. Ressentiment, 82. Se., 83. Altan, 84. Imbiss, 87. Elemi, 90. Lakai, 92. Met, 93. Ran, 94. Amerika, 95. Sem, 97. Kreisel, 98. Trasse. — *Senkrecht:* 1. Forderung, 2. Ruf, 3. Erle, 4. Lieder, 5. Lake, 6. est, 7. Quintessenz, 8. Intimus, 9. Taube, 10. Ed., 11. Treue, 12. Tegel, 13. streng, 17. Tetanus, 19. Eule, 20. Ast, 26. Affront, 27. Atlas, 30. Egalite, 31. Abt, 33. Renommee, 35. Aga, 36. Liter, 37. Nero, 38. Asen, 40. Orkan, 43. Eselei, 46. Detail, 49. Fragment, 51. Rutte, 52. Interesse, 53. Wunderwerk, 55. Oboe, 59. Lea, 61. Ibis, 62. Nuss, 65. Tertia, 68. Ale, 70. nein, 72. Sieb, 74. Asam, 77. Nestor, 79. Elias, 80. Tadel, 81. exakt, 85. Miss, 86. Imme, 88. Lar, 89. Ene, 91. Kar, 96. es.

SILBENRÄTSEL: 1. Steward, 2. Emu, 3. Interview, 4. Indigo, 5. Moloch, 6. Baldachin, 7. Erasmus, 8. Sunnit, 9. Imkerei, 10. Tatzelwurm, 11. Zither, 12. Esplanade, 13. Ursuleac, 14. Notizbuch, 15. Delikt. — *Sei im Besitze und du wohnst im Recht.*

ZAHLBILD-RÄTSEL: Man lernt nie aus.

DER PUNKT IST WICHTIG: 1. Torheit, 2. Streber, 3. Brenner, 4. Spargel, 5. Kleider, 6. Klamauk, 7. Trianon, 8. Gretchen, 9. Treibel, 10. Meister, 11. Bassist, 12. Reseden. — *Henri Matisse.*

Der Roman eines Gehetzten Von James Ronald

✶ Nicks Flucht ist mißglückt. Auf dem Dampfer, mit dem er unterwegs nach Südamerika ist, trifft eine Fahndungsmeldung der New Yorker Polizei ein: „Gesucht Nick Nelson, der Mörder seiner Frau Claire . . .' Nick springt nach einer wilden Schlägerei über Bord. Fischer retten ihn.

✶ In New York sind Nicks Freunde inzwischen dabei, den wahren Mörder Claires zu finden. Kay und Mary, André und Charly stellen fest, daß Claire zahlreiche Männerbekanntschaften hatte. Jeder dieser Herren trat zur Tarnung unter einem Farbnamen auf: Mister Weiß, Braun, Grün . . . Der Schauspieler Arno Jannings gehörte zu dieser Clique . . .

✶ Und noch eine überraschende Feststellung: Claire trat im Vergnügungsviertel Coney Island als Strip-tease-Tänzerin auf . . .

✶ Eine dunkle Rolle spielt Morrie Stern, Chef des Nachtlokals „Schleiereule". Durch seinen Leibwächter Mascagni läßt er die Tänzerin Janice Logan übel zurichten. Sie hatte Kay gegenüber behauptet, daß Stern der Mörder Claires sei. Motiv: Erpressung.

Tausend Foltern und eine Nacht

Der QUICK-Krimi

Der Zug aus dem Süden besaß nur Wagen der zweiten Klasse. Nick Nelson hatte es sich bequem gemacht. Sein nagelneuer, gelber Anzug strahlte Provinz aus.

Außer Nick saß nur noch eine derbe, dicke Frau im Abteil. Wenn er sich im spiegelnden Glas des Zugfensters erblickte, erschien ihm sein Vorhaben absolut nicht riskant. Mit der breitgeboxten Nase und dem abgemagerten Gesicht erkannte er sich selber kaum. Lachhaft der Gedanke, daß man ihn in New York als steckbrieflich gesuchten Mörder schnappen würde ...

New York!

Nick hatte es nicht lange bei den hilfsbereiten Fischern ausgehalten. Er wollte kein Feigling mehr sein. Sich nur auf andere verlassen. Er wollte seinen Freunden helfen, den Mörder seiner Frau zu finden ...

Auf einem Umsteigebahnhof hielt Nick nach einer Uhr Ausschau. Sieben Uhr früh. Kurz nach acht würde er schon durch New York wandern. Und am Abend — klar: Sein erster Weg würde ihn zu Charlys Taverne führen. Zu Charly Baker, dem uneigennützigen Freund. Von dort aus wollte er sofort mit Kay Bannermann telefonieren.

Als er das dachte, verzog sich sein Gesicht zu einem Lächeln. Kay ... Sie war ein Prachtkerl, seine ehemalige Sekretärin ...

Ausgerechnet bei diesem angenehmen Gedanken fiel sein Blick auf seinen Steckbrief. Er hing neben einer Ankunftstafel. Ein Mann im Trenchcoat konnte sich anscheinend von Nicks Bild und der ausgesetzten Belohnung nicht losreißen.

Zu allem Überfluß aber wandte der Mann sich jetzt um und starrte ihm genau ins Gesicht. Obwohl er wußte, wie sehr er sich äußerlich verändert hatte, zog Nick rasch den Kopf ein.

Eine Minute darauf wurde die Abteiltür geöffnet. Herein kam der Mann im Trenchcoat! Sein spöttisches Gesicht wurde von der Krempe eines grauen Stetsons beschattet. Der Mann blieb an der Tür stehen, bis der Zug anfuhr. Jetzt war es für Nick zu spät zur Flucht.

„Guten Morgen", sagte der Zugestiegene und setzte sich Nick gegenüber. Die Hände nahm er nicht aus den Manteltaschen. Er hatte kein Gepäck.

Die derbe, dicke Frau in der Außenecke verschlang gierig ein paar Würstchen. Der Neue nahm jetzt die Hände aus den Taschen und zündete sich eine Zigarette an.

Nick starrte wie fasziniert auf die ausgebeutelten Taschen. Er glaubte, den Dienstrevolver und Handschellen darin zu erkennen. DER MANN WAR EIN KRIMINALER, da gab es für Nick keinen Zweifel.

Mit dem Mut der Verzweiflung richtete er das Wort an den Zugestiegenen. „Der Steckbrief, den Sie da eben gelesen haben ... gibt's da was zu verdienen?"

Der Mann nickte. Seine durchdringenden Augen ruhten auf Nicks ramponiertem Gesicht. „Haben Sie das schon lange?" fragte er.

Nick wußte, worauf der andere anspielte. „Mähdrescher — Arizona", murmelte er. „Was für 'n Kerl wird denn gesucht?"

„Hat eine Lady gekillt. Seine eigene. Was haben Sie bloß mit Ihren Fingern gemacht? Sehen aus wie in Essig eingelegt."

Das Salzwasser des Meeres, in dem Nick ums Haar ertrunken wäre, hatte seine Fingerspitzen zerfressen.

Nick nahm Zuflucht zu einem gequälten Scherz: „Vielleicht wollte ich meine Fingerabdrücke unkenntlich machen!"

Der andere lachte trocken auf. „Da hilft nur Amputation, mein Bester. Die Papillarlinien wachsen immer wieder nach."

„Sie wissen aber Bescheid!"

„Es gehört zu meinem Beruf!"

Das war für Nick die endgültige Bestätigung, daß er sich nicht geirrt hatte: Dieser Bursche war von der Polizei!

Nun gut, er würde freiwillig mitkommen, wenn's schon nicht zu vermeiden war. Er hatte es satt, sich wie ein gejagtes Tier in einem Winkel zu ver-

---

Tausend Foltern und eine Nacht

kriechen. Nur schade, daß er noch gar nicht hatte in Aktion treten können. Zu gern hätte er gewußt, was Kay und Mary, Charly und André inzwischen erreicht — oder auch nicht erreicht hatten.

Noch immer starrte der hagere Mann im Trenchcoat interessiert auf Nicks Nase.

„Sie können sich wohl nicht satt sehen?"

„Am besten kommen Sie gleich mit mir", sagte der andere freundlich und faßte suchend in die Innentaschen seines Jacketts.

„Lassen Sie ruhig stecken!" Nick winkte resignierend ab. „Ich habe die Nase bis obenhin voll!"

„Na, na, na", beschwichtigte ihn der andere, „dagegen läßt sich doch was tun! Hier — meine Karte. Es kostet die Welt nicht. Rufen Sie vorher an. Ihr Fall interessiert mich ..."

Völlig verdattert nahm Nick die Visitenkarte des Fremden an sich. Er merkte nicht, daß der Zug hielt. Er erwiderte den Gruß des Mannes und der dicken Frau nicht, als beide ausstiegen. Er starrte auf die Karte:

Dr. Carol C. Thompson, Chirurgische Kosmetik. Es folgten Anschrift und Sprechstunden.

„Sie müssen aussteigen", sagte ein Bahnbeamter plötzlich zu Nick. „Wir rangieren aufs Abstellgleis."

„Sind wir schon in New York?" fragte Nick. „Das ist aber ne Überraschung!"

Dabei konnte er noch gar nicht ahnen, welche Überraschungen ihn in den Häuserschluchten noch erwarteten! Und das war gut so . . .

★

„Ich glaube, ich weiß jetzt, warum manche Männer manchmal trinken, Charly", sagte Kay Bannermann mit halberstickter Stimme. „Um zu vergessen!"

Nick Nelsons frühere Sekretärin saß in Charlys Taverne und sah erfroren aus, obwohl draußen die Sonne schien. Ihr gegenüber hockte der Wirt und war ganz Mitgefühl.

„Ich kann das zusammengeschlagene Gesicht von Janice Logan nicht vergessen!" Kay drückte die Zigarette im randvollen Aschenbecher aus.

„Mädchen, Sie sind auf dem besten Weg, überzuschnappen", brummte Charly Baker. „Davon hat die verplättete Tänzerin nun auch nichts!"

„Wenn ich sie in Ruhe gelassen hätte, wäre das vielleicht nicht passiert! Geben Sie mir noch einen Drink, Charly."

Der hemdsärmelige Wirt brachte ihr einen Whisky. „Warum lassen Sie nicht die Finger von Morrie Stern? Was Janice Logan passiert ist, kann auch Ihnen ..."

Kay unterbrach ihn rasch: „Wenn Stern die Frau von Nick Nelson erschossen hat, muß ich das beweisen! In Nicks Interesse."

„Nick würde es sicher höchst ungern sehen, wenn man Ihnen die hübsche Kehle durchsäbelt", sagte Baker. „Lassen Sie die Sache doch mich erledigen. Möchte gern den Affen Mascagni ein bißchen kitzeln."

Kay legte die Hand auf seinen Arm. „Ich bin schon dicht an Morrie Stern dran. Sie würden bloß die Pferde scheu machen, Charly ..."

„Na schön", sagte der Wirt. „Und wenn Sie in der Marmelade sitzen, rufen Sie mich an. Sie brauchen nur *Darling* zu mir sagen. Schon bin ich auf achtzig und weiß Bescheid."

Kay mußte lachen. Sie nahm noch einen letzten Whisky und machte sich auf den Heimweg. Sie fühlte sich ein bißchen wohler, als sie zu Hause ausführlich niederschrieb, wie sich der Überfall auf die Tänzerin zugetragen hatte. Auch was Janice über den Call-Girl-Ring, über Stern und seinen Leibwächter Mascagni erzählt hatte, notierte sie mit allen Details.

Kay steckte den Bericht in einen Umschlag, adressierte ihn an Polizeileutnant Hull und brachte ihn zum Briefkasten.

Als sie sich gerade eine Tasse Tee machen wollte, läutete das Telefon. Sie meldete sich. Eine weibliche Stimme fragte: „Ist dort Miss Bannermann?" Es klang bedrückt.

„Ja, was wünschen Sie?"

„Ich bin eine Freundin von Janice Logan, dem Mädchen, das man so geschlagen hat. Ich habe Ihnen was mitzuteilen, falls es Sie interessiert."

„Es interessiert mich sogar sehr. Nehmen Sie sich ein Taxi auf meine Kosten und kommen Sie in meine Wohnung, ja?"

„Davor hab ich Angst. Vielleicht wird Ihr Haus überwacht. Ich kämpfe seit ner Stunde mit mir, ob ich Sie überhaupt anrufen soll."

„Wo stecken Sie denn?"

„In der Telefonzelle vor Ihrem Haus. Mein Taxi wartet. Ich möchte Ihnen vorschlagen, runterzukommen. Fahren Sie doch mit mir ne Viertelstunde umher. Dabei erzähle ich Ihnen dann alles."

„Wer sind Sie eigentlich?"

„Meinen Namen möchte ich nicht sagen. Bitte kommen Sie gleich. Ich zittere vor Angst und hab beinahe keinen Mut mehr . . ."

„Ich komme!" versprach Kay und hängte ein. Dann wählte sie sofort Charly Bakers Nummer. Besetzt.

Kay trat ans Fenster und sah unten auf der Straße im Schatten der Bäume das Taxi. Noch einmal versuchte sie, Charlys Taverne zu erreichen. Vergeblich. Da rannte sie, ohne Hut, ohne Tasche, aus der Wohnung.

Auf der menschenleeren Straße ging sie auf das Taxi zu, dessen Tür sofort geöffnet wurde. Sie spähte hinein ...

Das letzte, was sie sah, war das Gesicht von Morrie Sterns Leibwächter Mascagni. Und das letzte, was sie fühlte, war seine Faust, die an ihrem Kinn explodierte . . .

★

Kay erwachte durch einen teuflischen Schmerz im linken Ohr. Als sie die Augen öffnete, blickte sie in die süß lächelnde Visage Mascagnis, der ihr Ohr herumdrehte.

„Ausgeschlafen, Schatz?" fragte er.

Kay nahm langsam und verschwommen ihre Umgebung wahr. Sie saß auf einem Holzstuhl, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Der Raum sah wie ein kleines Büro aus und roch nach Schmieröl.

Hinter dem Schreibtisch thronte kalt und selbstherrlich Morrie Stern. „Sie dürfen gerne schreien", sagte der Barbesitzer. „So laut Sie wollen. Das Gebäude ist unbewohnt."

„Kidnapping wird schwer bestraft! Sollten Sie das nicht wissen?" sagte Kay unerschrocken.

„Ich weiß nur, daß ich es nicht gern habe, wenn neugierige Damen ihre Nase in meine Angelegenheiten stecken!"

„Haben Sie deshalb Claire Nelson umgebracht?"

„Soll ich ihr den Mund stopfen, Chef?" fragte Mascagni heiser.

„Bei Janice Logan haben Sie es ja schon probiert!" fuhr Kay ebenso unerschrocken fort.

Der Leibwächter ging drohend auf sie zu. Lässig winkte Morrie Stern ab. „Später wirst du vielleicht dein Vergnügen mit Miss Bannermann haben."

„Ich möchte mal wissen, wie sich Ihr Gorilla einem Mann gegenüber benimmt!" sagte Kay höhnisch, obwohl sie vor Angst zitterte.

Der Schatten des Gorilla kam näher. Wieder besänftigte der Nachtklubbesitzer ihn mit einem Wink.

„Was haben Sie mit den Papieren gemacht, Miss Bannermann?" wollte Stern wissen.

„Den Papieren?" Kay hatte keine Ahnung, wovon der andere sprach. Dann dämmerte es ihr. „Sie meinen die Papiere, mit denen Claire Nelson Sie erpreßte, Mister — White?"

Morrie Stern schnappte nach Luft. „Sie sind ne tolle Marke, Miss Bannermann. Woher wissen Sie . . ." Er brach ab, als habe er schon zuviel gesagt.

Kay hatte den Namen „White" einfach so dahingesagt. Nun wußte sie, daß sie den richtigen Decknamen erraten hatte.

„Als Sie Claire Nelson umgelegt ha-

ben, nahmen Sie da nicht zufällig ihren Tresorschlüssel mit?"

„Noch so 'n Witz, Schwester, und Mascagni wird Sie in die Mache nehmen. Dann brauchen Sie hinterher aber nen Leichenwagen!" Stern beherrschte sich nur mühsam. „Es wäre besser, Sie würden mir sagen, wo die Papiere sind. Das würde Ihnen das Leben retten."

Kay schloß die Augen. Das hat Charly befürchtet, dachte sie, genau das!

Sie zwang sich zur Tapferkeit. „Ich habe die Papiere bei einem Freund deponiert", sagte sie.

„Sehr schön. So kommen wir weiter. Und wie heißt der Bursche?"

„Ich kann ihn telefonisch erreichen."

„Sie wollen mich doch nicht etwa reinlegen, Schwester?"

„Ich könnte meinen Freund bitten, die Papiere hierherzubringen."

„Hier ist das Telefon", sagte Stern nach kurzer Überlegung. „Aber sagen Sie kein Wort *mehr*, als ich Ihnen vorspreche!" Und an Mascagni gewendet: „Schneid sie los!"

Die Stricke fielen, Kay ergriff den Hörer. Sie wählte die Nummer von Bakers Taverne. Diesmal meldete sich Charly sofort.

Kay fragte: „Sind Sie am Apparat, *Darling?*"

Am anderen Ende des Drahtes herrschte unheimliche Stille. Dann sagte Charly: „Ich habe verstanden, Kay ... Wo?"

„Sagen Sie ihm, daß Sie die Papiere brauchen!" befahl Stern.

„Erinnern Sie sich an die Papiere, die ich Ihnen neulich gab? Darling, die brauche ich sofort!"

Stern sprach vor: „Ich bin bei Freunden ..."

„Ich bin bei Freunden", sagte Kay nach.

Stern flüsterte: „Eine schwarze Limousine wird Sie in einer Stunde Ecke Vierzigste Straße und Broadway abholen!"

Kay wiederholte gehorsam.

„Sagen sie ihm adieu, Schwester!"

„Adieu, Darling", sagte Kay. „Geben Sie die Papiere aber nur mir!" fügte sie hinzu, ehe sie einhängte.

Stern überging diese Eigenmächtigkeit mit fatalem Grinsen und sagte zu Mascagni: „Fahr los und hol den Kerl. Aber durchsuche ihn nach Waffen!"

„Unbesorgt, Boß. Er wird nicht mal 'n Zahnstocher bei sich haben ..."

Als Leibwächter Mascagni anderthalb Stunden später Charly Baker in das Büro stieß, bohrte er seine Pistole in den Rücken des Wirtes. Auch Stern zog eine Kanone aus der Tasche.

Kay nickte Charly zu. Flüchtig wunderte sie sich, daß der Dicke bei dieser Hitze Handschuhe trug.

„Nimm ihm die Papiere ab!" befahl Stern seinem Wächter.

Mascagni trat dicht an Charly heran und zog einen Umschlag aus dessen Jackentasche. Stern riß ihn nervös auf. Ein paar Zeitungsfetzen flatterten zu Boden.

In diesem Augenblick erfuhr Kay, warum Charly Baker Handschuhe trug: Er schlug Mascagni mitten ins Gesicht. Der Handschuh platzte auf. Ein Schlagring wurde sichtbar.

Der von mehreren Unzen Stahl untermauerte Schlag warf Mascagni zu Boden. Da hob Stern seine Pistole. Aber Charly war schneller. Mit der Geschicklichkeit eines Messerwerfers schleuderte er den Schlagring in Sterns Gesicht. Der Barbesitzer ließ die Waffe fallen.

Charly schlug noch mal hart unter Sterns Kinn. Dann war es sehr still ...

Kay nahm den Telefonhörer hoch und wählte den Polizei-Notruf.

★

Als der Vorhang am Ende des ersten Aktes fiel, wandte sich André Salvati an Mary O'Brien. „Ich habe das Stück schon mal gesehen. Im zweiten Akt tritt Arno Jannings erst ganz am Ende auf. Wollen wir ihn in seiner Garderobe besuchen?"

Mary fand das Stück ohnehin zum Gähnen langweilig. „Gehn wir zu ihm. Ich werde ihm die Zeitungsnotiz zeigen, die Kay dem Klatschreporter suggeriert hat."

➡

Tausend Foltern und eine Nacht

Arno Jannings empfing sie in seiner Garderobe. Er trug einen weißen Smoking. Salvati stellte sich und die Rechtsanwältin vor.

„Ihr Auftritt im ersten Akt war eine wunderbare schauspielerische Leistung." André drückte ganz gewaltig auf die Tube.

„Finden Sie? Wirklich?" Jannings war entzückt und fühlte sich geschmeichelt. „Oh, bitte, nehmen Sie Platz." Er schob für die junge Anwältin einen kleinen Sessel heran.

Mary O'Brien und André Salvati setzten sich. Während Arno Jannings der Anwältin eine Zigarette und Feuer gab, holte sie den Zeitungsausschnitt aus der Tasche.

„Haben Sie das gelesen, Mister Jannings?"

Der Schauspieler las verwundert den Artikel. Nach den ersten Zeilen schon wurde er blaß.

„Decknamen ... Farbe ... Ich verstehe nicht", stotterte er. „Ich kannte Claire Nelson überhaupt nicht. Wie kommen Sie auf den — auf den Gedanken, daß mich das interessieren könnte?"

„Sie kannten Frau Nelson gar nicht? Auch nicht unter dem Namen Claire Jansen?" fragte André.

Jannings setzte sich schwerfällig. Auf seiner Stirn und Oberlippe standen Schweißperlchen.

„Hat sie früher — früher mal so geheißen ... Ich habe sie nie ... Nur in den Zeitungen — von dem Mord gelesen . . ."

Er zerbrach einen Kamm. Er klappte sein Zigarettenetui auf und zu. André und Mary schwiegen.

„Darf ich Ihnen einen Drink . . ." fragte der Schauspieler, unfähig, dieses Schweigen länger zu ertragen.

„Danke, nein, Mister James!" sagte André.

„James? Ich heiße nicht James . . ."

„Pardon, Mister Jansen. Ich meinte natürlich Jansen, Mister James!"

„Ich heiße auch nicht — auch nicht Jansen . . ."

„Wirklich nicht, Mister Green?" fragte Mary überaus sanft.

Da sprang Arno Jannings in wilder Panik auf und stürzte zur Garderobentür.

„Draußen warten zwei Polizisten!" rief André schnell. „Sie warten schon an die vier Jahre auf Sie!"

Der Schauspieler trat hastig von der Tür zurück. Er wankte zum Schminktisch. Setzte sich müde.

„Warum haben Sie die Polizei mitgebracht? Alles ist doch schon so lange her ... Ich habe schwer dafür bezahlen müssen."

„Mister Jansen oder Mister James oder Mister Green — wie Claire Day-Jansen-Nelson Sie auch immer genannt haben mag — nun erzählen Sie mal schön der Reihe nach." André war unbarmherzig.

„Der Reihe nach?" Jannings' Blick ging in weite Fernen. „Ich hatte in meiner Jugend etwas ausgefressen und wurde von der Polizei gesucht. Es war nur ne Kleinigkeit, wirklich. Aus Hunger. Gestohlen . . ."

Seine Stimme wurde leise. „Als ich Claire kennenlernte und mich in sie verliebte, erzählte ich ihr davon in einer schwachen Stunde. Wir waren zusammen bei einer Wanderbühne engagiert."

„Waren Sie mit Claire Day verheiratet?" wollte Mary wissen.

Jannings schüttelte zu ihrer Enttäuschung den Kopf. „Ich konnte ihr nicht genug bieten. Deshalb verlangte sie auch von mir, daß ich mit ihr gemeinsam reiche Kerle schröpfte . . ."

„Das Dachsspiel!?" sagte Mary.

„Ja. Ich wollte erst nicht. Claire drohte, meine Jugendtorheit zu verraten, wenn ich nicht mitmachte. Also spielte ich den erbosten Ehemann. Eines Tages aber hatte ich's satt und verschwand unter falschem Namen. Das ging jahrelang gut. Bis ich vor kurzem das Engagement hier im Astoria bekam. Mein erster Besucher war — Claire. Sie verlangte Geld, andernfalls wollte sie mich anzeigen. Von diesem Tag an kassierte sie zwei Drittel meiner Gage."

„Sie riefen Claire Nelson unter dem Namen Green an und gaben ihr das Geld in einem Taxi, nicht wahr?"

„Das war Claires Idee."

„Und zuletzt", sagte André hart, „wurden Sie die dauernde Erpressung leid und jagten ihr eine Kugel in den Kopf!"

Der Schauspieler fiel beinahe vom Stuhl.

„Mein Gott, nein! Ich schwöre es Ihnen! Ich war nie in ihrer Wohnung! Bitte, glauben Sie mir!" wimmerte Jannings.

„Sie sind Schauspieler", sagte Mary O'Brien ernst. „Aber ich glaube, Ihr Entsetzen ist nicht gespielt. Trotzdem warne ich Sie, davonzulaufen."

André Salvati hatte einen winzigen Fotoapparat aus der Tasche gezogen und ließ den Verschluß schnappen.

„Ich habe Sie eben fotografiert", sagte er. „Für den Steckbrief, der dann fällig wäre!"

★

Die Achterbahn ragte wie ein Tintenfisch in den Himmel über Coney Island. Vom Riesenrad her erklang Gekreisch und Gelächter. Und die Musikboxen dudelten.

Mit dem ungemütlichen Gefühl, beobachtet zu werden, wanderte Charly Baker über den Rummelplatz. Immer wieder sah er sich verstohlen um, konnte aber keinen Verfolger entdecken.

Plötzlich packte ihn jemand am Arm. Charlys Hand ballte sich.

„Hallo, Mister! Wollen Sie nicht ein herrliches Porträt von sich machen lassen?" fragte ein schwitzender Mann und versuchte, ihn in eine Fotobude zu zerren. „Sie sind ne biologische Wucht!"

Baker lachte. „Haben Sie Ihre Bude schon lange?"

„Jahrzehnte!" prahlte der Fotograf.

„Dann haben Sie sicher auch die ermordete Sirene gekannt, die Claire Nelson?"

„Und ob! Sie zog sich dort drüben zehnmal am Tage aus. Ein herrliches Weib! Ein paar Tage bevor sie kaltgemacht wurde, war sie mal wieder hier. Immer noch 'n Prachtweib!"

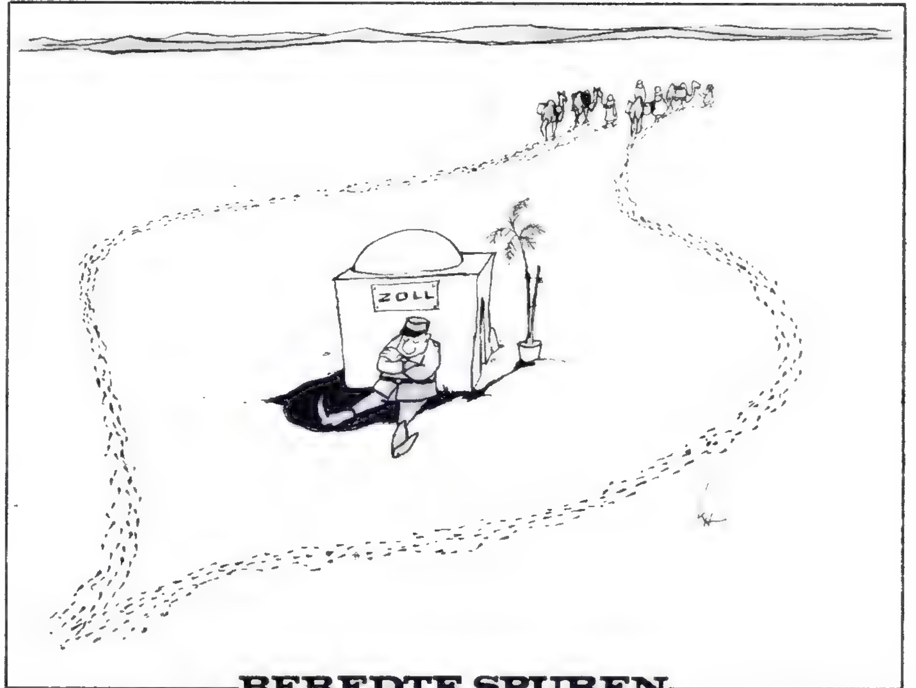
„War ein Mann bei ihr?" fragte Charly rasch.

„Glauben Sie vielleicht, sie ging mit nem dressierten Seehund spazieren?"

„Wie hat der Mann ausgesehen, Mister?"

„Er hatte zwei Arme, zwei Beine und ein Gesicht. Mensch, wenn solche Hüf-

➡



BEREDTE SPUREN

Die Gewinner

des 8. Ferienpreisrätsels in QUICK Nr. 33. Von den eingegangenen richtigen Lösungen wurden bedingungsgemäß folgende Gewinner durch das Los bestimmt:

1. Preis: Einrichtungsstücke (Möbel, Teppiche usw.) nach eigener Wahl zu DM 600,—: Dorothee Herz, Berlin, Kolonnenstr. 65;

2. Preis: ein Tonbandkoffer mit Zubehör zu DM 473,20: Elis Burger, Bobingen, Lindenstr. 3;

3. Preis: ein Transistor-Kofferradio zu DM 252,75: Gertrud Rieger, Köln, Stammstr. 90;

4. Preis: eine Capri-Liege zu DM 145,—: Friedel Peschke, Berlin, Wallendorfer Weg 7.

5.–54. Preis: je ein Versandhaus-Gutschein zu DM 50,—:

M. Anke, Porrentruy/Be, Rue du Creugenat 14; B. Berger, Villingen, Buchenstr. 5; M. Binkert-Schaaf, Rheinfelden, postl.; E. Birnbaum, Hannover, Mecklenheidestr. 85 A; M. Buschhausen, Düsseldorf, Schwerinstr. 67; W. Dietz, Frankfurt/M., Eschersh. Landstr. 257; F. Dorn, Buchenberg 34¹/₄; H. Elsesser, Darmstadt, Viktoriastr. 36; Kurt Franz, Ingelheim, Kurzer Weg 2; A. Frerichs, Bad Friedrichshall 2, Arndt-Str. 21; E. Frey, Friedrichshafen, Aistegstr. 30; E. Glantz, Berlin, Steglitzer Damm 30; F. Göbel, Nürnberg, Schweppermannstr. 56; A. Graf, Rothüslifeld 1144, Menziken/AG; M. Haas, Karlsruhe, Breite Str. 95a; Ch. Hackenbracht, Siegen, Nassauische Str. 11; E. O. Hill, Bensheim, Sudetenstr. 18; K. Hohmann, Wien XIII, Beckgasse 48; W. Hufschmidt, Güdingen, Fr.-Ebert-Str. 3; H. Iversen, Hamburg, Waterloostr. 5; E. Jäger-Roschko, Kiel, Harmsstr. 131; S. Jülichs, Neuß, Friedrichstr. 27; M. Kern, Nidda, Schloßgasse 25; P. Knapp, St.-Lorenzen/Ital.; M. Kurze, Darmstadt, Prälat-Diehl-Str. 14; A. Kusch, Bonn, Koblenzer Str. 56; W. Kutschenreiter, Essen, Mathildenstr. 24; R. Langendorf, Dortmund, Lübecker Str. 14; E. Meier, Hamburg, Aug.-Bebel-Str. 12; H. Meyer, Saarbrücken, Henduckstr. 51; E. Michels, Seelbach/Saar; Alma Müller, Werne, Querstr. 9; A. Müller, Flensburg, Waldstr. 42; J. Neumann, Bellach/SO, Bielstr. 379; L. Nötzel, Massen-Unna, Wasserstr. 2; S. Pirschtat, Essen, Zweigertstr. 53; B. v. Rein, Sulzbach/Saar; J. Rieger, Friedenweiler/Schww.; P. Ringer, Regensburg, Romitzerstr. 8; E. Salomon-Poser, 16 Gotthelfstr., Basel; W. Schmidt, Aßmannshausen, Dreikönigstr. 8; F. Schönfeldt, Derschen, alte Schule; D. Schulz, Rhena, Hs. Nr. 63; J. Seyssler, Garmisch, Römerstr. 7; W. Stahr, Duisburg, Goethestr. 96; E. Stubenrauch, Berlin, Markobrunner Str. 15; S. Tag, Marne; K. Tams, Flensburg, Schloßstr. 11; K. Tanner, Frankfurt/M., Bahnstr. 153; T. S. Wolldeit, Oberjosbach, Hauptstr. 54.

55.–104. Preis: je ein Fix-Teppich-Dackel zu DM 38,50:

E. Adam, Mannheim QU 3, 6—7; O. Bahro, Göttingen, L.-Nelson-Str. 18; Ch. Boenig, Rheydt, Mühlenstr. 33; H. Bunzel, Berlin, Preußenallee 42; H. Cuypers, Krefeld, Stollwerckstr. 2; I. Donner, Frankfurt/M., Tiroler Str. 6; M. Dresner, Hamburg 39, Flemingstr. 8; H. Ehlig, Wiesbaden, Kornblumenweg 7; A. Flügge, Everode; Bgmstr. Girr, Gemmrigheim; E. Haase, Frankfurt/M., Spohrstr. 23; F. Haberkern, Amberg, Regierungsstr. 7; U. Holstein, Pewsum, Siedlung 11; E. Holzwarth, Stuttgart, Geiwitzstr. 2; W. Hunold, Ingolstadt, Manchinger Str. 14; C. Klassert, Frankfurt/M., Kehreinstr. 33; I. Koch, Stuttgart, Schmidener Str. 166; R. Koch, Lilienthal, Moorhauser Landstr. 29; Chr. Krause, Beverungen, u. d. Selskämpen 40; R. Lackner, Hagen, Schulstr. 8a; G. Lenz, Konstanz, Lortzingstr. 1; E. Lindemeier, Schwenningen, Lichtensteinstr. 74; M. v. Löbbecke, Hannover, A.-Niemann-Str. 7; W. Lorenz, Gevelsberg, Goethestr. 20; E. Müller, Schönberg, Am Buchrain 3; L. Neumüller, Landau/Pf., M.-Luther-Str. 46; I. Oberst, Kehl, Luisenstr. 32; K. Paschke, Bad Schwartau, Schillerstr. 12; E. Porumbka, Berlin, Sonnenallee 104; H. Raabe, Helmstedt, Elzweg 76; R. Radl, Witten, Crengeldanzstr. 68; G. Rehberger, Lauterbach, Graben 30; Chr. Reimann, Gelsenkirchen, Knappschaftsstr. 14; H. Schenkenmeyer, Celle, Blumlage 11; A. Schmidt, Tornesch, Pastorendamm; M. Schmuck, Bielefeld, Wilhelmstr. 3a; H. Schneider, Krefeld, Marktstr. 59b; I. Schneider, Wattenscheid, Parkstr. 23; K. Schöttler, Düsseldorf, Im Kämpchen 4; H. Schuy, Düsseldorf, Solenanderstr. 7; G. Silber, Hamburg, Marktpl. 17; M. Söhnlein, Unterasbach, Oberasbacher Str. 4; E. Sundermann, Westhofen/Westf.; K. D. Sy, Berlin, Stubenrauchstr. 22; J. Venjakob, Bielefeld, Hohes Feld 57; H. Wendte, Heiligenhaus, Neuenhauser Weg 16; K. Weselek, Rockenau Nr. 53; H. Wilmes, Hohenlimburg, Oststr. 79; M. Wimmer, Aidenbach, Vilshofener Str. 73; Ch. Wörner, Pforzheim, Eisinger Landstr. 90.

Die Gewinner des 105.—400. Preises (je ein Büchergutschein bzw. 1 Romanband wurden — ebenso wie die übrigen Gewinner — schriftlich benachrichtigt.

Lösung des 8. QUICK-Ferienpreisrätsels in Nr. 33

1. Seite 24: „Sinpro" oder „magenverträgliche schnelle Schmerzbefreiung" oder „Drugofa, Köln". **2. Seite 25:** „Byrrh-Apéritif" oder „Zur Erfrischung Byrrh mit Soda". **3. Seite 31:** „4711 Echt Kölnisch Wasser" oder „Urlaub". **4. Seite 32:** „Kraft's Scheibletten" oder „Käsefreunde lieben Scheibletten". **5. Seite 34:** „Miele" oder „Vollautomat mit allem Komfort". **6. Seite 38:** „Milkana" oder „Lecker und verlockend". **7. Seite 41:** **„Null-Null** WC-Reiniger" oder „Auf diese Stellen . . .". **8. Seite 46:** „irsa-Shampoon" oder „Haarwäsche ohne Tränen". **9. Seite 46:** „Silberne Boxberger". **10. Seite 47:** „Asbach Uralt" oder „Der Erfinder des Sandwich". **11. Seite 52:** „Buerlecithin flüssig" oder „Volle Kraft und Energie . . .". **12. Seite 52:** „Darmol" oder „Die bewährte Abführschokolade" oder „Täglich einmal". **13. Seite 54:** „Togal" oder „Rasche Hilfe" oder „Kopfschmerzen". **14. Seite 55:** „Hormocenta-Hautcreme" oder „Verjüngt, verschönt und faltenlos . . .".



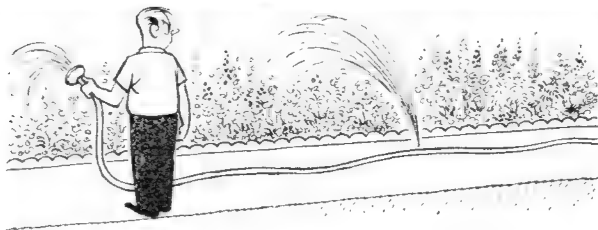
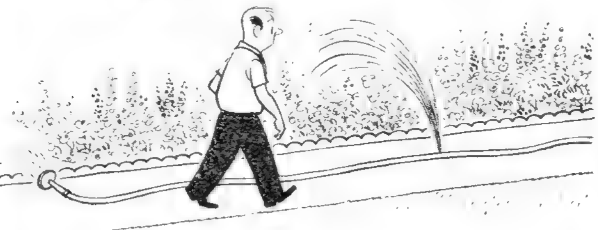
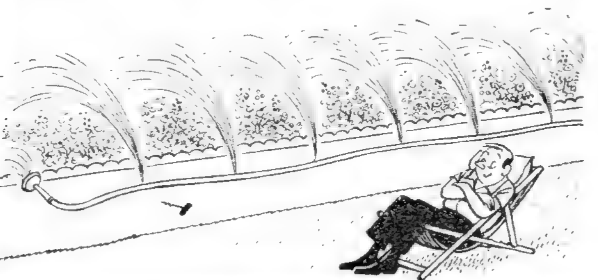


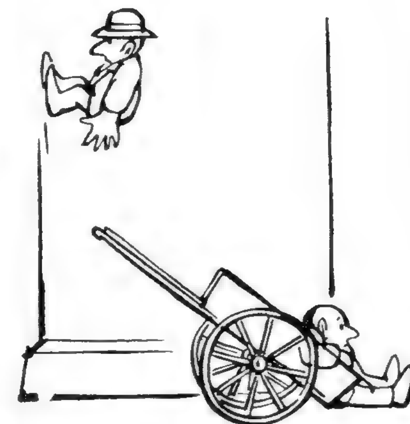
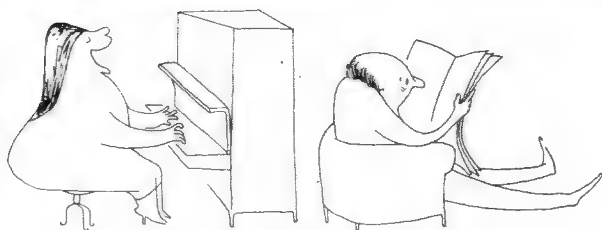
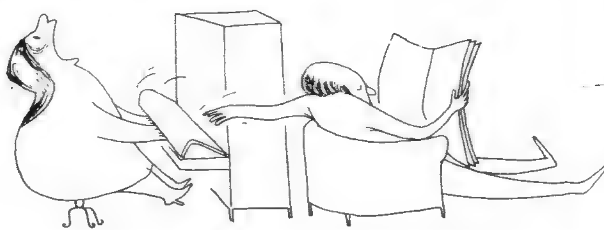




DEM LEBEN ABGELAUSCHT

GESCHICHTEN VON SHIRVANIAN, BEARD, FISCHER, CANZLER

Tausend Foltern und eine Nacht

ten vorbeiwackeln wie die von Claire, dann guck ich doch nicht auf den Freier! Und nun kommen Sie rein. Ich mache ein lebensechtes Bild von Ihnen — für fünfundzwanzig Cent."

„Kein Bedarf", sagte Baker und ging langsam weiter.

„Mit so ner Fresse tät ich's auch nicht!" schimpfte der Fotograf hinter ihm her.

Glücksrad — Todeswand — Gespensterbahn! Charly schlenderte zwischen den Buden dahin, blieb stehen und gab manches Geldstück weg, um etwas zu erfahren. Die meisten Schausteller hatten Claire gekannt und sie auf Coney Island noch kurz vor ihrer Ermordung gesehen. An den Begleiter erinnerte sich keiner.

In einer Wurfbude gewann Charly ein Fernglas. „Behalt's", sagte er zu dem Budenbesitzer. „Sag mir lieber, hast du die Claire aus der Striptease-Bude gekannt?"

„Aber ja!" Der Mann schnalzte mit der Zunge. „Ein Körperchen, sag ich dir! Ich war schwer erschüttert, als sie den Steve Grady heiratete!"

Charly riß die Augen auf. „Was sagst du da? Sie hat geheiratet? Wen, sagst du?"

„Steve Grady. Ein Mickriger mit nem Sandwichstand. Eines Tages holte er seine ganzen Kohlen von der Bank und fuhr mit Claire weg. Er hat mir noch den Ring gezeigt, den er für sie gekauft hatte."

Charly bohrte weiter. „Wo kann ich denn diesen Grady finden, Bruder?"

„Ich hab ihn seit drei Jahren nicht mehr gesehen ..."

Von jetzt ab fragte Charly außer nach Claires Begleiter auch nach Steve Grady. Endlich hatte er Erfolg.

„Ich glaube, er arbeitet in einem Drugstore in New York", sagte ein Mädchen vom Glücksrad.

„New York ist groß, Baby!"

„Ich bin ihm mal nachts in Brooklyn begegnet. Mehr weiß ich nicht."

Charly bedankte sich und schaukelte weiter durch die Budengassen.

„Wie wär's mit ner schönen Handzeichnung von Ihnen?" fragte eine heisere Stimme. „Mein Auge ist das schärfste von Coney! Zehn Minuten dauert die Sitzung — hundert Jahre das Glück der Enkel durch Ihr Bild auf der Kommode. Für fünfzig Cent!"

Baker betrachtete den weißhaarigen Mann mit der Himbeernase. Er hockte an einer Staffelei, umgeben von Schwarzweißzeichnungen.

„Haben Sie zufällig Claire Nelson kurz vor ihrem Tod hier gesehen?" betete Charly seinen Spruch herunter.

„Gesehen? Umarmt hab ich sie! Als sie hier stripteaste, habe ich mindestens hundert Zeichnungen von ihr gemacht! Umsonst gemacht, aus Liebe zur Kunst!" Der Maler dämpfte die Stimme: „Ich hab noch ein Blatt, gezeichnet beim Höhepunkt ihres Schönheitstanzes. Scharfe Sache, kann ich Ihnen sagen! Fünf Dollar?"

„Erinnern Sie sich noch an den Kerl, der bei ihr war? Ich wette, den könnten Sie nicht aus dem Gedächnis zeichnen!"

„Da sind Sie aber schief gewickelt!"

„Wie sah er denn aus?"

„Ich könnte ein Bild von ihm zeichnen", behauptete der Künstler und beobachtete Charly dabei aufmerksam. „Wenn genug für mich rausspringt."

„Nachher zeichnen Sie Ihren Großvater und sagen: Das ist er!"

„Blödsinn! Ich leg Ihnen ne Zeichnung aufs Papier, so lebensecht, daß Sie beinah mit ihr reden können! Was zahlen Sie?"

„Fünf Dollar!"

„Fünfzig!"

„Auf Wiedersehen!" sagte Baker und ging gemächlich weiter.

Nach hundert Metern zupfte ihn jemand am Ärmel. ➜

Tausend Foltern und eine Nacht

„Dreißig", sagte der Schnellzeichner und ging neben Charly her.

„Zwanzig", sagte der Wirt der Taverne ungerührt.

Der Künstler seufzte: „Her mit dem Geld!"

„Ich muß es erst holen. Das dauert aber eine Weile!"

„Mir pressiert's ja nicht!"

„Aber mir! Ich brauche das Bild noch heute."

„Wie weit haben Sie denn?"

„Achtundzwanzigste Straße."

„Fürs Fahrgeld und 'n paar Drinks male ich das Bild vor Ihren Augen. Wo können wir uns treffen? In ner Kneipe am besten."

Charly überlegte einen Augenblick. „Kommen Sie in Charlys Taverne. Dort werde ich auf Sie warten."

„In diesem miesen Laden?" brummte der Künstler. „Na, mir soll's recht sein. Gegen zehn bin ich da. Bringen Sie den Kies mit in die Destille!"

★

Charly Baker kehrte überaus zufrieden in seine Taverne zurück. Sein Vertreter hatte sich inzwischen einen Rausch angetrunken und die Gäste vernachlässigt. Charly schmiß ihn raus und sorgte erst einmal für Umsatz. Dabei dachte er an die Zeichnung und daß zwanzig Dollar ne Stange Geld sind ...

Kurz entschlossen rief er Mary O'Brien an und erzählte ihr von seinem Erfolg auf Coney Island. Die Rechtsanwältin versprach hocherfreut, das Geld gleich vorbeizubringen.

„Ich werde Ihrem Weißhaarigen mit der Himbeernase sogar vierzig Dollar geben!" sagte sie. „Mister Salvati möchte sich nämlich ebenfalls beteiligen. Nick Nelson war schließlich sein Freund . . ."

Als Mary später das Geld brachte, hatte sie noch ein Anliegen. „Kennen Sie zufällig einen Ballistiker bei der Polizei, Charly?"

„Das sind die Männer, die an ner Kugel riechen, aus welcher Richtung sie angezischt kam, wie?"

Mary übergab ihm zwei plattgedrückte Pistolenkugeln und ein paar Anweisungen. „Glauben Sie, daß Sie das arrangieren können?"

Charly nickte. „Ich kenne bei der Polente ne Menge Nieten. Aber auch 'n paar Kapazitäten. Lassen Sie mich mal machen. Wozu brauchen Sie das eigentlich?"

„Nicht böse sein, Charly", bat Mary O'Brien. „Das möchte ich noch für mich behalten."

„Schon gut", sagte Charly gutmütig. „Übrigens habe ich noch was rausgekriegt in Coney: Wahrscheinlich war Claire verheiratet. Mit einem gewissen Steve Grady!"

Mary starrte ihn ungläubig an. „Noch ein Mann? Unfaßlich! Wissen Sie, wo man den Herrn finden kann?"

„Angeblich arbeitet er in einem Drugstore in New York. Davon gibt es bei uns mindestens zehntausend, Miss O'Brien!"

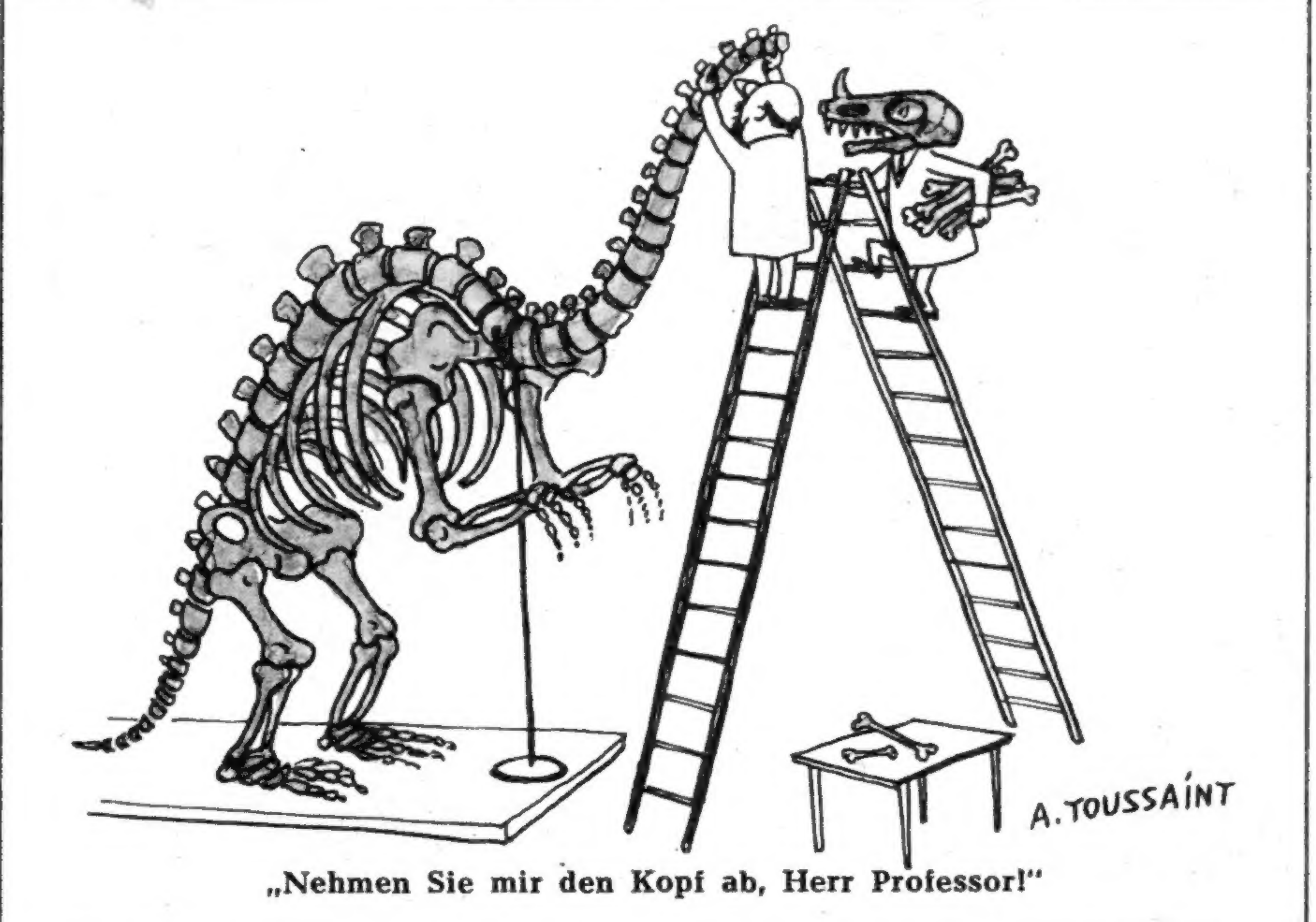
„Macht nichts! Es gibt auch einige tausend Detektive in New York!"

„Was das kostet!" warnte Charly. „Na, vielleicht beteiligt sich Nicks Freund, Ihr Herr Verlobter, an der Zeche."

„Ich bin mit André Salvati nicht verlobt", murmelte Mary und verabschiedete sich . . .

★

Um 9 Uhr 45 an jenem Abend ging der Schnellzeichner von Coney Island langsam die dunkle 28. Straße entlang.



„Nehmen Sie mir den Kopf ab, Herr Professor!"

Unter dem Arm trug er eine Rolle Skizzenpapier, auf dem er den Mann verewigen wollte, der Claire Nelson bei ihrem letzten Besuch in Coney begleitet hatte.

Der Mann, den für sein lebensechtes Meisterwerk zwanzig Dollar erwarteten, ging nicht sehr sicher. Er hatte wegen des guten Geschäftsganges und aus Gründen der künstlerischen Inspiration ein paar Drinks zur Brust genommen. Er pfiff den Banana-Song mit durstesfroher Kehle vor sich hin.

Schon von weitem sah er die Reklamebeleuchtung von Charlys Taverne. Sein Durst verstärkte sich. Die parkende Limousine am Straßenrand sah er nicht. Vielleicht hielt er die Rücklichter für glimmende Zigaretten oder für funkelnde Katzenaugen.

Auf gleicher Höhe mit dem Fahrzeug rief ihm eine Männerstimme zu: „Hallo, Mister! Hätten Sie wohl mal Feuer?"

Der Zeichner drehte erschrocken den Kopf zu dem Fahrer des Wagens. Im gleichen Augenblick traf ihn der ätzende Inhalt einer Flasche mitten ins Gesicht.

Noch ehe der rasende Schmerz in das Bewußtsein des Zeichners drang, war die schwarze Limousine aufheulend davongeschossen. Mit quietschenden Reifen preschte sie um die nächste Ecke.

Die Schmerzensschreie des Malers gellten durch die fast menschenleere Straße. Die Säure des unbekannten Attentäters hatte sein Augenlicht zerstört. Er würde nie wieder zeichnen können...

Haustüren öffneten sich, Neugierige kamen und Hilfsbereite. Jemand rief einen Ambulanzwagen. Sirenen, Blaulicht, Streifenpolizisten. Durch Funk wurde der Vorfall der Kriminalpolizei gemeldet.

Fast gleichzeitig mit dem heranrasenden Wagen der Kriminalinspektion bog Nick Nelson in die 28. Straße ein. Er sah die Menschenmenge, das Unfallauto, die Uniformierten, keine zwanzig Meter von Charlys Taverne entfernt — und erschrak.

Was hatte das zu bedeuten? Er konnte sich keinen Reim darauf machen. Vorsichtshalber stellte er sich in das Dunkel einer Toreinfahrt und beobachtete.

Zwei Männer gingen vorbei. „Vielleicht hat ne verlassene Geliebte dem armen Kerl Vitriol ins Gesicht geschüttet", mutmaßte der eine.

„Der Polizeiarzt hat was von Salzsäure gemurmelt", wollte der andere gehört haben . . .

Nick beschloß, den Besuch bei Charly bis nach Mitternacht zu verschieben. Er trat aus dem Dunkel der Einfahrt.

Der erste Mensch, der seit Stunden das Wort an ihn richtete, war Inspektor Gort vom Polizeipräsidium. Derselbe Gort, nach dessen unbarmherzigem Verhör Nick den Sergeanten Mayo niedergeschlagen hatte und getürmt war.

„Kommen Sie mal unter die Laterne", sagte Gort.

Fortsetzung folgt




Simon Arzt



Dem Quick-Leser gehört die Welt



Nr. 37 · Jahrgang 14
10. September 1961
Preis 60 Pfennig

Verlag und Redaktion:
München 3, Brienner Straße 26–28
Tel.: 22 88 01; nachts: 22 88 01 - 04 (im Selbstwählferndienst Ortskennzahl 0811)
Fernschreiber-Anschluß: 05-23600
Versandstelle Essen: Telefon 7 19 61 (im Selbstwählferndienst Ortskennzahl 02141)
Fernschreiber-Anschluß: 08-57354

Herausgeber: Diedrich Kenneweg

Redaktionsdirektor: Franz Hugo Mösslang

Bildbeiträge:

Leitung: Günter Prinz

Verantwortliche Redakteure: Dr. Herbert Zachäus (Ausland), Gerhard Moosleitner (Inland)

Imprimatur: Wolfgang Küchler

Redaktion: H. Wahl, B. Wundshammer, D. Ahrens, O. Schuster, K. Gessl, H. Jaenecke, R. Palm, T. Reychardt (Titelbild), D. Schäfer, E. Fein, H. Dau, J. Leeb. Theater und Film: J. F. Bremer

Textbeiträge inclusive Illustrationen

Leitung und verantwortlich:
Friedrich Strindberg

Romane: M. Stiebing, B. Eberle, B. Naegele, Ilse Ebbinghaus. Tatsachenberichte: G. Jaeckel, W. F. Hiss, H. T. Rowe. Wissenschaft: W. F. Hiss. Recherchen: H. Hartmann, P. Nischk, P. Schäcker

Grafische Gestaltung: Hans Schwarz
E. Vogl-Dammbach, E. Rossbach, D. Eisenlau, H. Schmitt, G. Halden

Grafische Beratung: Willy Fleckhaus

Schlußredaktion: Georg Fritz

Bilderdienst: Margarete Paupitz. Chef vom Dienst: Dorrit Matzkait

Herstellung: Dieter Martens

Research: Dr. Manfred Koch

Anzeigen
Verantwortliche Leitung: Verlagsdirektor Alfred Boehme. Struktur: L. Tonke. Druckkontrolle: A. Hofmann

Vertrieb
Gesamtleitung: Stellvertretender Verlagsleiter Paul Manet. Stellvertretung: Walter Freitag. Abonnement: H. Siebels. Ausland: H. Korting



erscheint wöchentlich im Verlag Th. Martens & Co. GmbH

Auslandsredaktionen: London: J. H. Kisch, 101 Salisbury Square House, Fleet Street, London EC 4, Tel. Fleet Street 5657. New York: Arthur Steiner, 69–10 Yellowstone Blvd. Forest Hills, New York, N. Y., Tel. JII. 9–34 28. Rom: Joachim Schell, Via Mecenate 18, Rom, Tel. 73 25 09. Holland und Belgien: Bob van Dam, Plantage Parklaan 12, Amsterdam, Tel. 5 49 51. Wien: Sebastian Leitner, Genzgasse 50, Wien XVIII, Tel. 32 05 52.

Redaktionsvertreter in Deutschland: Liselotte Fischer, Stuttgart, Reinsburgstraße 125, Telefon 6 72 67; Gert Kistenmacher, Hamburg 1, Alstertor 15, Telefon 33 04 66, Fernschreiber 02–13 753; Rudolf Woller, Bonn, Pressehaus VI/76-77, Telefon 2 37 72, Fernschreiber 0886–816; Rudolf Zscheile, Berlin-Schlachtensee, Ahrenshooperzeile 5, Telefon 84 52 69, Fernschreiber 018–3010; Gerhard Dierssen, Hannover, Büssingweg 22, Telefon 66 66 98. Ständige fotografische Mitarbeiter: Wolfgang Fischer, Gerhard Gronefeld, Hanns Hubmann, Hilmar Pabel, Victor Peters. Bildagenturen: AP, dpa, Graziani, Keystone, Lutetia, UPI. Druck: W. Girardet, Essen.

Abonnements nimmt jede Postanstalt oder der Verlag direkt entgegen. Monatlicher Bezugspreis: DM 2.60 (zuzüglich Zustellgebühr DM 0.09). QUICK darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung des Verlages in den Lesemappen geführt werden. Wiederverwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages gestattet. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 13 gültig. Bank: Bankhaus H. Aufhäuser, München. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I, Freyung 6. Erscheinungsort: München

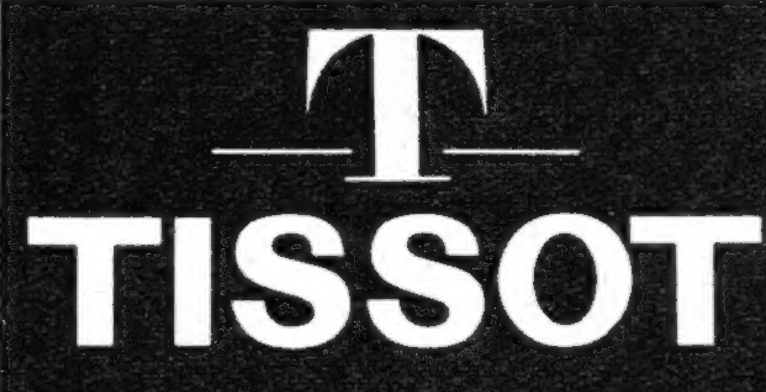
Asien: US $ 0,30; Australien: austr. sh 2/6; Belgien: bfrs 9,–; Canada: can $ 0,30; Dänemark: dkr 1,40; Frankreich: NF 0,90; Großbritannien: sh 1/9; Holland: hfl 0,70; Italien: Lit 120,–; Luxemburg: lfrs 9,–; Norwegen: nkr 1,40; Österreich: ö. S. 4,50; Portugal: Esc 8,50; Schweiz: sfrs 0,70; Spanien: Ptas 18,–; Süd- und Südwestafrika: Rand 0,20; Mittel- und Südamerika: US $ 0,30; Türkei: TL 2,70; USA: US $ 0,30.

Printed in Germany.

TISSOT
erfüllt Ihren Wunsch nach einer guten Schweizer Uhr!



Tissot Herren-Uhren kosten in Chrom-Stahl ab DM 88,-, in Plaqué ab DM 98,- und sind sowohl mit Handaufzug als mit Selbstaufzug mit und ohne Datum erhältlich. -



Fünf Vorteile entscheiden für Tissot:

* mikrogenau
* stoßgesichert
* unzerbrechliche Feder
* antimagnetisch
* Schweizer Qualität zu erstaunlichem Preis

Auskunft und Prospekte durch Uhren-Handelsgesellschaft mbH., Frankfurt/Main, Berliner Straße 56-58